Diese Mikroverfilmung wurde von der

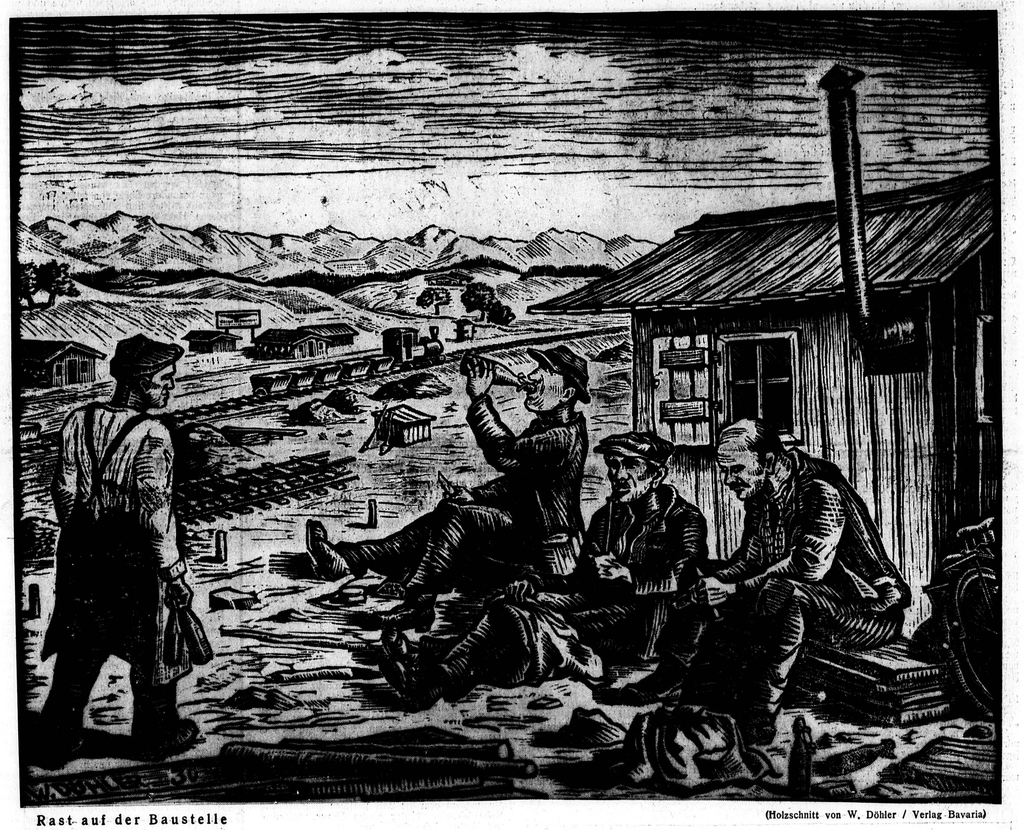
Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

6. Jahrg. – Nr. 23 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 6. Juni 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Rast auf der Baustelle (Holzschnitt von W. Döhler / Verlag Bavaria)

Pause

Zuerst haben wir sie eigentlich kennen gelernt, als wir in jungen Jahren mit kurzen Hosen und mit nichts als dem Ranzen beschwert zur Schule gingen; damals erschien sie uns — seien wir nur ehrlich! — als die angenehmste Seite des Unterrichts. Wenn wir auch mal zur Schule zu spät kamen, zur Pause wären wir sicherlich nie zu spät gekommen. Denn sie setzte, wenn auch nur immer für Minuten, die Spiele und Unterhaltungen unserer Freizeit fort. Als wir freilich dann später in die höheren Klassen kamen und der Unterricht vielfach die Anspannung aller seelischen und geistigen Kräfte verlangte, entdeckten wir den tieferen Sinn der Pause: sie sollte uns die Möglichkeit geben, uns von den Strapazen der geistigen Arbeit zu erholen. Das Bedürfnis wuchs mit der sich steigernden Anspannung und wir fühlten, daß die Pause durchaus nichts Nebensächliches ist, nichts, was man auch eben so gut übergehen könnte.

Und erst recht im späteren Berufsleben, als die Pausen sich nicht mehr so pünktlich und unbedingt einstellten, als wir auch schon mal pausenlos arbeiten mußten, erfuhren wir die stets sich erneuende Kraft, welche die sinn- und planvolle Unterbrechung der Arbeitszeit schenkt. Die Pause hat gewiß mit Bequemlichkeit oder gar Faulheit nichts gemein; im Gegenteil, in dem Augenblick, wo wir ihre kraftverhaltende und kraftverneuernde Bedeutung erkennen, verpflichtet sie uns, nämlich darin, daß wir sie in der richtigen Weise begehen.

Jeder braucht die Pause. Auch die, welche behaupten, sie nicht nötig zu haben, die in ihr das heimliche Eingeständnis einer Schwäche sehen wollen, werden das nicht immer sagen. Des Menschen Kraft ist nicht nur etwas, was nicht mißbraucht werden darf, sondern sie ist etwas Großes und Unersetzliches, was unter allen Umständen erhalten werden muß. Und dazu eben ist das wichtigste Mittel die sinnvolle Pause, ganz gleich, in welcher Form sie einer halten kann.

Dabei wollen wir zur Pause nicht nur die kleinen Zeitspannen rechnen, die sich zur Erholung und leiblichen Stärkung in unsere Arbeitszeit einschieben, sondern zur Pause im weiten Sinne gehört all unsere Freizeit, auch der Sonntag, auch die Nacht. Schon darin, daß wir uns durch den Schlaf der Nacht für den kommenden Tag rüsten, erkennen wir die weise Ordnung dieser Welt; die eigene Natur zwingt den Menschen zu ruhen, und ein jeder weiß, wie sehr sich die Natur zu rächen weiß, wenn wir dieser Ordnung nicht achten. Aber mit der körperlichen Erholung allein ist es ja nicht getan. Gewiß, sie gibt uns die Möglichkeit, am anderen Tage wieder unserer Arbeit nachzugehen, aber es würde doch das Herz nicht froh dabei, würde unser Leben aus nichts anderem bestehen, als aus der täglichen Arbeit, dem Essen und dem Schlafen. Der Mensch hat auch eine Seele, und auch deren Kraft wird beansprucht, und auch sie verdient Stärkung, Erholung. Wir wollen keine Menschen, die stur und stumpf ihr Tagespensum tun, wir brauchen frohe Menschen, die ihren Tag mit bereitem, hingebenden Eifer tragen, die heiteren und begreifenden Sinnes schaffen, die sich ganz und ungeteilt für das Schaffenswerk einsetzen, dem sie dienen und dadurch die Arbeit nicht als Fron sondern als hohe Bestimmung und heiligen Dienst erfassen. Diese Bereitschaft und dieser Eifer aber kommen vom Herzen, kommen von der Seele, die sich in Stunden der Muße, der Freude, der Feier immer wieder auf diese Sinndeutung ausrichten muß.

Wir erleben es in unseren Tagen, daß das neue Deutschland sich gerade in diesem Punkte in ganz besonderer Weise der schaffenden Volksgenossen in Stadt und Land annimmt. Wir kennen alle die große Freizeitorganisation „Kraft durch Freude", die eben helfen will, durch Feiergestaltung, durch Reisen, durch Freude jeder Art die seelische Kraft des Volkes zu stärken und so auch die tatsächliche Leistung zu erhöhen. Millionen Volksgenossen haben in den vergangenen Jahren glückliche Ferien, erlebnisreiche Freizeit erfahren, und werden nun wissen, welche Bedeutung die freie Stunde, der Feierabend, die Ferien gerade für uns Menschen des 20. Jahrhunderts haben, die wir mehr als je eine Generation durch angestrengteste Leistung und die Lebensbedingungen erkämpfen müssen. **Lk.**

Einst und jetzt / Sprachplauderei von Hans Heimann

Was war noch bei Grophius (1639 nachzuweisen) etwas Eßbares. Wenn Rehe ächen, tun sie es im Hinblick auf die Vergangenheit.

Ehedem wurde abgeseimt als „geläutert" verwendet, doch tauchte es bereits Mitte des 15. Jahrhunderts im Sinne von „raffiniert" auf.

Der Ahne war entweder ein Großvater (ano) oder eine Großmutter (ane) und nichts darüber hinaus.

Für aufrichtig sagten unsere Ahnen: alawäre, und das verschliff sich zum heutigen „albern".

Angst und Bange sind dasselbe, sind Beengung, Beängstigung, Eingeengtsein.

Beinah war: in der Nähe.

Ein Kirchenlied vermittelt uns den alten Sinn befehlen. Es war das Gleiche wie „übergeben". („Befiehl du deine Wege . . .")

Brunst bedeutete Brand und Ding Gerichtsverhandlung (Bedingung, dingfest machen).

Wer im Elend lebte, der besand sich (bis zu Ludwig Uhland) im Ausland.

Daß fahren auf Schusters Rappen vor sich ging, erhellt aus der Wallfahrt.

Fertig war: bereit zum Fahren.

Ein feiger Mensch war ein dem Tode verfallener Mensch, ein frecher war ein mutiger.

Getreide (getregede) nannte man das Erträgnis jeglicher Art.

In gerben steckt die Wurzel „gar", und so verstand man unter „gerben" schlechthin das Bereiten, das Garmachen.

Jeder Zufall war Glück, nicht allein der glückliche. Auf gut Glück: das kann schief gehen.

Wer denkt daran, daß häßlich das Eigenschaftswort zu „Haß" ist und dasselbe bedeutet wie hassenswert?

Im englischen clean und in unserem Kleinod haben wir den wahren Begriff des Kleinen: „klein" war glänzend, kostbar.

Ein hurtiges Pferd hieß ein Klepper.

Das im 12. Jahrhundert einer unbekannten Quelle entspringene klug hatte die Bedeutung von „fein".

Der Knecht war ein männliches Kind und alsdann (siehe Landsknecht) ein Krieger.

Unter Kopf verstand man einen hohlen Gegenstand, später einen Becher, später (als Bild) eine Hirnschale und schließlich das Haupt.

Kühn deckte sich mit: kumbig.

Laune war „Mordwechsel", sodann „Wechsel" und schließlich „Wechsel der Stimmung".

Lauschen war: verborgen sein.

Wer einen anderen lehrte, der brachte ihn auf den Weg, auf die Spur. Seltsamerweise sagt man von einem Gleis, es habe soundsoviel Spurweite.

Unter delirieren (zu Delirium) birgt das lateinische Wort für „urche" (lira), also das beliebten wörtlich heißt: entgleisen.

Leib war: das Leben. Eine Leibrente ist keine Bauchrente, sondern eine Lebensrente.

Leiche war: der Körper. Zeugnis legt der Leichdorn ab, das sog. Hühnerauge. Wer einem zweiten Menschen gleich war, hatte denselben Leichnam, dieselbe Leiche (geleicht), und wer einem anderen nicht aufs Haar, vielmehr nur annähernd glich, war ihm ähnlich (ich — leich).

Mähre war schlechthin: die Stute, das weibliche Gegenstück zum Streitroß (marc, march, erhalten in Marschall und Marschall).

Maf war die Zeit des Mahles, die Mahlzeit, und im weiteren Sinne: die Zeit. „Sintemalen" bedeutet: seit dem Mal.

Eine Memme war kein Feigling, sondern: die Mutterbrust (mamma). Von der Mutterbrust wanderte der Sinn auf die stillende Mutter und von ihr zum „Mamakind" und von diesem zum Feigling.

Wer sich ins Mittel legt, vermittelt. „Mittel" war: die Mitte.

Aus der Hiobspost dürfen wir schließen, daß „Post" eine Nachricht war.

Zu Rindern, die dreist und ungezogen sind, sagen wir Racker. Dieses Wort war auf den Wirtsleger gemünzt: „rackern" bedeutete: säubern.

Oder man sagt Range zu ihnen. Und was war Range? — Ein Mutterschwein.

Ein redlicher Mann war ein verständiger und nicht etwa ein ehrlicher Mann.

Ein schäbiger Mann war ein aussätziger und nicht etwa ein geiziger Mann.

Und ein Schalk war ein Mann mit niedrigster Gesinnung.

Und ein Schelm? Ein Schelm war mitnichten ein Schalk. Das tote Körper hieß „Schelm".

Unser schimpfen war gleichbedeutend mit: scherzen.

In schlecht und recht werden wir der ursprünglichen Beschaffenheit des Wortes „schlecht" inne, es war dasselbe wie: schlicht.

Schlimm hatte den Sinn von: schief oder schräg.

Was heißt schonen? Schonen heißt: gut behandeln. Wen oder was muß man gut behandeln? Das Schöne! Schön ist „strahlend" gewesen und „sehenswert".

Das einzig Mögliche bei dieser Hitze (Erich Zander-Archiv, K.)

Mit Schund tun wir Minderwertiges ab. Es war dereinst: der Balg. (Siehe Schinder und Schindmähre.)

Wer etwas verschluckte oder sich verschluckte, der schwelgte; denn „schwelgen" war verschlucken.

Etwas ist sehr schmerzlich. Kann etwas sehr schmerzlich sein? Aber natürlich. Obwohl „sehr" siehe: versehren) an und für sich „schmerzlich" bedeutet.

Sobald das Wasser kocht, beginnt es zu singen. Nun, sengen war: singen machen. (Vergl. sprengen und springen).

Im Trutz, den die Amerikaner erfanden, und in unserem „Trotz" schlummert das alte Eigenschaftswort „treu". Auch in „trauen" ist es eingekapselt. Es bedeutet: fest, baumstark.

Ungefähr war: ohne Gefahr.

Tut du etwas vergebens, so tust du es geschenkweise. „Vergebens" ist: als Geschenk.

Die Vernunft war: das Vernehmen.

Ein vermegener Bursche war einer, der sich vermöge, also beim Wägen irrte. Noch heutigen Sprachgebrauch: der sich verwogen hatte. Vom wirklichen Wiegen wurde das Wort auf die Glückswage übertragen.

Verachte ich einen Feind wegen seiner Dummheit, so verachte ich ihn auf Wegen seiner Dummheit. Verachte ich ihn, weil er dumm ist, so verachte ich ihn, so lange (während der Weile) er sich dumm benimmt.

Besitze ich wenig Geld, so ist mein Geldbesitz kläglich; zum Weinen; „wenig" ist: zum Weinen.

Wicht war: das Ding, die Sache, das Etwas.

Und unser „nicht" ist die Verschmelzung von: nicht irgendein Ding — nit es wiht — niwiht.

Wit war der (in „Mutterwitz" und „Gewitzheit" erhaltene) Verstand.

Wohl ist: nach Wunsch (von „wollen").

Und ziemlich ist: geziemend.

Womit ich mich geziemend empfehle.

Peter Kleinigkeit

Eigentlich sehr nebensächlich, diese Begebenheit. Lohnt sich kaum zu erzählen. Er war Bauarbeiter, dieser Peter Kleinigkeit. Steine tragen und so. Das heißt: er hieß eigentlich Meier, Peter Meier. Wir nannten ihn nur so.

Er war ein netter Kerl. Bloß ein bißchen zu großes Mundwerk. Wollte alles können, der Peter Meier. — „Kleinigkeit", sagte er, wenn irgend etwas gemacht werden sollte, was nicht in sein Fach schlug. Gerüste bauen, eine Mauer hochziehen, Fenster einsetzen — Peter Kleinigkeit konnte alles. Das heißt: er sagte es. Zu gebrauchen war jedoch in der Regel nichts davon.

In der Millenstraße hatten wir einen Umbau. Netter Bauherr, der uns mittags durch das Hausmädchen immer etwas zu trinken bringen ließ. Wir waren mehrere junge Leute, unverheiratet. Kein Wunder, daß das hübsche Mädchen des Bauherrn von allen umworben wurde. Wer wird das Rennen machen, fragten wir uns in der Frühstückspause. Peter Meier strich sich die Anzeichen seines Schnurrbartes und sagte: „Kleinigkeit."

Mittags kam das Mädchen. Peter scherzte mit ihr, faßte sie um die Taille und wollte ihr schließlich einen Kuß geben. Dafür bezog er jedoch eine kräftige Ohrfeige. Es gab natürlich lautes Gelächter, und Peter wurde feldgrau erdbeerlich stiller. Er scherzte nicht mehr mit, wenn das Mädchen mittags kam. Er saß still da und löffelte seine Suppe.

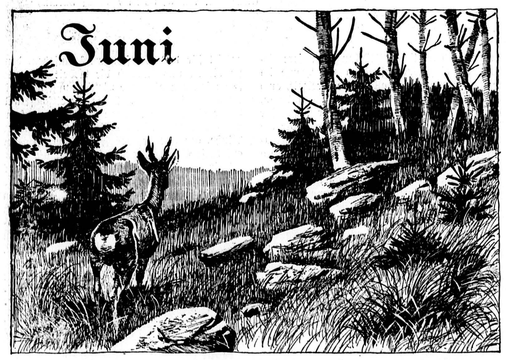
Der Umbau war so weit, daß mit der Richtung des Dachstuhles begonnen werden konnte. Dicke, schwere Balken wurden durch den Kran nach oben gehievt. Bei der Beförderung eines besonders schweren Stückes hatte das Seil des Kranes, an dem die Last zwischen Himmel und Erde schwebte, hinter einem Mauervorsprung am Gesims sich festgeklemmt.

Alle Versuche, es flott zu machen, mißlangen. Es mußte jemand nach oben steigen, um das Seil zu lösen. Dabei war schwer an die Stelle heranzukommen, nur Platz für einen Mann, und die Richtung, die der am Seil schwingende Balken nehmen wurde, war nicht abzuschätzen. Es war eine gefährliche Sache. „Wer will es wagen?" fragte der Meister.

„Kleinigkeit", sagte Peter Meier und war schon auf der Leiter. Rasch hatte er die obere Galerie des Gerüstes erreicht und kroch an die gefährliche Stelle heran. Zuerst versuchte er mit der Hand das Seil zu lösen — es gelang nicht. Er holte einen Hammer und begann das Mauerwerk des Gesimses, in das sich das stählerne Seil schon tief eingegraben hatte, zu zerschlagen. Wir standen unten und hielten den Atem an. Gesteinsbrocken um Gesteinsbrocken fiel. Dann begann das Seil zu zittern, ein großes Stück des Mauerwerkes brach krachend los, und wild schaukelte der befreite Balken in der Luft.

Wir schrien anerkennende Worte zu Peter Meier hinauf. Aber der rührte sich nicht. Schnell kletterten wir nach oben. Peter Meier lag auf den Brettern mit heftig blutender Stirnwunde. Ein Gesteinsbrocken hatte ihn getroffen. Er wurde bewußtlos. Behutsam trugen wir ihn nach unten, kühlten seine Stirn und verbanden ihn notdürftig. Dann kam der Krankenwagen.

Als ich ihn am folgenden Tage besuchte, saß das Mädchen des Bauherrn bei ihm am Bett und hielt seine Hand. Ich fragte nach seinem Befinden. „Kleinigkeit!" lächelte er unter Schmerzen. „Kleinigkeit, mein Lieber! In 14 Tagen ist Verlobung!" Georg Büsing.



Das Jagdbild des Monats

Der Rehbock hat verfärbt, das Gehörn ist gefegt und hat seine dunkle Färbung mit weißen Enden vollständig angenommen. Morgens und abends ist jetzt die beste Pirschzeit auf den guten Bock, der aber in der zweiten Hälfte des Monats bis Mitte Juli, wo die Pirschzeit beginnt, meistens sehr heimlich ist. (von Roebel, Zander-M.)

Dies nebenbei

Man braucht für alle Dinge einen Sündenbock, auch dafür, wenn sich die Finanzen in einer Stadt in Unordnung befinden. Die Stadt Stornaway auf den Hebriden hat sich — den Mond als Sündenbock ausgesucht und behauptet allen Ernstes, daß dieser Himmelskörper die Schuld daran trägt, wenn in diesem Jahre in der Stadtkasse ein erhebliches Defizit herrscht. Die Gemeindeverwaltung ist in der Lage, diese Behauptung genau zu beweisen. Es besteht nämlich die Bestimmung, daß bei hellem Mondlicht die Straßenbeleuchtung von Stornaway ausgeschaltet wird, damit man Strom spart. In diesem Jahre aber hat der Mond auf den Hebriden seine Pflicht, eine öffentliche Lichtquelle zu sein, nur sehr schlecht erfüllt. Das schlechte Wetter, das in den letzten Monaten in Stornaway herrschte, brachte es mit sich, daß man so ziemlich jeden Abend die Straßenbeleuchtung einschalten mußte und praktisch aus dem Mond kaum irgendeinen finanziellen Vorteil schlagen konnte. Hoffen wir, daß Frau Luna mit den Sorgen der Finanzverwaltung von Stornaway Verständnis hat und ihre Versäumnisse in den nächsten Monaten wieder wettmacht.

*

In Mexiko sind nicht weniger als 16 000 Menschen für eine Industrie beschäftigt, die sozusagen eine Spezialität des Landes ist. Sie beschäftigen sich nämlich mit der Jagd und dem Versand von Fliegen. Alljährlich bezieht Europa viele Tonnen Fliegen aus den tropischen Gebieten, die als hochwertiges Futter für Vögel und Zierfische gehandelt werden. Es handelt sich um eine ganz besondere Sorte von fettreichen Fliegen, die aus Mittel- und Südamerika kommen und deren Hauptlieferant Mexiko ist. England allein verbraucht jährlich 50 Tonnen mexikanischer Fettfliegen. In diesen Wochen rücken zahlreiche Fangkolonnen an die Flußufer, Seen und Sümpfe Mexikos, wo die begehrten Insekten in riesigen Mengen in feinmaschigen Netzen gefangen werden. Die Fliegen werden dann getötet und in der Sonne getrocknet. Dann packt man die seltsame Ware in Säcke zu je 50 Kilo, in denen sie auf dem Seewege nach Europa gebracht werden.

*

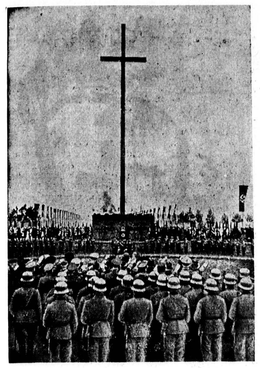
Ein dänischer Naturforscher ist der Frage nachgegangen, inwieweit die Begeisterung für das Billardspiel den Elefanten zum Verhängnis geworden ist. Er erklärt nämlich, daß nach seinen Berechnungen in den letzten hundert Jahren auf der Welt ungefähr zwei Millionen elfenbeinerne Billardkugeln hergestellt wurden. Wenn man annimmt, daß aus einem Paar Elefantenzähnen sieben Billardkugeln hergestellt werden können, mußten also in 100 Jahren nahezu 300 000 brave Dickhäuter ihr Leben zugunsten des Billardspieles lassen. Das ist fürwahr eine tragische Tatsache, aber wenn man die Zoologie aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß man mit den Austern, die in den letzten hundert Jahren verzehrt wurden, und mit den Vögeln, deren Federn seit einem Jahrhundert Damenhüte schmücken, noch mehr Mitleid haben.

*

Wer einen Vogel hat, behält es meist für sich. Anders Philipp Gottfried Maler, der einen jungen Staren aufgezogen hat und über seine Erlebnisse mit ihm, unterstützt von einer Anzahl ungewöhnlich reizender Bilder, im Juniheft von Velhagen und Klasings Monatsheften erzählt. Der kleine Jakob kennt keine größere Freude, als sich auf dem Kopf Malers und anderer Menschen, die er kennt, zu tummeln. Der Verfasser deutet diese Vorliebe damit, daß für den Vogel wir Menschen eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Baum haben. Wir stehen am Boden, wenn auch nicht darin. Unser Leib ist ein Stamm, unsere Arme sind Aeste, unsere Finger vielleicht Zweige. Und auf unserem Kopf — versetzen wir uns in Jakobs Seele — sitzt man wie in einem Wipfel, besonders wenn er dicht und lang behaart ist. Kein größeres Vergnügen für Jakob als im Gestrüpp der Haare zu stochern. Malers Nachbar hat den Jakob einmal wegen seiner Vorliebe für den Gipfel des Menschen verflucht. Dieser Nachbar hat nämlich einen sehr sauberen Scheitel. Ist es an sich schon unangenehm, wenn ihn unvorhergesehenerweise ein Star zertrampelt und zerzaust — was übrigens im Nu geschehen war — die Sache wird geradezu unerträglich, wenn die helle Scheidelinie zwischen Haar und Haar, der Scheitel also, den Vogel offenbar in den Glauben versetzt, es handele sich dabei um etwas Eßbares.

*

In London traf vor wenigen Tagen Frederico J. Lundgren, der reichste Mann Südamerikas, ein. Er kann sich rühmen, der Besitzer zweier großer Städte zu sein, denn die beiden brasilianischen Städte Paulista mit 38 000 Einwohnern und Rio Tinto mit 17 000 Einwohnern sind sein alleiniges Eigentum. 55 000 Menschen nennen ihn „Vater", er hat sozusagen eine eigene Monarchie eingerichtet denn sowohl die Bürgermeister als auch die Gemeinderatsmitglieder der beiden Städte werden ausschließlich von ihm ernannt. Im Alter von 16 Jahren ist Lundgren von Schweden nach Brasilien gekommen. Er baute einen großen Baumwollkonzern auf und gründete für seine Arbeiter die beiden Siedlungen Paulista und Rio Tinto. Aus den Arbeiterniederlassungen wurden sehr bald große Städte. Heute kontrolliert der Besitzer zweier Städte und „Vater" von 55 000 brasilianischen Bürgern 350 industrielle Unternehmungen und Geschäftshäuser im ganzen Lande, und wenn er durch die Straßen einer seiner beiden Städte geht, dann begrüßt man ihn, wie andernorts einen König.



Düsseldorf ehrte den Kämpfer für Deutschlands Freiheit

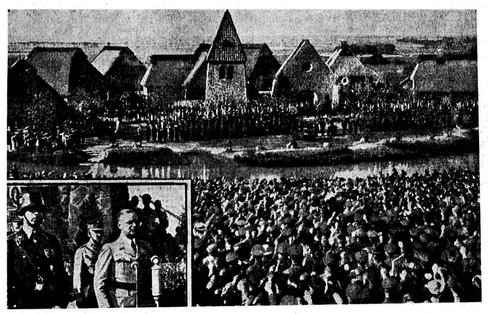
Am 14. Todestage Albert Leo Schlageters fand in den frühen Morgenstunden eine eindrucksvolle Gedenkstunde am Mahnmal in der Golzheimer Heide statt, an der sämtliche Formationen der Partei, ihrer Gliederungen, Wehrmacht und Arbeitsdienst teilnahmen. (Weltbild, Zander, K.)

Das Panzerschiff „Deutschland",

das an der spanischen Küste in Ruhe lag und von bolschewistischen Flugzeugen ohne jeden Grund bombardiert wurde. (Erich Zander, Archiv, K.)

Der Skagerrak-Posten

Die Ehrenwache der Kriegsmarine am Berliner Ehrenmal am Skagerraktag gilt nun auch den Gefallenen der „Deutschland". (Weltbild, Zander, K.)



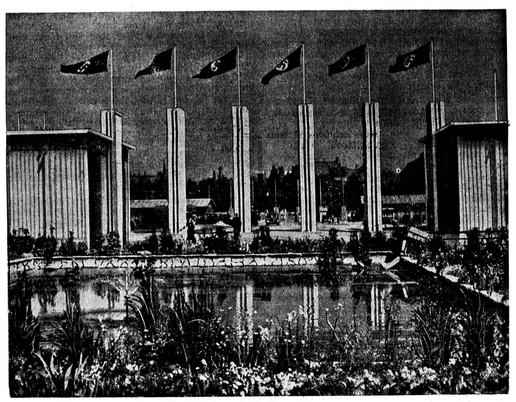
→

Reichsleiter Rosenberg weihte Stedingsehre

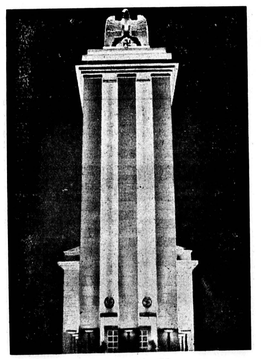
Im Rahmen des Gautages Weser-Ems wurde die niederdeutsche Gedenkstätte „Stedingsehre" durch Reichsleiter Alfred Rosenberg in feierlicher Form ihrer Bestimmung übergeben. — Ein Blick von den Zuschauerrängen auf das Spieldorf während der Einweihungfeier. — Links: Reichsleiter Rosenberg spricht. Weltbild, Zander, K.)

Der Führer bei der Eröffnung der Reichsnährstands-ausstellung in München

In Anwesenheit des Führers wurde in München die große Ausstellung des Reichsnährstandes eröffnet. Hier wird der Führer vor einer errichteten Almhütte von einem Berchtesgadener Mädchen begrüßt. (Zander, K.)



Ein Blick auf die Ausstellung



Das Deutsche Haus

Das prächtig illuminierte Deutsche Haus auf der Pariser Weltausstellung im strahlend hellen Licht der Scheinwerfer. (Weltbild, Zander, K.)

Das erste Zeiß-Planetarium im Fernen Osten

Kürzlich wurde in Osaka (Japan) ein Elektro-Wissenschaftliches Museum eingeweiht. Im 6. Geschoß des Hauses ist ein Zeiß-Planetarium eingebaut. (Weltbild, Zander, K.)

Die Nicht-einmischungs-kommission empfängt die von Franco freigelassenen Milizsoldaten

Die 50 gefangenen roten Milizsoldaten, die auf Befehl des spanischen Staatsoberhauptes General Franco freigelassen wurden, haben die internationale Brücke in Hendeye überschritten, wo sie von einer Kommission des Nichteinmisch.-Ausschusses empfangen wurden. Zander, K.)

Das Rennen auf der schnellsten Motorsportkampfbahn der Welt

Ein Blick vom Berliner Funkturm auf die Avus am Tage des ersten großen Autorennens, dem Hunderttausende von Zuschauern beiwohnten. Im Ausschnitt der Sieger der Avus, der Mercedes-Fahrer Hermann Lang. (Scherl Bilderdienst, Zander, K.)

Die Heimkehr / Von Karl Gebhardt

Damals, als Maria gezwungen wurde, den jüngeren Bernhard Schild zu heiraten, verließ Konrad das Heimatdorf und zog in die Stadt. Er hätte die Heimat nie verlassen, gefiel ihm doch das Landleben über die Maßen, aber nun hatte er es nun so gründlicher und mit jener Hartnäckigkeit, die stillen Naturen eigen ist. Er war der drittgeborene Sohn, der später kein Gehöft zu erwarten hatte. Deshalb die Weigerung von Marias Vater, ihn zum Schwiegersohn zu nehmen, und die Bevorzugung des jüngeren, fetteren Schild.

Konrad verließ das Dorf mit grollendem Herzen und dem Schwur, nimmermehr zurückzukehren. Er traute seinen starken Muskeln und seinem nimmer ermüdenden Fleiß. Er nahm jede Arbeit an, die sich bot. Die Unruhe seines Herzens jedoch ließ ihn des Lebens nicht froh werden. Die Fülle der Säuser, der Lärm der Fabriken, der Dunst der Schornsteine, das hastende, wogende Getriebe des Werktags, das alles bedrückte ihn und ließ seine Sehnsucht nach freien, wogenden Feldern und einem ruhigen, geraden Leben nicht stille werden.

Aber sein zäher Sinn ließ keinen Wortbruch zu. Er hatte geschworen, er mußte aushalten. Die Zeit würde vieles, vielleicht alles verwischen. Auch Marias Bild würde sie austilgen aus seiner Erinnerung. Die Stunden, in der sie beide Hand in Hand am Anger gesessen und von einem eigenen Häuschen, einem Stück eigenen Landes geträumt hatten.

Es war nicht schön, in dem notdürftig möblierten Zimmer einer Mietskaserne zu liegen und an diese entschwundenen Dinge zu denken.

Ein blasser Mondstrahl traf das Fensterkreuz und erhellte es gespenstisch. Aus dem Schacht des großen Gebäudes kamen Geräusche hervor, als sei wer am Ersticken. Nein, er wußte, daß er die Stadt nicht lieben, daß er niemals zu ihr gehören würde!

Jahre vergingen. Für die Leute in dem kleinen Dorfe war Konrad verschollen. Aber er selbst hatte die Heimat nicht vergessen. Je größer ihn aber die Sehnsucht brannte, wieder zurückzukehren, desto weiter wanderte er von der Gegend fort, zu der es ihn zog. Er arbeitete in den Sägewerken des Schwarzwaldes, war Hauer im Kohlenpott und arbeitete schließlich in Bremer und Hamburger Werften. Aber die Sehnsucht nach der Heimat ließ sich nicht ersticken.

Nach sechs Jahren des Umherirrens ging er als Knecht auf einen Bauernhof. Nun atmete er wenigstens wieder Landluft. Aber doch war es nicht so, daß er sich freute, wenn er des Morgens hinaus aufs Feld zog. Er tat die Arbeit ohne innere Lust, nur deswegen, weil sie getan werden mußte und er schließlich dafür bezahlt wurde.

Auch hier blieb er Fremder unter Fremden. Sicher wäre er eines Tages wieder weitergegangen, hätte er in der Zeitung nicht eine Anzeige gefunden, die ihn sich erregte. Es waren nur drei Worte, die da standen: „Kehre zurück, Konrad!“ Wohl die Ankündigung eines neuen Filmes in der nahen Kreisstadt oder eine andere belanglose Reklame. Auf jeden Fall schien es ihm aber eine Fügung zu sein. Sein religiöser Sinn deutete es so, daß er wirklich damit gemeint sei und schleunigst in die Heimat zurückkommen möge. Vielleicht braucht ihn Maria. Vielleicht war ihr gar etwas zugestoßen.

Am folgenden Morgen schon kündigte er dem Bauern und packte seine Koffer. Er ließ sich seinen Lohn auszahlen und fuhr mit dem nächsten Zug. Allerdings reichte sein Geld nicht ganz, so daß er noch an die fünfzig Kilometer zu Fuß gehen mußte, was ihm aber schließlich nichts ausmachte. Er schritt über blühende Wiesen und prangende Felder. Zum erstenmal atmete er wieder frei und ohne Beschwerden.

Zwei Tage später kam er in seinem Heimatdorf an. Links und rechts schritt er an Bauernhäusern vorbei, deren jedes mit Kindheitserinnerungen verknüpft war. Nahezu sieben Jahre hatte er dies alles vermißt! Sieben lange, lange Jahre! Er schämte sich seiner Gefühle und vermied die Begegnung mit früheren Bekannten, wo er nur konnte. Er schritt schneller aus, getrieben von einem unbändigen Verlangen, endlich daheim, zu Hause, zu sein!

So kam er schließlich vor das Haus, das drittletzte des ganzen Dorfes, in das Maria, nach ihrer Verheiratung mit dem jungen Schild, gezogen war. Das war ein recht stattlicher Bauernhof, vor dem er stand. Gar mächtig stand die Scheune neben dem eigentlichen Wohnhaus und gab dem Ganzen einen wuchtigen Anstrich. Klein und unbedeutend kam sich Konrad gegegen vor. Er zögerte, das Gehöft zu betreten. Minutenlange stand er vor dem Hause, an dem alles Ruhe und Beständigung atmete, und starrte in die Fensterscheiben.

Vielleicht hätte er sich wieder abgewandt und wäre still davongegangen, wäre nicht Maria herausgekommen. Alles schien ihm fremd, so unnahbar, bis zu dem Augenblick, als er Maria sah. Ja, er ging ihr nun mit einem Lächeln einige Schritte entgegen, gab ihr die Hand, als müßte das so sein, als sei es eine Selbstverständlichkeit, daß er wieder da war. Sie führte ein Kind an der Hand ein strohblondes, etwa dreijähriges Mädchen, das neugierig verwundert zu ihm aufsah. „Es hat deine Augen, Maria,“ sagte er bewegt.

Und dann war eine große Stille um sie, bis die Frau fragte: „Woher weißt du denn, daß er tot ist? Heute ist es bereits ein Jahr, daß er in der Schwemme ertrank Ein Pferd muß ihn geschlagen haben, so daß er schwer verletzt nicht mehr aus der Wehr konnte. Spät in der Nacht brachte man ihn tot ins Haus.“

„Maria,“ fragte er gerührt, erschüttert von der Macht der Vorsehung, die ihn, das glaubte er bestimmt, just zur rechten Zeit zurückgeführt, „darf ich der Vater deines Kindes sein?“

Sie nickte stumm. „Du darfst es, Konrad,“ sagte sie dann fest. „Sieh, alles wartet auf die Ernte, auf den Herrn.“

Und sie beschrieb einen Bogen mit der Hand, der die Felder bezeichnete, die, schwer von der Frucht, einer starken Hand harrten.

Dann gingen sie ins Haus, wohnten er sie verstohlen betrachtete. Sie war älter geworden, herber, reifer und mütterlicher. Und das Bewußtsein eines großen Glückes kam über ihn, daß er bei dieser Frau alles das finden würde, was er in all den langen Jahren in der Fremde entbehrt hatte.

Einkauf unter Bäumen

Bald nascht er hier, bald nascht er dort den süßen Klee, bald sichert er und äugt ins Tal hinab — nicht ahnend, daß der Tod so nahe auf ihn lauert.

Kängst habe ich die Büchse angeschlagen, längst sitzt das Silberkorn drei Finger hinter dem Blatt.

Wie aus Kupfer gegossen steht der Bock und sichert noch immer ins Tal hinab. Es ist der stärkste Bock, den ich je in dieser Gegend sah. Er steht in der Fülle seiner Kraft. Hell glänzen die Enden der starken Sechsereckone, die er stolz auf seinem Kopfe trägt.

Mein Herz geht auf und berauscht sich an dem sprühenden Farbwunder. Der rote Bock, der rote Klee und die goldene Flut der sinkenden Sonne darüber — das alles loht und glüht und gleißt und funkelt, als hätte sich des Schöpfers Feuerschmiede aufgetan . . .

Wo der Mohn und die Kornblumen üppig leuchten, rupft er noch ein letztes Mal den süßen roten Klee, dann taucht er in der grünen Roggenwildnis unter. Ein paar Rehren. die sich hier und da bewegen, verraten seinen Weg. Schnurstracks zieht er zum Wald hinauf, der schweigend in den lohenden Himmel ragt.

Die Kugel blieb im Lauf. Kein roter Tropfen ist in den rosenroten Klee gefickert. Es wäre zu schade gewesen, ein Leben abzurufen, das seine sprühende Kraft noch lange nicht erschöpft hat. Was liegt schon an einer Trophäe mehr oder weniger! Wer sein Wild liebt mit der ganzen Wärme eines deutschen Weidmannsherzens, dem gilt das Leben und Weben draußen im Revier mehr als die toten Knochen zu Hause an der Wand. Und wenn er dann zur rechten Zeit sich seinen weidgerechten Lohn holt, dann kann er seine Beute mit um so stolzerem Herzen nach Hause tragen . . .

Kängst ist der rote Sonnenball hinter dem Berzwald versunken. Die Bienen haben Feierabend gemacht und sind mit ihrer süßen Fracht heimwärts geflogen. Nur die Hummel ist noch da und surrt einsam von Blüte zu Blüte.

Am roten Klee

Jagdgeschichte von Hermann Huffel

Lustig blinkt der blühblanke Junitag.

Der Himmel blaut, und üppig grünt die mächtige Mischwaldhaude, die der Berg gar stolz auf seiner Kuppe trägt. Grün sind auch die blühenden Roggenschläge, mit denen der Berg ins Tal hinab über und über bestanden ist. Aber rot leuchtet dazwischen das junge Esparsettenfeld und füllt mir das Herz mit Lust und Freude. Nichts gibt es weit und breit, was so hell und so rot und so froh ins Land hinausleuchtet wie der blühende Esparsettenschlag. Wie ein Riesenteppich aus dem Märchenland liegt er genau in halber Höhe des Berges. Zu allen Seiten ist er von grünem Korn umstanden.

Auf einem schmalen Grasweg, der sich heimlich durch die Roggenschläge windet, bin ich herausgestiegen und liege nun faul am Haselstrauch, der zwischen Klee und Korn ein einsames Dasein fristet.

Das rosenrote Kleefeld ist voller Leben und Kurzweil. Tausende von Bienen surren von Blütenkraube zu Blütenkraube, und wer da meint, daß der Bienensang ein monotones Gebrumme sei, der täuscht sich gewaltig. Ein ganzes Konzert von surrenden und summenden, von hohen und tiefen, von feinen und ganz feinen Tönen zaubert die emsige Bienenschar mit ihren hauchzarten Flügeln hervor. Doch den Baß dazu brummt die Steinhummel, die just vor mir herumschwirrt und nicht weiß, aus welchem der Millionen roten Honigkelche sie den süßen Nektar schürfen soll.

Ein Blattnager turnt auf den gefiederten Esparsettenblättchen herum, zwei Posthörnchen gaukeln vorüber, Heupferdchen springen, Grillen zirpen, Käfer surren, Libellen flitzen, Mücken tanzen und hundert Vögel zwitschern und flöten, singen und pfeifen. Ein rauchschwarzer Segler fährt wie ein Pfeil über das rosenrote Blütenmeer, während eine Lerche hurtig in die Lüfte klettert und ihr Lied in alle Winde jauchzt. Nirgends trillert die Lerche schöner als über wogendem Aehrenfeld.

Das Korn steht grün; aber rot prahlt der Mohn dazwischen. Lustig und blau leuchten die Kornblumen in üppiger Pracht.

Mitten in all der blühenden Fülle, mitten in all dem jubelnden Leben kauere ich wie ein heimliches Raubtier neben dem Haselstrauch.

Ich habe ein paar grüne Zweige vor mich hingestreckt und lauere dahinter mit der Büchse auf den roten Bock, dessen Wechsel im Berzwald droben quer durch das Korn zur Esparsettenwiese führt.

Die Büchse bedeutet Tod! . . . Und der Tod ist ein eisiger Gast inmitten der warmen, blühenden Welt, die mich umpulst und umsingt. Aber so ist das Leben: — wir freuen uns an tausend schillernden und trillernden Dingen und vergessen dabei, daß hinter dem allen das nackte Leben steht. Das nackte Leben ist noch immer Kampf und Tod gewesen; denn Kampf und Tod sind die Mutter neuen Lebens. Die fleißigen Bienen, die so emsig von Blüte zu Blüte surren, würgen die Drohnen, nachdem sie die Königin auf ihrem Hochzeitsflug begleitet und beschirmt und damit ihren Daseinszweck erfüllt haben, genau so erbarmungslos ab wie das der Bussard, der über dem Bergwald kreist, mit den Mäusen, den Hamstern und den Fröschen tut, um seinen Leib damit zu füllen. Und während sich der rosenrote Blütenmeschmeer mehr in eine wundersame Symphonie von tausend Geigen und Flöten und Harfen und Schalmeien wandelt, schrillt messerscharf vom Talgrund der das Lied einer Sense dazwischen, die vielleicht schon morgen oder übermorgen den roten Märchenteppich niedermäht . . . .

Unerbittlich stirbt auch der blühblanke Junitag. In tausend feurigen Farben verglüht die Sonne und übergießt das rosenrote Kleefeld mit einem magisch goldenen Schein.

Und mitten drin in all dem Gold und Rosenrot loht jäh der rote Bock!! . . .

Bübchens Geburtstag

Von Felix Riemkasten

Bübchen von drüben hat morgen Geburtstag und wird dann, wenn sonst nichts dazwischen kommt, drei Jahre alt und ist eine Hauptperson an diesem Tage und bekommt viele Geschenke. Wenn er nun nichts davon wüßte, könnte alles gut verlaufen. Immerhin ist er am Vorabend ungeheuer artig, wischt sich das Händchen nicht vorn an der Bluse ab, sondern hinten an Hosenboden, und abends geht er schlafen, und morgens wacht er auf und fragt: „Mutti, is nu' mein Geburtstag?“

Genau kann er es noch nicht merken, denn er sieht keine Geschenke, obwohl er längst seinen allerbesten Anzug an hat und viele Leute ihm gratulieren und dabei Päckchen mitbringen. Aber kriegen kriegt er kein einziges von den Päckchen, sondern Mutti sagt: „Wir wollen erst warten, bis am Nachmittag Vati kommt!“ Das findet Bübchen nicht schön.

Und dann kommt erst der Nachmittag, und dann kommt der Vater, aber die Geschenke kommen immer noch nicht. Kuchen zum Kaffee ist Bübchen gewohnt, das rechnet nicht.

Und die Geschenke kommen immer noch nicht. Die Geschenke kommen erst, wenn Vati mit der Glocke geläutet hat, und Vati läutet noch lange nicht mit der Glocke, er will erst essen. Das mit der Glocke, das sieht Vati ähnlich. Er ist nämlich von traditionsfreudigen Eltern seiner Zeit groß gezogen worden und hält es für sinnvoll und hübsch, alles nur zur rechten Zeit und in der rechten Zeit und in der rechten Art zu tun, und Glöckchen läuten gehört dazu.

Und vorher essen, das gehört sowieso dazu. Nicht zur Tradition, sondern zur allgemeinen Körperstärkung.

Aber inzwischen heult und brüllt Bübchen. Er will keinen Traditionstag, er will einen Geburtstag. Er liegt auf dem Bauche und brüllt, und als Mutti ihm sagt: „Du . . und so weiter!!!“ Da sagt er zurück: „Ich will gar keinen Geburtstag, du kannst alleine Geburtstag machen!“ Und das wieder erbittert den Vater, der die Tradition liebt, und während Bübchen sich sträubt, Geburtstag zu haben, und während das Glöckchen jetzt eigentlich längst hätte geläutet werden können, stimmen verschiedene Umstände nun leider gar nicht mehr zusammen. Es ist ein Geburtstag da, ine

Sommertag in Oberdorf

Tradition ist da, aber ein heulendes, brüllendes, spuckendes Bübchen ist leider ebensalls da, und Vati hat eisenfeste Grundsätze.

Es tut mir sehr leid, daß ich berichten muß: Bübchen von drüben hat Haue bekommen, ausgerechnet an seinem Geburtstag, und dies aus Grundsatz. Nachher hat zwar das Glöckchen geläutet, aber ach, es war ein Armsündergläckchen. Bübchen hat einen neuen Baukasten in der Hand und Tränen auf der Backe, im Bauche hat er viel zu viel Kuchen, und immerwährend protestiert er: „Ich will gar keinen Geburtstag haben!“

Schwester stand dabei (wie immer) und sah sich alles sehr ernst an (wie immer). Haue ist nie gut.

„Wenn er man ga nicht geboren wäre,“ sagte sie, „das wäre besser, dann hätte er nicht Geburtstag und hätte nicht Haue bekommen.“

Was kann man dagegen sagen. Es ist gar nicht möglich, dagegen etwas zu sagen, es ist nur zu hoffen, daß sich Haue am Geburtstag nicht als Tradition einbürgert.

Junge Liebe

Willibald Krain / (Deike M)

Wohl der Frau

„Ich habe so wenig Zeit!“

Diese Ausrede trifft man gar oft. „Ich habe so wenig Zeit, ich muß für dies und jenes sorgen.“ Dieser Tage traf ich zwei Mütter. Sie hielten ein Gespräch über die Kinder und über anderes. Derweil brüllten drinnen in der Stube zwei kräftige Kinderstimmen. Das Brüllen geht in Heulen über, in Zetern und Klagen. Ganz erregt flieht die Mutter in die Wohnung. Ich höre noch wie sie sagt: „Ach, diese Kinder.“

Ja, diese Kinder. Aber besser wäre es zu sagen: „Ach, diese Mütter.“ Sollten wir nicht einmal nachspüren, warum unsere Kinder gar zu oft ein Hauskreuz sind? Eine Antwort ist schnell gegeben. Es fehlt den Kindern an der rechten Beschäftigung. Es fehlt an der gemütvollen Hinführung des Kindes zum Spiel. Ich habe aus meiner Kinderzeit noch immer den Samstagvormittag im Gedächtnis. Ach der Samstag! Einmal so verlockend schön, weil auf ihn der Sonntag folgte; aber auch wieder so dunkel, weil Mutter putzte, und wir Jungen keine Klötzklitze auspacken, keine Eisenbahn bauen und keinen Turm errichten durften. Wir mußten uns „stille“ verhalten, durften der Mutter nicht durch die frischgeputzte Küche laufen und sie nicht in ihrer Arbeit aufhalten. Ja dieser Samstag, ein wirklich dunkler Tag für uns Kinder.

Dem Kind ist sein ganzes Tun ein Spiel. Es braucht keine Spiellachen. Wenn es die Mutter nachahmen kann, Mutter und Kind zu spielen, ohne Spielzeug, so bedeutet das für das Kind schon Freude. Und wenn es mitputzen und mitwaschen darf, welch ein Glück strahlt aus den kleinen Augensternen.

Einen Samstag habe ich bei einer Mutter mit Kindern verlebt, der ein sonniger Samstag war. Mutter begann zu putzen. Sofort stellten sich die Kleinen ein und bettelten: „mitputzen“. Mutter bekundete ihre Freude über die Bereitwilligkeit der Kinder, mitzuhelfen. „Das ist aber fein. Nun sind wir bestimmt heute mittag eine halbe Stunde früher fertig, wenn ihr mithelft.“

Das Kind war also eingespannt in die Hausarbeit und fühlte sich mitverantwortlich für den Haushalt. Daß bei den Kleinen Wichten vom Erwachsenen-Standpunkt aus gesehen von einem wirklichen Vorwärtsbringen der Samstagsarbeit nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Aber die Mutter wußte die kleine Kraft einzuspannen, zu schulen und vor allen Dingen zu beschäftigen. Ein alter Küchenstuhl mußte abgeseift werden. Ein Töpfchen mit Seifenlauge wurde dazugestellt, ein Lappen in die kleine Hand gedrückt und nun ging das Arbeiten an. Recht rote Bäckchen bekamen die Kleinen. Ueber die Maßen stolz begannen sie zu waschen und zu putzen. Mutter lobte von Zeit zu Zeit. Keiner kann beschreiben, wie in den Kleinen das Lebensgefühl geweckt wurde. Was tat es, wenn die meiste Lauge auf der Erde verrann und Mutter mit einem Wisch die „Ueberschwemmung“ am Schlusse der Arbeit beseitigen mußte. Sie hatte auf jeden Fall Ruhe und Muße, ihrer eigenen Arbeit nachzugehen, vor allen Dingen aber war sie Erzieherin ihrer Kinder auch während der aufreibenden Tätigkeit im Haushalt. A. K.

Die Frau auf der Reichsausstellung „Schaffendes Volk“

Zahlose Anregungen für die deutsche Hausfrau Im Mittelpunkt steht der Mensch

Von hier aus gesangt man ganz von selbst zur Industrie-Abteilung, in der man nicht versäumen wird, sich jene Hallen anzusehen, deren Themen das Interesse der Frau von heute voraussetzen müssen. Die Halle des Reichsnährstandes, die die Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes aus eigenem Grund und Boden zeigt und der Hausfrau zahllose Anregungen gibt, die Halle des Handwerks, das sich mit zahlreichen Immungen, vom Bekleidungsgewerbe bis zum Feuerlhandwerk, den Silberschmieden, Elfenbeinschnitzern, den Buchbindern und Kunstgewerblern, die alle ihre Arbeit praktisch vorführen und hundert Tipps für die eigne Lebensgestaltung geben, speziell an die Besucherin wendet. Die Halle der schon erwähnten deutschen Kunststoffe beweist, was alles schon auf diesem Gebiete geleistet wurde, und nichts wird restloser von ihrer Qualität überzeugen als die schimmernden, eleganten Gerade, die Tafel- und Wochenendutensilien aus neuen Werkstoffen, die praktischen Koffer aus bisher unbekannten Materialien, die wirklich nichts mit dem verpönten „Ersatz“ zu tun haben.

*

Und nun übersstürzt sich die Fülle der Eindrücke. Ein Blick hinter die Kulissen des Hauptrestaurants, das mit seinen unerhörten Wirtschaftsbetrieben, deren Arbeit dem Publikum durch riesige Glasfenster dauernd sichtbar ist, die größte Küche Deutschlands darstellt. 5000 Menschen können hier in einer einzigen Stunde zu Mittag speisen, ohne daß man auch nur Hetze und Unruhe spürt, und das gebrauchte Geschirr wird voll automatisch von dem Tisch weg zu der fabelhaften Spülmaschine am laufenden Band geleitet — der Wunschtraum vieler geplagter Hausfrauen!

Nach des Leibes Atzung, die hier nahe liegt, mag man dann gerüstet sein für die anderen Abteilungen, die alle nur erdenklichen Fragen deutscher Lebensgestaltung und deutscher Lebensprobleme behandeln. Daneben aber wird jede Frau vor allem die Gartenschau mit der Fülle ihres Blühens, den Rosen und Iris-, den Gladiolen und Dahliengärten, der Werkelmitionen Stiefmütterchen, dem tropischen Wasserbecken und den wechselnden Blumenaufstellungen locken. Und auch hier wird man wieder feststellen, daß immer und überall der Mensch im Mittelpunkt alles Gezeigten steht, der schaffende Mensch, der Mensch am Feierabend, dessen Gestaltung ja in erster Linie der Frau obliegt. Und so findet man praktische Vorschläge für großstädtische Hausgärten, die auf beschränktem Raum ein Höchstmaß an Sommerfreude garantieren, Wochenend- und Siedlungsgärten, Kinder- und Schulgärten, einen Heilpflanzengarten, der den Frauen viele Anregungen gibt und wie ein Duft aus Großmutters Zeit herüberweht.

Dann aber sei auch auf den prachtvollen Musterkindergarten der NSV. aufmerksam gemacht, dessen vorbildliche Einrichtung mit Bestrahlungs- und Duschräumen ebenso begeistern wird wie die Mütterschule des Deutschen Frauenwerks, in der man dem Unterricht beiwohnen und im Vorübergehen schnell ein wenig Weisheit mit heimnehmen darf. Man wird reich einsehen, wie wichtig diese Einrichtungen sind, gibt es doch nur noch etwas zu lernen, zumal heute, da die moderne Ernährungswirtschaft geradezu revolutionierend auf Küchenzettel und Haushaltführung gewirkt hat.

Dr. S. D.

Volkswirtschaft am richtigen Platz

In den Frühlings- und Sommermonaten ist die Eiererzeugung größer als der laufende Verbrauch. Deshalb müssen in dieser Zeit Eier für die Eierkarten Monate haltbar gemacht werden. Dies geschieht vor allen Dingen in Kühlhäusern. Dort lagern sie bei den günstigsten Konservierungsbedingungen, bis nicht mehr genügend Frischeier auf dem Markt sind, und treten dann an deren Stelle.

Neben dieser zentralen Vorratswirtschaft treibt die Hausfrau Vorratswirtschaft im Kleinen. Dazu rechnet auch das Einlegen von Eiern für den Winter. Früher lockten der billige Preis zur Zeit der Eierschwemme und die Aussicht, in eierknappen Zeiten keine kaufen zu müssen, wenn der Preis hoch war. Heute sind die Preise gesetzlich so geregelt, daß die Preisunterschiede nicht so fühlbar sind, deshalb hat das Eierseinlegen keinen gelichen Vorteil für die Hausfrau. Will sie es aber trotzdem tun, muß sie zwei wichtige Vorbedingungen kennen und erfüllen: Sie muß ganz frische Eier, die höchstens eine Woche alt sein dürfen, nehmen, und sie muß den Eierkopf fühl lagern können. Kann sie dies nicht, ist das Einlegen verfehlt, die Eier halten sich nicht und bekommen Verlust für ihren Haushalt und für unsere Volkswirtschaft.

Es gibt verschiedene Arten des Haltbarmachens für Eier. Bei den Konservierungsmitteln richtet man sich nach den angegebenen Vorschriften. Hat man die Wahl zwischen Kalk und Wasserglas, wählt man das letztere, denn die Eier behalten eine bessere Schale, nehmen keinen Geruch an, und das Eiweiß läßt sich besser zu Schnee schlagen als bei Kalkeern.

Man legt eine der Größe des Haushalts angemessene Anzahl Eier ein, am besten in große Steintöpfe oder Gläser. Gefäße und Eier müssen absolut sauber sein, die Eier dürfen keinen Knick oder Sprung haben. Man legt sie vorsichtig in das Gefäß und bedeckt sie mit der Lösung. Auf 100 Eier rechnet man etwa einen halben Liter Wasserglas und 4½ Liter Wasser oder 500 Gramm gelöschten Kalk und 5 Liter Wasser. Wasserglas oder Kalk werden gut mit dem Wasser verrührt, ehe man sie über die Eier gießt. Die Flüssigkeit muß etwa 5 Zentimeter hoch über den Eiern stehen und sie vollständig von der Luft abschließen. Die Gefäße bleiben offen, die Flüssigkeit wird mildzig und dicklich. Eingelegte Eier dürfen nicht bewegt werden, das Gefäß muß stets am gleichen Ort stehen bleiben.

Während man auf die häusliche Vorratshaltung von Obst und Gemüse nicht verzichten kann, ist es besser, wenn die Eier zentral eingelagert werden. Die Verluste sind geringer, und der Geschmack und die Verwendungsmöglichkeiten von Kühlhauseiern sind besser als die von eingelegten Eiern.

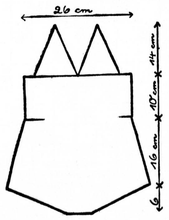
L. K.-Str.

Ein sommerlicher Anzug für unsere Kleinen

Gestricktes Sandspielhöschen für Dreijährige

Material: 50 Gramm dreifädige Zephirwolle, maisgelb, 25 Gramm blau. Hornnadeln Marke Imra, Nr. 3.

Man beginnt am oberen Rand des Vorderteiles mit 70 Maschen. Hierüber strickt man 22 Reihen 4 Maschen links, 2 Maschen rechts im Wechsel. Dann immer links auf links und rechts auf rechts. Nach diesem Rand folgen 32 Reihen ganz rechts. In der 19. Reihe nimmt man an jeder Seite 4 Maschen ab und wiederholt dieses auf jeder 2. Nadel, bis man nur noch



10 Maschen auf der Nadel hat. Noch 8 Nadeln stricken und dann abketten. Das 2. Teil ebenso. An das Vorderteil strickt man die beiden Spitzen an, 6 Maschen am Rand frei lassen, dann zu jeder Spitze 24 Maschen aufnehmen, auf jeder Nadel zu Beginn eine Masche abnehmen, bis nur noch 3 Maschen auf der Nadel sind, 4 Maschen stricken und abketten. Die 2. Spitze wird ebenso gearbeitet. Man schließt die Seitennähte und die Naht zwischen den Beinen. Die Beinränder werden mit einer Tour fester Maschen blau behäkelt. Zum Behäkeln wird der Faden doppelt gebraucht. Der obere Rand des Vorderteiles und des Rückenteiles wird mit festen Maschen blau behäkelt. Auf die beiden Spitzen setzt man je einen Perlmutterknopf. Für die Träger arbeitet man mit doppelter blauer Wolle 40 Luftmaschen, darüber vier Reihen feste Maschen, in das Ende kommt ein Knopfloch. Dieses knöpft man auf den Knopf an der Spitze, das andere Ende wird an das Rückenteil genäht.

In Luft und Sonne

Photox Sonderhoff / (Deike M)

Das Badezimmer - wie es sein soll

Das Bad ist keine Rumpelkammer — Ordnung halten! — Rasierklingen in der Sparbüchse

Glücklicherweise wird ein Badezimmer in einer Wohnung heute nicht mehr als Luxus angesehen, der nur für die Bemittelten da ist, sondern man erkennt darin eine Notwendigkeit, die auch in der bescheidenen Wohnung nicht fehlen darf. Für den Gesundheitszustand des Volkes ist bestimmt das Badezimmer kein unwesentlicher Faktor.

Wenn wir zufällig einmal in das Badezimmer einer unmodern gewordenen Wohnung kommen, so überläuft uns ein Schauder. Da ist kein richtiges Fenster zum Lüften, man muß auch bei Tage, wenn man badet, Licht brennen, die Wände sind dunkel, und das Allerschlimmste ist noch, daß dieser Raum als Abstellkammer benutzt wird. Alles, was in der übrigen Wohnung keinen Platz findet, wird im Badezimmer untergebracht. Aber das ist bestimmt nicht die richtige Verwendung des Raumes.

Wenn, wie das in einer Familie immer der Fall ist, mehrere Personen ein Badezimmer benutzen, so sollte man eigentlich ein Schild mit der Aufschrift an die Wand hängen: „Hinterlasse das Badezimmer in dem Zustand, in dem du es selber vorzufinden wünschst!" Es ist nämlich keine Freude, in ein völlig unaufgeräumtes Badezimmer hineinzukommen. Wer das Badezimmer benutzt, hat es wieder in Ordnung zu bringen. Dazu gehört, daß jeder seine Handtücher an seinen bestimmten Haken hängt, daß er das Wasser ablaufen läßt und die Wanne sauber ausspült, daß er nicht das Rasierzeug vor dem Spiegel liegen läßt, und daß er das Zahnglas wieder dahin stellt, wo es seinen Platz hat. Es ist wirklich nur eine Arbeit von wenigen Minuten für den einzelnen, den richtigen Zustand wieder herzustellen. Natürlich muß auch der Fußboden aufgetrocknet werden, ebenso wie man die vom Wasserdampf beschlagenen Spiegel blank reibt. Kamm und Bürste müssen weggeräumt werden.

Allerdings müssen, wenn jeder Ordnung schaffen will, auch die nötigen Geräte im Badezimmer zur Hand sein.

Vielfach hat man in den Badezimmern Glastafeln, auf denen die verschiedenen Toilettenzutaten untergebracht sind. Viel praktischer sind aber Schränkchen, in denen jedes Familienglied Zahnbürste, Cremes, Puder, Haarwasser usw. unterbringen kann. Solche Schränkchen sehen viel ordentlicher aus als offene Bretter, die meist überfüllt sind.

Zahnbürsten, Zahngläser, Handtücher soll man möglichst für jedes Familienglied in einer bestimmten Farbe wählen, damit es keine Irrtümer gibt. Auch Seife soll eigentlich für jeden einzelnen verschieden und dadurch leicht erkenntlich sein.

Ein Scheuertuch, ein Lederputzlappen, ein Abwischschwamm und dergleichen sollen ebenfalls in einem kleinen Schränkchen untergebracht sein, das vielleicht unter dem Handwaschbecken seinen Platz findet.

Badezimmer sollen in möglichst hellen Farben gehalten werden. Gerade diese Räume können nicht oft genug frisch getüncht und gestrichen werden, wenn man nicht das Glück hat, ein Badezimmer mit Kachelwänden zu besitzen, die allerdings ideal sauber zu halten sind. Aber es geht auch mit Oelfarbe und Tünche.

Was die Rasierklingen betrifft, so ist eine Hausfrau auf einen wirklich praktischen Gedanken gekommen. Sie hat nämlich im Badezimmer eine Sparbüchse aufgestellt, und jede abgenutzte Rasierklinge wandert durch den Spalt dort hinein. Auf diese Weise vermeidet man, daß irgend jemand sich an den fahrlässig weggeworfenen Rasierklingen verletzt.

Ein Badethermometer ist in einem Badezimmer unerläßlich, weil man sich nicht immer auf sein Gefühl verlassen kann und ein zu heißes oder zu kaltes Bad zu den Dingen gehört, die keineswegs ungefährlich sind.

K. R.

Grüne Stachelbeeren / Ratschläge für die Hausfrau

Das Einmachen für den Winter geschieht auf sehr einfache Weise. Man tut die gut gewaschenen und von Stiel und Blume befreiten Stachelbeeren in eine Schüssel und übergießt sie mit kochendem Wasser so, daß sie davon bedeckt sind. Das Wasser läßt man eine Viertelstunde darauf stehen, gießt es ab und füllt wieder kochendes Wasser auf. Man gießt auch dieses zweite Wasser ab und steckt die Beeren nun in gut gereinigte Weinflaschen. Nun füllt man die Flaschen mit kochendem Wasser und läßt es eine Stunde auf den Beeren stehen. Man gießt es abermals ab und füllt nun die Flaschen nochmals mit kochendem Wasser, das auf den Beeren erkalten muß und darauf bleibt. Man gibt nun in jede Flasche einen halben Teelöffel Salizylsäure und verkorkt die Flaschen gut. Sie werden in dunklem Raum kühl aufbewahrt und halten sich reichlich bis zu der nächsten Ernte. Beim Gebrauch schmort man sie in dem darauf befindlichen Wasser weich, falls man sie als Kompott verwenden will, dickt mit etwas Kartoffelmehl und setzt den nötigen Zucker zu. Will man sie als Torteneinlage oder als Füllung für Kuchen verwenden, so läßt man sie auf einem Sieb abtropfen und schmort sie dann in Zucker weich. Die abgetropfte Flüssigkeit kann man mit etwas Zitronensaft und dem genügenden Zucker mischen und zur Bereitung einer Geleespeise verwenden.

Diese Art des Einmachens hat den Vorteil, daß die Beeren ihre frische schmecken und daß man außerdem in der Zeit des Einkochens nicht so viel Geld für Zucker auszugeben braucht, sondern diesen später immer nur den kleinen Obstmengen, die man jeweils verbraucht, zuzusetzen braucht. Der Inhalt einer Weinflasche reicht gerade für die Füllung eines Kuchens, oder den Belag einer Torte.

Will man die Stachelbeeren jetzt frisch verbrauchen, so ist ein Stachelbeerkompott köstlich. Man tut ein wenig Wasser in einen Topf und gibt die vorbereiteten und gesäuberten Stachelbeeren hinein, worauf man ihn zum Dünnflüssig, so rührt man ein wenig Kartoffelmehl in kaltem Wasser an, gibt dieses hinzu und läßt einmal aufkochen. Dann muß man noch nach Geschmack nachsüßen. Zitronensäure verfeinert den Geschmack.

Gut ist eine Grütze von grünen Stachelbeeren. In einen Liter Wasser gibt man 500 Gramm Stachelbeeren und drei gehäufte Löffel Streuzucker und kocht die Beeren weich. Man rührt dann noch Geschmack nach. Nun rührt man drei Eßlöffel Kartoffelmehl in etwas Zucker glatt, gibt es in die kochende Speise und läßt unter Rühren aufkochen. Die Speise wird, sobald sie etwas abgekühlt ist, in eine Glasschale getan. Man gibt dazu Vanillezucker oder kalte Milch.

Stachelbeeren als Tortenbelag. Die vorbereiteten Stachelbeeren werden ohne Wasser, nur mit Zucker, weich geschmort und müssen dann noch abtropfen. Man legt sie dann trocken auf die Tortenboden oder Tortenteig und zuckert den Zuckerstaff leichtfüllig ein, setzt auch etwas Gelatine zu. Im Augenblick des Erstarrens, aber nicht früher, gibt man ihn über die Torte.

Stachelbeerschalotte.

Eine feuerfeste Schüssel wird mit Fett ausgestrichen und mit dem gekochten, dicken Stachelbeerkompott gefüllt. Dann wird ein Teig geknetet aus 40 Gramm Margarine, 100 Gramm Mehl, 1 Ei und 5 Gramm Backpulver, etwas abgeriebener Zitronenschale, 40 Gramm Zucker und einer Prise Salz. Man rollt die Teigmasse zu einem Tortenboden aus, mit dem man das Kompott in der Form bedeckt. Aus den Teigresten macht man ein Röllchen, mit dem man den äußeren Rand belegt. Man bepinselt die Oberfläche mit einem gequirlten Eigelb und backt die Schalotte in gut heißem Ofen etwa 30 Minuten, muß natürlich aufpassen, daß die Oberfläche nicht zu dunkel wird. Man bestäubt die Schalotte dann mit Zucker und gibt sie warm zu Tisch.

G 2882. Auch das schlichte Gebrauchskleid braucht einer gewissen Anmut nicht zu entbehren. Mit leicht glockigem Rock und farblich abweichenden Blenden ist es — aus Vistra-Leinen gearbeitet — für viele Gelegenheiten tragbar. Linda-Schnitt Größe I erhältl. Etwa 3,50 m Vistra Leinen, 95 cm breit, erforderl.

G 2886. Blumenmuster verleihen jedem Kleid einen so anmutigen Charakter, daß auf schmückendes Beiwerk jeder Art verzichtet werden kann. Ausschnitt-, Aermel- und Schößchengarnitur und eine Saumberandung aus Plisseestreifchen die sommerliche Leichtigkeit. Linda-Schnitt Größe II ist erhältlich.

G 2940. So ein Wollgeorgettemantel als Ergänzung nachmittäglicher Kleider ist modisch und praktisch. Die überaus einfache, nach unten erweiterte Schnittform erhält durch Hohlnahtschmuck eine elegante Wirkung. Linda Schnitt Größe I erhältlich. Etwa 3 m Wollgeorgette, 130 cm breit, erforderlich

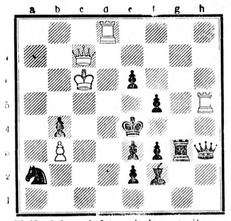
Diese Modelle sind der schönen Mode- Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rb.-Westf. Hausfrau" entnommen

Stachelbeerschalotte.

Eine feuerfeste Schüssel wird mit Fett ausgestrichen und mit dem gekochten, dicken Stachelbeerkompott gefüllt. Dann wird ein Teig geknetet aus 40 Gramm Margarine, 100 Gramm Mehl, 1 Ei und 5 Gramm Backpulver, etwas abgeriebener Zitronenschale, 40 Gramm Zucker und einer Prise Salz. Man rollt die Teigmasse zu einem Tortenboden aus, mit dem man das Kompott in der Form bedeckt. Aus den Teigresten macht man ein Röllchen, mit dem man den äußeren Rand belegt. Man bepinselt die Oberfläche mit einem gequirlten Eigelb und backt die Schalotte in gut heißem Ofen etwa 30 Minuten, muß natürlich aufpassen, daß die Oberfläche nicht zu dunkel wird. Man bestäubt die Schalotte dann mit Zucker und gibt sie warm zu Tisch.

Der Bergstadt-Verlag, Breslau, hat die drei beliebtesten Romane der österreichischen Schriftstellerin Anna Hilaria von Eckel in neuem Gewande und preiswerter Ausgabe (3,75 RM) herausgebracht: „Nanni G'schaftlhuber", „Die Familie Frohmeier", und „Die Königreiche der Trine Hansen". Die beiden ersten Romane spielen im musikfreudigen Wien des vorigen Jahrhunderts. „Nanni G'schaftlhuber", die immer frohe und hilfsbereite Mutter einer großen Familie ist die starke Frau, die es meisterhaft versteht, sich mit allen Schwächlichkeiten des Lebens durch ihr sonniges Gemüt zu versöhnen. In der „Familie Frohmeier" ist das Einkommen knapp, und es heißt sparen. Der Wiener Vormärz und die Freiheitskriege von 1848 beschatten das Glück der gut deutschgesinnten Familie. Die tüchtige Frau Mama hilft sich jedoch mit der Devise: „Dulden und der Sie sich strecken". So geht alles trotz der großen Notzeit gut bei Frohmeiers. — Die Geschichte einer nordischen Kaufmannsfamilie, ihres Aufstieges und Niedergangen erleben wir in dem letzten Buch „Die Königreiche der Trine Hansen", das man auch schon ein Gustav Freytagsches „Soll und Haben" genannt hat. Auch hier steht, wie immer, bei B. v. Eckel eine heroische, freiheitsfrohe deutsche Frau im Mittelpunkt des Romans. Der deutschen Familie gilt eben das Schaffen der Dichterin, den in ihr verwurzelten Gemütswerten und Lebenskräften. Schon unseren Müttern haben diese gemütvollen, lebensnahen Erzählungen viel Freude bereitet. Auch uns können sie manch ungetrübte stillfrohe Stunde schenken.

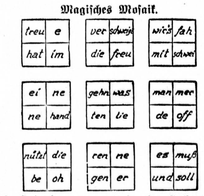
Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Kontrollstellung (16): Weiß (5): Kc6; De7; Td8 und h5; Bb3, Schwarz (11): Ke4; Dh3; Sa2; Lf2; Tg3. Bb1, e2, e3, e6, f3 und f5.

Wortbaurätsel.



In vorstehendem Quadrat sind in jeder Reihe zwei Silben so hinzuzufügen, daß drei Wörter entstehen die von links nach rechts und von oben nach unten gelesen, gleichlauten. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. nautechnische Bezeichnung 2. päpstlicher Familienname, 2. Fluß in Serbien.

Verwandlungsaufgabe.

Eiger — Stahl — Klaue — Quart — Reiher — Gnu — Kamin — Kampfer — Gastein — Ulan — Lachs — Order — Enkel.

Aus jedem der vorstehenden dreizehn Wörter soll durch Aendern eines Buchstabens ein neues Wort entstehen, während die Buchstaben selbst, aneinandergereiht, einen Sport ergeben.

Synonym.

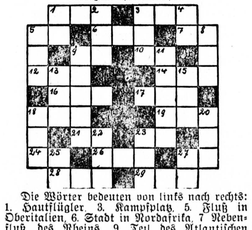
An Stelle eines jeden der nachstehenden Wörter soll ein sinnverwandtes Wort gesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann eine sommerliche Naturerscheinung.

1. fangen, 2. besitzen, 3. unfein, 4. kneifen, 5. begreifen, 6. haushalten, 7. freien, 8. ernähren, 9. dulden 10. verlieren.

Magisches Mosaik.

Vorstehende neun aus je vier Feldern bestehende Quadrate sind in der Weise zusammenzustellen daß sie ein großes Quadrat ergeben, in dem stets neun Felder, also ein Viertel der Figur, ein Sprichwort ergeben.

Kreuzworträtselbuchstaben.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Hautflügler. 3. Kampfplatz. 5. Fluß in Oberitalien. 6. Stadt in Nordafrika. 7 Nebenfluß des Rheins 9. Teil des Atlantischen Ozeans. 10. Schluß. 12 Stadt in Italien. 14. Stadt in Italien. 16. strafende Gerechtigkeit. 17. weiblicher Name. 18. afrikanischer Soldat. 19. Hafenstadt in Italien 21. Spielkartenfarbe 23 Vaulname 24. Leitseil. 26. biblische Frauengestalt. 27. Stadt in Oldenburg. 28. französischer Dichter. 29 kurze Erzählung. — Von oben nach unten: 1. Putzmittel. 2. See in Tirol. 3. Erdteil. 4. Roman von Emile Zola. 5. alte Bezeichnung für Brandenburg 8. griechische Sagengestalt 9. Teil von Amerika 11. männlicher Name. 13 römischer Philosoph, 15. Edelharz, 18. biblische Stadt am Mittelländischen Meere. 20. Raubtigist. 22. Angehöriger einer europäischen Völkerfamilie. 23. Musikinstrument. 25. Stadt in Thüringen. 27. Nachtvogel.

Denksportaufgabe.

Auf einer Straßenbahnlinie fährt alle zehn Minuten regelmäßig in beiden Richtungen ein Wagen. Ein Mann erzählt am Stammtisch, daß er zwei Stunden diese Strecke in einer Richtung entlanggelaufen sei, dabei sei er zwölf Wagen begegnet, und zwölf Wagen hätten ihn überholt. Ein anderer Stammtischgast erklärte sofort, das könne nicht stimmen. Was antwortete nun der letztere auf die Frage: Woher wußt du wissen, daß das nicht stimmen kann, du warst ja gar nicht dabei?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Tg4—f4, Ke5×f4; 2. Dh6—d1 matt. — a) 1. . . . Lg8—e6; 2. Dh6×b8 matt. — b) 1. . . . Lb8—d6: 2. Dh6—e3 matt. — c) 1. . . . . Sf8—h7 (d7, e6): 2. Se4—g5 matt. — d) 1. . . . . beliebig; 2. Dh6—f6 matt.

Gut aufgepaßt: Der Beamte las die Personalien. U. a. war das Geburtsdatum vermerkt, nämlich der 29. Februar 1887. Das sagte ihm aber allein der Umstand zu den drei Universalmitteln der Reinigungskuren in der Frühlingszeit. Im Mittelalter hieß es vom Mai:

„In meiner Zeit muß sich entschließen —
Und lassen die Mittelader fließen."

Der bekannte französische Dichter Molière geißelte mit scharfer Satire den Mißbrauch der Klistiere im Zeitalter Ludwigs XIV. in seinem berühmten Stück: „Der eingebildete Kranke".

Diese drastischen, einseitigen und oft schwer schädlichen „Erleichterungskuren" wurden im 19. Jahrhundert mit dem wissenschaftlichen Aufschwung der Medizin ganz aufgegeben. Erhalten hat sich bis heute noch und mit Recht die Frühjahrskur in der Verwendung von nützlichen Kräutern. Besonders geschätzt sind die sogenannten Kräutersaftkuren. Die frischen Blättchen oder Wurzeln der betreffenden Kräuter werden gewaschen, zerschnitten und in eine entsprechende Presse gegeben (es gibt eigene Kräuterpressen). Dieser Saft soll morgens in aller Frühe nüchtern eingenommen werden, und zwar ein Kaffeelöffel bis ein Eßlöffel voll, je nach Alter und Konstitution; dann soll ein entsprechender Spaziergang angeschlossen werden. Eine zweite Portion Saft soll nachmittags oder abends genossen werden. Man kann den Saft auch zu gleichen Teilen mit Honig mischen. Als geeignete Kräuter für diese Kräutersaftkur kommen in Betracht: Schafgarbe, Spitzwegerich, Huflattig, Schöllkraut, Löwenzahn, Zichorienwurzel, Sauerampfer, Ginkraut. Wenn eine solche Saftkur nicht angewandt werden kann, so ist zu empfehlen, diese genannten Pflanzen (und dazu noch Erdbeerblätter) getrocknet als Tee zu verwenden (morgens und abends eine Tasse). Auch als Kräutersuppen in Form von Salaten, in Form der Spinatbereitung (Brennesselblätter z. B. geben beliebten Spinat) können diese Kräuter Verwendung finden. Eine Frühjahrskräuterkur soll vier bis sechs Wochen dauern.

Selbstverständlich muß neben der Kräuterkur eine vernünftige Lebensführung, eine verständige, vorwiegend vegetarische Diät beobachtet werden. Nüsse, Obst, Gemüse, Salate (mit Zitrone), Buttermilch, Sauermilch usw. sind die besten diätetischen Hilfsmittel zur Entsäuerung und Entsäuerung des Blutes. Milchkuren, besonders Molkenkuren, waren früher als Blutreinigungskuren im Frühjahr sehr in Gebrauch. Beliebt und empfehlenswert ist heute noch die Einschaltung von wöchentlich 1 bis 2 Milchtagen. Dabei wird etwa um 8, 10, 12, 4, 7 Uhr je ½ Liter Milch (10 und 4 Uhr am besten Sauermilch) mit etwas Grahambrot genommen. Statt der Milchtage werden in neuerer Zeit Obsttage und Rohkosttage bevorzugt, die im Sinne der Blutreinigung und Blutentsäuerung tatsächlich sehr wertvoll sind (1 bis 2mal in der Woche); dabei wird um 8, 10, 12, 4, 7 Uhr je ein halbes Pfund Obst gegessen.

Der Grund hat, für seinen Körper etwas Besonderes zu tun, wo sich Stoffwechselstörungen bemerkbar machen, aber auch der Gesunde, soll jetzt im Frühjahr seinen Kostsatz gründlich umstellen. Er soll das Fleisch für eine Zeit möglichst ganz ausschalten und veganisch leben. An Stelle der üblichen Suppen (besonders der schädlichen Fleischsuppen) sollen die köstlichen Frühlingssuppen genossen werden (aus Kerbel, Sauerampfer, Spinat, Tomaten, Sellerie usw.). Im Vordergrund der Frühlingsdiät stehen die grünen Gemüse selbst, wie Erbsen, grüne Bohnen, Spinat, vor allem die verschiedenen Kressen-, Feld- und Kopfsalate mit Zitronensaft und Oel angemacht. Hingewiesen sei besonders auf eine Art von Spinatbereitung in Form von jungen Brennesseln oder aus Blättern der Radieschen. Diese Frischgemüse und Salatkost, die noch beliebig durch Monaoth, gelbe Rüben, rote Beten, Tomaten, Sellerie, Radieschen, Rettich, Rhabarber, Löwenzahn usw. ergänzt werden können, in Verbindung mit reichlichem Genuß von rohem Obst, Buttermilch, Sauermilch, Topfenkäs (Quark) und Vollkornbrot, bilden die idealste Gesundheitskost des Frühjahrs, die jedermann aufs wärmste zu empfehlen ist. Obst- und Pflanzenkost, vernünftiger Gebrauch der Rohkost sind und bleiben nun einmal die Heilkost in vollem Sinne des Wortes.

Die nächstliegende, meistgeübte „Frühjahrskur" ist das köstliche Wandern in Licht und Luft, das wegen seiner herz- und nervenerfrischenden den Blutkreis trefflich fördernden Wirkung nicht genug empfohlen werden kann. Zu diesen genannten natürlichen Heilfaktoren muß bei einer rationellen Frühjahrskur unbedingt die zweckmäßige Anwendung von Luftbädern und der Gebrauch von entsprechenden Wasseranwendungen hinzukommen. Wer das Luftbad nicht im Freien genießen kann, nehme wenigstens zu Hause, etwa abends vor dem Schlafengehen, ein Zimmerluftbad von 10 bis 15 Minuten Dauer. Wer in ländlicher Gegend wohnt oder einen entsprechenden Garten zur Verfügung hat, benütze in der Morgenfrische das Taugehen, das Barfußgehen im frischen betauten Gras.

Die Krönung jeder Frühjahrs- und Blutreinigungskur aber, ihr Hauptbestandteil muß die rationelle Anwendung von entsprechenden Wasserprozeduren bilden. Dazu gehören z. B. die morgendliche kalte Ganzwaschung, wöchentlich 2 bis 3 Sitzbäder oder Halbbäder 14 bis 18 Grad Celsius, 8—10 Sekunden lang (evtl. morgens vom Bett aus genommen), ferner das als wertvolles Heilmittel geschätzte Armbad (30 Sekunden lang), wie auch das individual täglich abends anzuwendende kalte Fußbad, 1 bis 2 Minuten lang. Wer Gelegenheit hat, nehme beim Wandern im Freien ein Fußbad im sprudelnden Bächlein (Wassertreten). Neuerwachter Schaffensdrang, neue Lebensfreude sind der köstliche Gewinn dieser Wundkur.

Eine vernünftige Blutreinigungskur nach diesen Prinzipien wird eine Entgiftung des Blutes, eine Stählung und Abhärtung des Körpers und des Geistes, eine Verjüngung im vollen Sinne des Wortes erreichen. Darum, laßt uns beden in Wasser und Luft! Ein körperlicher und seelischer Jungbrunnen soll dieses Element uns allen werden. Trotz aller Not der Zeit wollen wir uns freuen in dieser wunderbaren Zeit des Wachsens und Blühens in Gottes herrlicher Natur. Dankerfüllt und hoffnungsfroh weite die Seele ihre Schwingen! Es kommt eine bessere Zeit!

San.-Rat Dr. Albert Schalle.

Haus, Hof und Garten

Die Kneippkur als Frühjahrskur

Wenn draußen in der Natur die Säfte treiben zu neuem Leben, dann ist auch für uns die rechte Zeit gekommen, zum großen Reinemachen in unserem Körper. Die Kneippkur wirkt abhärtend, belebt den Zirkulationslauf, löst die Schlacken im Körper auf, leitet sie aus und fördert den Stoffwechsel. — Mit Erlaubnis des Verlags Knorr & Hieth, München, entnehmen wir dem modernsten umfassenden Gesundheitsbuch von San.-Rat Dr. Alb. Schalle „Die Kneippkur — die Kur der Erfolge", das soeben als Jubiläumsauflage im 50. Tausend gerade zum heutigen Jubiläumstag von Bad Wörishofen erscheint, den folgenden Abschnitt über Frühjahrskuren:

Bei vielen sensiblen Menschen ist das Frühjahr die körperlich anstrengendste Jahreszeit. Der Uebergang bringt ihnen die sogenannte Frühjahrsmüdigkeit, d. h. große Mattigkeit der Glieder, ein vermehrtes Bedürfnis nach Schlaf, Appetitlosigkeit, ja selbst Herzschwächezustände können sich einstellen. Diese Beschwerden können auch Zeichen einer Art „Selbstvergiftung des Körpers" infolge unzweckmäßiger Wohn- und Kleidungsverhältnisse, mangelhafter Hautpflege usw. sein. Schuld daran sind die Abbauprodukte von Eiweiß (Harnsäure), die sich in vermehrtem Maße im Blut befinden, und ferner ein gewisser Mineralmangel an basischen Stoffen (Versäuerung des Blutes). Schon diese eigenartige Umstimmung, die sich körperlich und seelisch ausprägt, winkt uns zu Maßnahmen, welche diese lästigen Frühjahrserscheinungen beseitigen, Körper und Seele beleben und erfrischen.

Wer in der kalten Jahreszeit weniger oder gar keine Gelegenheit hatte zu körperlicher Bewegung, zu längerem Aufenthalt in frischer Luft, wer durch unzweckmäßige Lebensweise oder durch viele berufliche und gesellschaftliche Verpflichtungen in Speise und Trank freiwillig einer unbekömmlichen Ernährung huldigte, den soll die köstliche Frühjahrszeit locken und zwingen, ein großes Reinemachen seines Körpers zu veranstalten. Dasselbe gilt auch für Personen vorgeschrittenen Alters. Nicht nur das Blut, sondern auch die Organe speichern mit dem zunehmenden Alter Giftstoffe auf.

Zum Altertum bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts waren einseitende Frühjahrskuren zur Blutreinigung, zur Beseitigung von katarrhalischen Leiden üblich, allgemein üblich. Neben kräftigem Purgieren (Abführen) und Vomieren (Brechmittel) dürfte vor allem der Aderlaß zu den drei Universalmitteln der Reinigungskuren in der Frühlingszeit. Im Mittelalter hieß es vom Mai:

„In meiner Zeit muß sich entschließen —
Und lassen die Mittelader fließen."

Der bekannte französische Dichter Molière geißelte mit scharfer Satire den Mißbrauch der Klistiere im Zeitalter Ludwigs XIV. in seinem berühmten Stück: „Der eingebildete Kranke".

Diese drastischen, einseitigen und oft schwer schädlichen „Erleichterungskuren" wurden im 19. Jahrhundert mit dem wissenschaftlichen Aufschwung der Medizin ganz aufgegeben. Erhalten hat sich bis heute noch und mit Recht die Frühjahrskur in der Verwendung von nützlichen Kräutern. Besonders geschätzt sind die sogenannten Kräutersaftkuren. Die frischen Blättchen oder Wurzeln der betreffenden Kräuter werden gewaschen, zerschnitten und in eine entsprechende Presse gegeben (es gibt eigene Kräuterpressen). Dieser Saft soll morgens in aller Frühe nüchtern eingenommen werden, und zwar ein Kaffeelöffel bis ein Eßlöffel voll, je nach Alter und Konstitution; dann soll ein entsprechender Spaziergang angeschlossen werden. Eine zweite Portion Saft soll nachmittags oder abends genossen werden. Man kann den Saft auch zu gleichen Teilen mit Honig mischen. Als geeignete Kräuter für diese Kräutersaftkur kommen in Betracht: Schafgarbe, Spitzwegerich, Huflattig, Schöllkraut, Löwenzahn, Zichorienwurzel, Sauerampfer, Ginkraut. Wenn eine solche Saftkur nicht angewandt werden kann, so ist zu empfehlen, diese genannten Pflanzen (und dazu noch Erdbeerblätter) getrocknet als Tee zu verwenden (morgens und abends eine Tasse). Auch als Kräutersuppen in Form von Salaten, in Form der Spinatbereitung (Brennesselblätter z. B. geben beliebten Spinat) können diese Kräuter Verwendung finden. Eine Frühjahrskräuterkur soll vier bis sechs Wochen dauern.

Selbstverständlich muß neben der Kräuterkur eine vernünftige Lebensführung, eine verständige, vorwiegend vegetarische Diät beobachtet werden. Nüsse, Obst, Gemüse, Salate (mit Zitrone), Buttermilch, Sauermilch usw. sind die besten diätetischen Hilfsmittel zur Entsäuerung und Entsäuerung des Blutes. Milchkuren, besonders Molkenkuren, waren früher als Blutreinigungskuren im Frühjahr sehr in Gebrauch. Beliebt und empfehlenswert ist heute noch die Einschaltung von wöchentlich 1 bis 2 Milchtagen. Dabei wird etwa um 8, 10, 12, 4, 7 Uhr je ½ Liter Milch (10 und 4 Uhr am besten Sauermilch) mit etwas Grahambrot genommen. Statt der Milchtage werden in neuerer Zeit Obsttage und Rohkosttage bevorzugt, die im Sinne der Blutreinigung und Blutentsäuerung tatsächlich sehr wertvoll sind (1 bis 2mal in der Woche); dabei wird um 8, 10, 12, 4, 7 Uhr je ein halbes Pfund Obst gegessen.

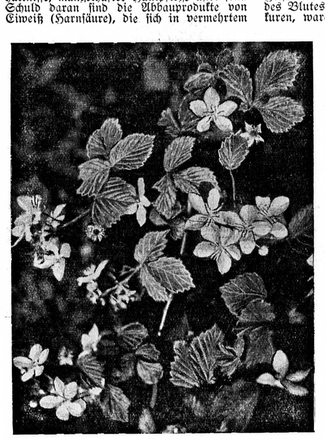
Der Grund hat, für seinen Körper etwas Besonderes zu tun, wo sich Stoffwechselstörungen bemerkbar machen, aber auch der Gesunde, soll jetzt im Frühjahr seinen Kostsatz gründlich umstellen. Er soll das Fleisch für eine Zeit möglichst ganz ausschalten und veganisch leben. An Stelle der üblichen Suppen (besonders der schädlichen Fleischsuppen) sollen die köstlichen Frühlingssuppen genossen werden (aus Kerbel, Sauerampfer, Spinat, Tomaten, Sellerie usw.). Im Vordergrund der Frühlingsdiät stehen die grünen Gemüse selbst, wie Erbsen, grüne Bohnen, Spinat, vor allem die verschiedenen Kressen-, Feld- und Kopfsalate mit Zitronensaft und Oel angemacht. Hingewiesen sei besonders auf eine Art von Spinatbereitung in Form von jungen Brennesseln oder aus Blättern der Radieschen. Diese Frischgemüse und Salatkost, die noch beliebig durch Monaoth, gelbe Rüben, rote Beten, Tomaten, Sellerie, Radieschen, Rettich, Rhabarber, Löwenzahn usw. ergänzt werden können, in Verbindung mit reichlichem Genuß von rohem Obst, Buttermilch, Sauermilch, Topfenkäs (Quark) und Vollkornbrot, bilden die idealste Gesundheitskost des Frühjahrs, die jedermann aufs wärmste zu empfehlen ist. Obst- und Pflanzenkost, vernünftiger Gebrauch der Rohkost sind und bleiben nun einmal die Heilkost in vollem Sinne des Wortes.

Die nächstliegende, meistgeübte „Frühjahrskur" ist das köstliche Wandern in Licht und Luft, das wegen seiner herz- und nervenerfrischenden den Blutkreis trefflich fördernden Wirkung nicht genug empfohlen werden kann. Zu diesen genannten natürlichen Heilfaktoren muß bei einer rationellen Frühjahrskur unbedingt die zweckmäßige Anwendung von Luftbädern und der Gebrauch von entsprechenden Wasseranwendungen hinzukommen. Wer das Luftbad nicht im Freien genießen kann, nehme wenigstens zu Hause, etwa abends vor dem Schlafengehen, ein Zimmerluftbad von 10 bis 15 Minuten Dauer. Wer in ländlicher Gegend wohnt oder einen entsprechenden Garten zur Verfügung hat, benütze in der Morgenfrische das Taugehen, das Barfußgehen im frischen betauten Gras.

Die Krönung jeder Frühjahrs- und Blutreinigungskur aber, ihr Hauptbestandteil muß die rationelle Anwendung von entsprechenden Wasserprozeduren bilden. Dazu gehören z. B. die morgendliche kalte Ganzwaschung, wöchentlich 2 bis 3 Sitzbäder oder Halbbäder 14 bis 18 Grad Celsius, 8—10 Sekunden lang (evtl. morgens vom Bett aus genommen), ferner das als wertvolles Heilmittel geschätzte Armbad (30 Sekunden lang), wie auch das individual täglich abends anzuwendende kalte Fußbad, 1 bis 2 Minuten lang. Wer Gelegenheit hat, nehme beim Wandern im Freien ein Fußbad im sprudelnden Bächlein (Wassertreten). Neuerwachter Schaffensdrang, neue Lebensfreude sind der köstliche Gewinn dieser Wundkur.

Eine vernünftige Blutreinigungskur nach diesen Prinzipien wird eine Entgiftung des Blutes, eine Stählung und Abhärtung des Körpers und des Geistes, eine Verjüngung im vollen Sinne des Wortes erreichen. Darum, laßt uns beden in Wasser und Luft! Ein körperlicher und seelischer Jungbrunnen soll dieses Element uns allen werden. Trotz aller Not der Zeit wollen wir uns freuen in dieser wunderbaren Zeit des Wachsens und Blühens in Gottes herrlicher Natur. Dankerfüllt und hoffnungsfroh weite die Seele ihre Schwingen! Es kommt eine bessere Zeit!

San.-Rat Dr. Albert Schalle.



Trinkt deutschen Kräutertee!

Der heimische Kräutertee ist nicht nur gesund, sondern bildet auch einen vollwertigen Ersatz der aus dem Auslande eingeführten Tees. Ein wertvolles Merkblatt über die Kräutertee-Mischungen im Haushalt kann für einen ganz geringen Preis vom Reichsverlagsamt, Berlin NW. 40, Scharnhorststraße 4, bezogen werden. Viele tausend deutsche Familien trinken schon seit Jahren den heimischen Tee, den man selbst sammeln oder kaufen kann. Unbestreitbar ist das Trinken dieser Tees gesundheitsfördernd. Vielfach finden die Blätter der Brombeere (unser Bild), Himbeere u. a. Verwendung. Am empfehlenswertesten ist eine Teemischung.

(Brand, Zander-K.)

Der Kleingarten im Juni

Bewässern ist die wichtigste Arbeit des Monats — Die Ernte beginnt — Weg mit dem Unkraut

Der Juni zeigt im Garten den größten Blütenreichtum. Zwar gibt es bereits Blumenbeete, die verblühte Frühjahrsblumen und vergilbende Blätter zeigen, an den andern Stellen ist jedoch das Blühen um so reicher. In allen Farben leuchtet es jetzt von den Blumenbeeten. Jetzt blüht die „Bäuerin" unter den Blumen, die Bäonie, und auch die „Königin" der Blumen, die Rose! Soll der Garten ein schönes Aussehen behalten so muß besonders auf den Blumenbeeten für Ordnung gesorgt werden, verblühte Blumen und verwilderte Blätter sind wegzuschneiden. Der Juni ist im Garten schon ein guter Erntemonat. Es können verschiedene Gemüse eingebracht werden, am Ende des Monats sind Frühkartoffeln auszunehmen, es reifen Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren.

Wer sich im Garten Spargelbeete angelegt hat, kann bis zum letzten Junidrittel Spargel stechen. Weiter beginnt im Juni das Einernten der Gewürzkräuter. Sie werden abgeschnitten bevor sie in voller Blüte stehen, dann getrocknet und für den späteren Gebrauch aufbewahrt. Das Trocknen von Gewürzkräutern, sollte stets an einer schattigen, luftigen Stelle geschehen, niemals unter voller Bestrahlung der Sonne. Ist der Juni trocken, so ist ausreichendes Bewässern die wichtigste Arbeit des Monats. Sowohl Gemüsepflanzen, wie Blumen, Sträucher und Obstbäume verlangen jetzt viel Wasser, wenn sie gut fortkommen sollen. Auch für Gräser, wie Rasenflächen sind die Pflanzen jetzt dankbar. Bei den Erdbeerstauden wird namentlich von Eigentümern kleinerer Gärten häufig der Fehler gemacht, die Ranken zu frühzeitig wegzunehmen. Diese Kleinsträucher alaufen, die Erdbeerstauden durch frühzeitige Wegnahme der Ranken zu entkasten, erreichen aber gerade das Gegenteil. Dadurch, daß die Ranken zu frühzeitig weggenommen werden, treiben die Stauden von neuem wieder Ranken und brauchen dazu ihre Kräfte. Richtig ist es, die Erdbeerranken erst zu entfernen, wenn die Ernte vorüber ist.

Wo Schlingpflanzen im Garten, an Gartenhäuschen und anderen Baulichkeiten angepflanzt sind, muß jetzt darauf geachtet werden, daß das Wuchern dieser Pflanzen nicht allzu üppig wird, denn je dichter das Schlingpflanzengewirr ist, desto unaestörter nisten sich dort Schädlinge aller Art ein, die heißem Wasser — das im Notfall auch durch kaltes ersetzt werden kann — ausgeschüttet. Es hat sich als wirksam erwiesen, das Lappenauslegen oft zu wiederholen. Der

Einst zog uriges Großwild durch Deutschlands Wälder seine Fährte, Jagd war Mutprobe unserer germanischen Vorfahren. Unter dem Reichsjägermeister Hermann Göring im Dritten Reich – A. D. 1934. erstand hier ein deutscher Urwildpark. Wisent und Auer, Elch, Hirsch, Wildpferd, Biber und anderes Getier unserer Heimat soll darin eine Freistatt finden, um kommenden Geschlechtern als lebende Zeugen zu dienen vom Wildreichtum des einst nicht durch Menschen beherrschten Deutschlands.

Inschrift auf der Gedenktafel am Eingang des deutschen Urwildparkes in der Schorfheide

Wie sah der Ur aus?

Das Wild der germanischen Vorzeit

Das Verständnis für die deutsche Vorzeit und deren Kultur allen Volksgenossen zu vermitteln, ist eine der wichtigsten Aufgaben des kulturellen Aufbauwerkes im nationalsozialistischen Deutschland. Nicht nur der Mensch der deutschen Vorzeit und sein Leben, sondern auch die Tierwelt, die — zum Teil längst ausgestorben — einst die deutschen Wälder belebte, steht mehr als früher im Vordergrund des Interesses.

Doch nicht allein theoretische Anteilnahme und Forschung haben sich diesen Tierformen zugewendet, sondern nach dem Willen des Reichsjägermeisters Hermann Göring soll in dem von ihm geschaffenen deutschen Urwildpark in der Schorfheide wieder uriges Großwild wie einst durch Deutschlands Wälder seine Fährte ziehen. Neben Wisent, Elch und Hirsch, Wildpferd und Biber soll auch der Ur dort eine Freistatt finden, um — wie die Inschrift vor dem Eingang zum Gehege besagt — „kommenden Geschlechtern als lebende Zeugen zu dienen vom Wildreichtum des einst nicht durch Menschen beherrschten Deutschlands".

Die Ure oder Auer — die wilden Vorfahren unseres Hausrindes — waren gewaltige Tiere. Julius Cäsar erzählt von ihnen in seinem Werk „De bello Gallico": „Sie stehen an Größe kaum dem Elefanten nach. Ihr Aussehen, ihre Farbe und Gestalt sind die eines Stieres, gewaltig ist ihre Kraft und groß ihre Schnelligkeit. Sie gehen sofort auf Menschen und Tiere los, sobald sie diese erblicken."

Als Weidetier leichter zu erjagen als der im Wald lebende Wisent, ereilte den Ur im 17. Jahrhundert sein Schicksal: er wurde ausgerottet. Folgende Stelle des Nibelungenliedes kann belegen, wieviel leichter es war, einen Ur zu erlegen als ein Waldtier: „ . . . darauf schlug herr Siegfried einen wisent und einen elch, dazu der ure viere und einen grimmen schelch . . ."

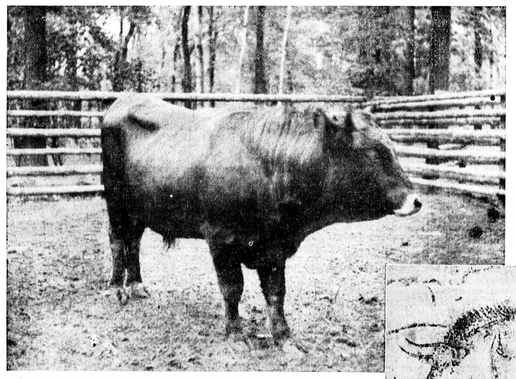
Noch heute gibt es aber einige Rinderrassen, die als nächste Verwandte und kaum verbildete Nachkommen des Urs anzusprechen sind, und als solche diesem am meisten ähneln. Diese Rassen — das korsikanische Rind, das südfranzösische Kampfrind, das schottische Bergrind und das englische Parkrind — werden zur Rückzüchtung des Urs herangezogen, die im Auftrage des Reichsjägermeisters in den zoologischen Gärten von Berlin und München durchgeführt wird.

Diese nach der Erkenntnis der Vererbungsgrundsätze planmäßig durchgeführte Rückzüchtung, die viele Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, hat heute bereits das Ergebnis gezeitigt, daß die überlieferte charakteristische Färbung des Urs herausgezüchtet werden konnte, insbesondere der für den Ur bezeichnende, bei keiner der zur Kreuzung verwendeten Rassen jedoch vorhandene weiße Rand um die Nase.

Gleichlaufend mit diesen Rückzüchtungsversuchen hat ein Künstler — der Maler und Bildhauer Ernst Gustav Jaeger — Rekonstruktionen des Urs geschaffen, die auf wissenschaftlicher Grundlage getreue Abbilder dieses seit drei Jahrhunderten ausgestorbenen Tieres geben. Jaeger, der selbst Naturwissenschaftler ist, hat schon einmal seine Befähigung erwiesen, mit außerordentlichem künstlerischen Einfühlungsvermögen urzeitliche Erscheinungen darzustellen, als er im Jahre 1911 als erster Künstler eine auch vor dem Forum der Wissenschaft standhaltende Plastik des Urmenschen schuf.

Diesmal galt es aus alten Beschreibungen und Bildern, insbesondere aber auf Grund der wenigen vorhandenen Skelette die Abbilder zu schaffen. Sorgfältige Studien an den noch lebenden nächsten Verwandten des Urs und auf Millimeter genaue maßstäbliche Uebertragung eines Ur-Skelettes auf die Plastik führten zu einem Ergebnis, das ebenso vor dem Auge des Kunstsachverständigen wie dem des Wissenschaftlers bestehen kann. Die besondere Bedeutung dieser Kunstwerke, die nicht als Phantasiegebilde, sondern als naturwissenschaftliche Rekonstruktion anzusprechen sind, liegt darin, daß sie jedezeit die Möglichkeit geben, das Fortschreiten der Rückzüchtungsversuche durch Vergleiche zu beobachten und so Maßstab für ihren Erfolg zu sein.

Dr. H. F.



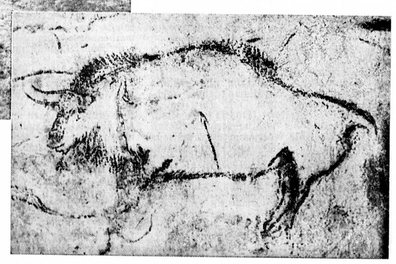


Bild oben: Der Naturwissenschaftler, Maler und Bildhauer Ernst Gustav Jaeger bei der Arbeit an seinem Oelgemälde, das die erste wissenschaftlich einwandfreie Darstellung des Urs bildet. — **Darunter rechts:** Studien am Skelett zur plastischen Rekonstruktion des Urrindes. — **Unten links:** In den zoologischen Gärten Berlins und Münchens wird der Versuch gemacht, aus mehreren Rinderrassen, die als die nächst verwandten Nachkommen des Urs anzusprechen sind, diesen zurückzuzüchten. Es ist bereits gelungen, die für den Ur charakteristische Farbe, insbesondere den weißen Rand um die Nase, herauszubilden. — **Unten rechts:** Steinzeitliche Höhlenzeichnung, die einen Ur darstellt. (Fotos 4: Dr. Hans Franz)

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

11. Fortsetzung

„Es tut mir leid, daß ich euch allen so Scherereien und Aerger bereite." Ina sieht jetzt Jasper an. Sie will noch sagen: Ich weiß ja selber nicht, wie alles gekommen ist . . . Aber Jasper ist wieder der gute alte Freund: „Ich wäre glücklich, Ina, wenn Sie mich zu irgend etwas gebrauchen könnten." Und Richter flüstert etwas leiser: „Ich will mich ja nicht aufdrängen, gewiß nicht. Aber so, wie ich hier stehe, bitte verfügen Sie über mich . . ."

Die Situation ist etwas beengt. Die Menschen von ihren Plätzen sehen neugierig herüber. Ina lacht befreit und gestärkt: „Erst Ihr Zimmer, Jasper, und später, vielleicht später brauche ich auch Ihre Hilfe, Herr Richter . . ."

Richter strahlt und ist so glücklich, wie lange nicht in seinem Leben, trotzdem das alles mehr nach innen geht und sich später nicht erzählen läßt . . .

*

Es war sinnlos, nach Italien zu fahren auf eine Vermutung hin. Auf Herrn Vonhagens Drängen und einen mißverständenen Brief. Tag und Nacht Bahnfahrt. Anstrengung, Schlaflosigkeit, Aufregungen und Wirrwarr. Sie weiß nicht einmal, ob die Kinder zu Hause gut versorgt sind. Sie ausß sich mit vielen Sorgen ab und findet im Hotel in Rom ein zerbrochenes, enttäuschtes Menschenkind. Jemand flatterte gegen ein Licht und fiel zu Boden. Monika Hiller wußte nicht, wo Franz Rave hingefahren war. Sie sollte ja nachkommen. Als ob das in ihrer Macht stünde. Sie weiß auch nichts von Martin Nönnebeck. Nicht einmal rächen wollte er sich? Er hatte recht, daß er Monika so gering einschätzte, es lohnte nicht. Nein, er war nicht als Rächender gekommen. Vielleicht lebte er nicht mehr. Kann ein Mensch so unglücklich und zerstört sein, dachte Frau Rusch unter Erschütterungen. Hier soh ein schwacher Mensch, der seine Geduld gehabt hatte und das Gleichgewicht verlor. Ein unglücklicher Mensch, der Sein und Schein verwechselte und nicht einmal wußte, wen er an Martin Nönnebeck verlor.

Es war nicht sinnlos, nach Italien zu fahren. Nicht Vater und nicht Mutter konnten hier helfen. Noch ein Leben ging hier zu Ende, wenn nicht eine starke Hand zugriff. Monika Hillers Leben flackerte. Der Tod war Erlösung von allem, auch von den Schuldgefühlen.

Der Tod befreit nicht von Schuld! widersprach Frau Rusch und packte langsam und vorsichtig und dann immer fester und härter zu. Von Stunde zu Stunde wurde ihr klarer, daß Monika Hiller das Opfer der Erziehung zum Schein geworden war. Jedes leuchtende befreiende Wort wurde zur Anklage gegen die Verweichlichung und Enge, in der Monika aufgewachsen war. Frau Rusch hörte geduldig zu, als endlich nach Schwanken und Schmerzen aus Monika alles herausbrach.

Monika fuhr mit nach Deutschland zurück. Sie war viel zu schwach, um Widerstand gegen Frau Ruschs Anordnungen zu leisten. Eine gute, mütterliche Hand begann zu glätten und auszugleichen. Monika wußte nicht, wohin die Reise führte. Es gab ja keinen anderen Weg, und Monika nach Hause fahren zu lassen, war gleich mit neuem Zusammenbruch und vielleicht noch Aergerem.

„Wir bleiben ein paar Tage in den Bergen. Schnee und Sonne und Ruhe. Es wird sich alles von selbst finden!" sagte Frau Rusch unsicher und selber von Zweifel gequält. Zeit gewinnen, und dann gab es vielleicht doch noch einen Ausweg. Ein Wiedersehen zwischen Martin Nönnebeck und Monika. Ganz in der Ferne schien das eine Lösung. Warum sollte das Gefühl nicht stärker sein als die Ereignisse. Frau Rusch bedachte den Gedanken nicht in allen Einzelheiten. Der weibliche Urtrieb, Bindungen zu schaffen, wirkte unbewußt in ihren Ueberlegungen. Das Leben war in Wirklichkeit viel einfacher als alle wissenschaftlichen und psychologischen Erwägungen. Warum sollte es nicht selber entscheiden können?

Dazwischen wuchs allmählich und dann immer schneller der Gedanke an Ina Stemhus. Wer war sie, und was hatte sie mit Martin Nönnebeck zu tun? Von Sorgen und Ueberlegungen und von der gewaltigen Anstrengung wehrlos gemacht, griffen die Zweifel nach ihr. Sie schloß die Augen, und dann nickte ihr Rusch zu. Es ist richtig, was du tust! Ich will nicht umsonst gestorben sein! Aus dem Rattern und Dröhnen der Räder des Zuges wrang seine Stimme auf und begleitete sie. Er war mein treuester Freund mein Kamerad. Er hat die Aufzeichnungen der Expedition. Er hat ein Buch geschrieben Er lebt, und du wirst ihn finden.

Hatte sie wirklich geschlafen? Als sie die Augen öffnete, war sie in einem Schlafwagenabteil, und die Bremsen kreischten. Der Schaffner sang unter dem Fenster: Nürnberg . . . Nürnberg . . . Deutschland. Die Entscheidung kam immer näher. Monika hatte nicht geschlafen. Sie stand am Fenster, preßte das Gesicht gegen die Scheibe und sah nur die zuckenden, flatternden Signale und Lichter und die vorüberglei tenden Berge . . . Jenseits der Berge waren ihre Gedanken untergegangen. Die Berge traten zurück, gaben den Blick in eine gewaltige Ebene frei.

*

Kling ling ling, pausenlos läuten die Glocken am Pferdegeschirr. Gestern noch tiefblauer Himmel und südländische Pflanzen, Wärme, das Meer, und heute ein verhangener Himmel mit Schneewolken, ein verschneiter, weißer und stiller Wald. Der Frost malt mit roter Farbe ein Zeichen auf Monikas Backen. Der Schlitten springt über ausgefahrene und gefrorene Spuren, dann bleibt der Ort zurück. Langsam steigt der Weg an. Die Tannen stehen dichter, und einmal stehen Rehe auf einer Lichtung und sehen hungria herüber.

Frau Rusch erzählt Geschichten von Susi und ihrem Bruder. Kleine, blinkende Geschichtchen, wie sie ein liebendes Mutterherz jeden Tag erleben kann. Monika hört immer nur das kling ling ling des Schlittengeläuts und sieht den winterlich verschlafenen und unberührten Wald. Atmet der Wald, oder klopft ihr Herz in der großen Stille? Die Worte der Frau kommen allmählich auf sie zu, dringen in sie hinein und lenken sie ab. „Ein paar Tage bleiben wir da oben, und dann fahren Sie mit mir zu Susi und ihrem Bruder. Ich habe niemanden, der mir hilft, und meine Schwester Grete wird bald wieder nach Hause müssen. Es hängt ganz von den Umständen ab, wie lange wir bleiben", und die Hoffnung rührt sich schon wieder in ihr, Abgründe überbrücken zu können.

„Ja", nicht Monika und sieht Susi und ihren Bruder vor sich. „Mit Kindern umgehen, werde ich das können? Ich könnte vielleicht im Haushalt arbeiten. Da ist keine Babett, die mir die Arbeit aus der Hand nimmt." Eine Stimme dringt aus einer anderen Welt: „Das tut man nicht, dazu haben wir Babett. Du hast das nicht nötig!" Decken und Plüsch und Stillsitzen und Warten heißt diese Welt. Monika hat plötzlich ganz schmale Lippen.

Der unförmig vermummte Kutscher wendet sich um und brummt unter seinem Schnaufbart: „Da oben ist heute viel los, da werden Sie vielleicht auch gar nicht mehr Platz finden. Da rennen sie heute Bobben oder so um die Wette."

Bobben? Bob, erriet Frau Rusch. Die Welt war schon immer voller Geheimnisse, aber jetzt rücken die Wunder jedes Augenblick dichter heran. Wie kommt Rönnebeck hierher? Wer ist Ina Stenhus? Der Name entführt ihr, und sie sieht erschrocken Monika an. Aber die kann ihre Gedanken nicht erraten.

Vor dem Hotel empfängt sie Herr Schmidt, trotz des Durcheinanders und der Fülle, mit großer Ehrerbietung. Dann kommt Richter hinzu. Seine stundenlange Gedanken wird bedankt. So ung noch, und man sieht ihr den schweren Verlust nicht einen Augenblick an. Richter stellt sich vor. „Fräulein Stenhus ist an der großen Kurve, muß Damen drücken für unsere Mannschaft." „Unsere" sagt Richter mit wichtiger Betonung. „Aber sie wird gleich zurückkommen. Wenn Sie inzwischen ganz über mich verfügen wollen."

„Fräulein Stenhus war sehr liebenswürdig", dankt Frau Rusch. „Das Telegramm nach Rom und dann ihre Besorgnis!"

Richter antwortet: „Ja, Fräulein Stenhus ist wirklich sehr liebenswürdig. Sie verhert uns alle." Er will noch einige Freundlichkeiten sagen, aber da ist noch eine fremde, junge Dame dabei, blaß, zu blaß eigentlich, wahrscheinlich auch krank, oder hat sie Trauer, und ihre Anwesenheit beengt eigentlich auf eine sonderbare Weise. So kann er nicht einmal den Namen Nönnebeck aussprechen, wenn ihm auch die Ungeduld und Neugier heftig zusetzen. Fräulein Hiller! Das besagt natürlich nichts. Verwandte von Frau Rusch? Kann anzunehmen. Die macht nicht den Eindruck, als müsse sie sich mit Gesellschaftern und Aehnlichem umgeben. Richter hat eine große Hochachtung vor dieser Frau, deren Schicksal er doch nur in großen Strichen kennt. Eine Unterhaltung kommt nicht richtig in Gang. Da steht dieses Fräulein Hiller zwischen, und da fehlt Ina.

Zunächst einmal schleppt Richter die beiden Koffer auf das von Jasper geräumte Zimmer. Dazu brauchen wir Herrn Schmidt nicht. „Kümmern Sie sich um Ihre übrigen Gäste", rät Richter, und Herr Schmidt enteilt sehr einverstanden. „Wenn Sie noch irgendwelche Wünsche haben, ich bin immer in der Nähe des Eingangs", und Richter zieht sich zurück. Ina muß ja doch gleich kommen.

Eine Stunde später gehen Ina und Frau Rusch durch den Schnee den Weg neben dem Wald entlang. Erst einmal muß Ina berichten. Sie tut es gefaßt und ohne Tränen. Neben dieser Frau kann man nicht einen Augenblick schwach werden. Frau Rusch hört atemlos und ergriffen zu. Sie sieht den Schmerz eines liebenden Herzens und weiß in Minuten, daß über einen anderen Abgrund keine Brücke mehr geschlagen werden kann. Das Leben hat nicht nur Geheimnisse, es steckt auch voller Wunder. Frau Rusch kramt aus der Tasche Bilder von Susi und ihrem Bruder. Von diesem Bruder, der stellt sich ihr ganzes Leben dar. Sie erzählt von Rusch und einer jungen, sehr innigen Ehe. Sie trauert nicht, die Kinder sind ihr ja geblieben, aber sie zittert darum, daß der Tod ihres Mannes vielleicht doch umsonst gewesen ist.

Aber da unterbricht sie Ina. Rönnebecks Buch. Und immer wieder sein Werk. Wie es zustande kam, wie der Mann in der eiskalten und einsamen Hütte Tag und Tag schrieb, wie die Erinnerung an den Kameraden und Menschen Rusch in einem glühenden Denkmal Auferstehung und Verewigung fand. Wie Ina Schicksal spielen wollte und deshalb heimlich wegen der Herausgabe des Buches verhandelte. Sie wollte Rönnebeck dadurch dem Leben zurückgewinnen. Konnte Frau Rusch das überhaupt verstehen? Ja, sie konnte es und sah Ina mit guten und dankbaren Augen an.

Und ganz am Ende kam die Frage, die alles andere übertönte: warum? Warum lief Männebeck vor den Menschen? Ohne diese Frage gab es kein Verstehen und keine Hilfe. Das, was Frau Rusch darauf zu erwidern hatte, war eigentlich nur Bestätigung eigener Gedanken. Aber Ina suchte doch einmal zusammen. Monika Hiller wurde mit keinem Wort erwähnt. Warum auch?

Monika lag in Jasbers Zimmer in einem tiefen, bewußtlosen Schlaf. Die Nähe war fern von ihr. Kein Traum verwirrte und beunruhigte sie.

*

„Dahinaus geht der Weg ins Nirgendsland," hatte der Bauer gesagt. Er stand mit der Axt neben dem Haus und schlug eine neue Futterraufe für den Kuhstall zurecht, als der Fremde wortlos und mit gesenktem Kopf vorbeistapfte. Ein Reisender mit Knöpfen und Bändern, mit Firlefanz und Weiberkram verirrte sich um diese Zeit nicht in das abgelegene Tal. Wanderer, die sich hierher verliefen, hatten um Milch oder um einen Stuhl zum Ausruhen, aber der da schwankte wortlos heran und wortlos vorbei.

„Hallo!" rief ihm der Bauer nach, schlug die Axt in den Baumstamm und ging hinter dem Fremden her, ohne Hast und ohne Absicht. Der Mann sah sich nicht um. Der Weg lag unter dem Schnee, und die Spuren liefen direkt in den einsamen Hof hinein. Der Mann schien einen Augenblick zu überlegen: dort hinaus oder da? Da legte ihm der Bauer die schwere Hand auf die Schulter: Da hinein!

Und damit war Martin Nönnebeck am Ziel angelangt. Er wußte nicht, wieviel Stunden er durch den tiefen, knirschenden, ächzenden Schnee marschiert war. Zuletzt war er blindlings gegen die graue, dichte Schneewand gelaufen. Die Wand gab nach und trat zur Seite. Er setzte einen Fuß vor den anderen, und die Beine bewegten sich wie Teile einer Maschine. Die Gedanken versanken in dem wirbelnden Schnee, der sofort alles zudeckte. Es tat wohl, an nichts mehr zu denken. Schritt vor Schritt weiter, immer weiter. Stunde um Stunde. Die Müdigkeit wuchs zur Ermattung, die Ermattung löste einen Krampf aus, der die Glieder bleischwer machte und in den Schnee zwang. Ein Körper ohne Herz und Gedanken taumelte und schwankte nach vorn, irgendwohin. Einmal endete der Wald. Die Füße stolperten in ein Tälchen. Da wuchs wieder eine graue Wand auf, eine verschneite Hecke wie eine Mauer aus Schnee, und dann ein Mann, der den Arm hob und mit einer Art zuschlug. Der Schlag war das einzige Geräusch in dieser bleiernen Stille. Er schwebte wie ein Vogel mit breiten Schwingen durch das Tal und fiel dann irgendwo in den Schnee. Alles versank zuletzt in diesem endlosen, ewigen Weiß. Eine Stimme kam hinterher: „Hallo! Dahinaus geht der Weg ins Nirgendsland!" „Nirgendsland", klapperte das müde, leere Hirn, aber es konnte die Worte zu keinem Gedanken verbinden. Die Erschöpfung war zu groß. Da legte sich die Stimme noch dichter auf Arm und Bein und Vorwärtsschwanken, eine schwere Hand legte sich auf die Schulter und gab dem willenlosen Körper eine kleine Drehung. Der Weg führte gegen eine Häuserwand, über ein paar Stufen und durch eine Tür in eine niedrige, warme Stube.

Jemand stellte Milch und Brot vor ihn hin. Hände aus einer anderen Welt. Willenlos tat Martin, was ihm jemand befahl. Er kaute und schluckte, mechanisch und bewußtlos, aber darüber wachten in der Stube allmählich Hände mit Bildern und Sprüchen, mit einer braunen, knisternden Uhr und mit einem piepsenden, blinzelnden gelben Federbällchen in drahtgeflochtenem Käfig.

Die Stimme ihm gegenüber erhielt ein bärtiges, brummiges Gesicht mit zwei blitzenden, kühlwarten und lachenden Augen. Warum diese Augen wohl lachten?

Nach einer Stunde wußte es Martin. Er stand im Kuhstall und sah, wie der Bauer die beiden rotbraunen Kühe fütterte und streichelte. Da lag in einer Ecke ein schwarzweißes Kälbchen und blökte verlangend nach der Mutter. Hühner pickten und scharrten mit Wichtigkeit zwischen den Türen. Die Frau mit den ruhigen, sicheren Bewegungen stellte einen Schemel zurecht und begann die Kuh zu melken. Draußen lag die Welt unter Schnee begraben, und hier ging das Leben seinen Gang. Zwei Menschen, zwei Kühe, Hühner, Heu und Korn, ein Haus und ein Schuppen. Eine Welt, größer und lebendiger als alles, was da draußen sich abmühte, jagte, geboren wurde und verging.

Viel zu sprechen war nicht mehr. „Platz ist für die alle!" sagte einmal der Bauer und machte eine Handbewegung nach den Tieren, aber er meinte etwas anderes.

Am nächsten Morgen half Martin die neue Futterraufe im Stall anzubringen. Der Bauer fragte nicht nach Herkunft und Ziel. Hierher kam keine Zeitung, selten der Postbote, nie der Landjäger. Aeden und Musik der Radiowellen berührten das Tal nicht. Die Spuren zum nächsten Dorf, zum Kreuz oder zu Verwandten verwehte der Wind oder der Schnee. Dafür war es Winter, und im Winter herrscht nur Stille, und der liebe Gott, der über allem regierte. Deshalb las der Bauer morgens und abends aus einem alten Buch ein kraftvolles, besinnliches Gebet. Martin war da und war nicht da. Er konnte jetzt wieder gehen, und er konnte bleiben. Je länger er blieb, um so häufiger sah er durch die Scheiben oder trat vor die Tür. Lag wirklich draußen die ganze Welt unter Schnee und Verdammnis? Es kam doch nichts mehr nach diesem.

„Alles ist nur Warten und Uebergang. Auf jeden Winter folgt ein Frühjahr!" sagte der Bauer und zeigte Martin den gelben Haufen Korn in einer Kammer. Er hob den Deckel einer gewichtigen Kiste hoch: Mehl. Nebenan Hafer, Mais. Vorräte für Mensch und Tier. Die Welt hier hatte eigene Maßstäbe für Wert und Unwert. Die Menschen lebten in sich hinein, und die Dinge drumher kehrten von selbst zu ihrem eigentlichen Wert zurück. Alles wurde ohne Absicht vor Martin ausgebreitet. Kein Wort zuviel gesprochen. Niemand wollte ihm helfen und niemand ihn verdammen. Alles ist nur Warten und Uebergang, und auf jeden Winter folgt ein Frühjahr! Darin war eigentlich alles enthalten, und es sollte keine Antwort auf Martins Frage sein.

Abends las der Bauer aus dem Buch. Die Frau strickte einen Strumpf, und die Uhr

Der alte Gärtner

Von Hermann Claudius

Ich habe sie selber gezogen
aus einem winzigen Kern.
Nun hat sie ihre Blüte geöffnet
gleich einem Stern.

Ich stehe davor und schaue
und fühl nicht der Arbeit Last.
Mir ist so still zu Mute,
als sei ich bei Gott zu Gast.

Als wären Glieder und Hände
schon nicht mehr mein,
als müßte ich nur wie die Blüte
geöffnet sein.

ging gemächlich mit der Zeit, nicht vor und nicht hinterher. Der Bauer stopfte sich eine Pfeife, schob Martin den Kasten mit Tabak hin und eine uniformige Pfeife mit einem Jägerbild auf dem Kopf. Der Tabak kam nicht aus Brasilien, aber er war doch aus einer anderen Welt. Die blauen Wölkchen wirbelten friedlich über den Tisch.

Martin hatte gesehen, wie die Indianer Tabak anbauten. Er erzählte von den ungeheuren Tabakpflanzungen, die in Bahia lagen. Bahia? Den Ort kannte der Bauer nicht. Bahia, auch ein Ort, eine Stadt, aber auch ein Staat von der Größe des ganzen Deutschen Reiches, drüben in Südamerika, erklärte Martin und wuchs mit seinen eigenen Worten. Der Amazonas wurde wieder lebendig. Die Bauern, Farmer, Estancias, Viehherden, Plantagen, und hinter allem der gewaltige Strom. Der Bauer hob den Kopf und horchte. Die Frau ließ das Strickwerk sinken. Martin erzählte und fühlte, daß ihm die Erinnerung wie eine lebendige, erneuernde Kraft durch die Adern rann. Der Bauer fragte, die Frau mischte sich ein. Es gab also doch etwas, was bis in diese festgefügte Welt hinein Aufmerksamkeit fand.

Die Uhr schlug eilig und mahnend, aber es achtete niemand auf sie. Das Erzählen war wie das Erwachen nach langer Bewußtlosigkeit. Die Frau horchte zu, und der Bauer nickte manchmal und betrachtete das Gesicht des Fremden, der eigentlich kein Fremder mehr war.

Am nächsten Morgen hörte Martin durch seine Kammertür hindurch, wie der Bauer mit jemand sprach, aber die Stimmen wanderten weiter, ehe sie ihn ganz erreichen konnten. Der Bauer begleitete den Postboten noch ein Stück Weges. Der Bauer sprach von Südamerika, und ob der Postbote schon was vom Amazonas gehört habe. Der andere meinte, der sei etwas weit weg, aber er wolle einmal auf der Landkarte nachsehen. Jedenfalls sei das wirklich ein ganz großer Strom in Südamerika. Ob er etwa dahin auswandern wollte? Nein schüttelte der Bauer abwehrend den Kopf. Aber man könne ja schließlich einmal Besuch daher haben, nicht wahr? Sprachs und drehte sich um. Soweit hatte er ja nicht mitgehen wollen, und eigentlich sollte der Briefträger ja andere Neuigkeiten berichten.

Der Postbote ging auf Schneeschuhen weiter. Die Pakete klapperten bei jedem Schritt, und er dachte, daß es ein Segen wäre, wenn die Zustellung für das Sportkotel endlich einmal geändert würde. Aber das dachte er eigentlich schon seit Jahren, und davon wurde der Weg auch nicht weniger beschwerlich. Südamerika? Was wollte der vorhin mit dem Amazonas? In diesem Augenblick fänden die Gedanken. Wo hatte man nur seinen Verstand und seine Ueberlegungen? Amazonas. Der Landjäger Borck. Der Forscher, wie hieß er doch?

Hallo! wandte er sich um und lief dem Bauern nach. Der blieb stehen, mit breitem Lachen: „Du bist aber neugierig!"

„Bin ich auch, und ich muß wissen, ob du einen Doktor gesehen hast, der dir das von Südamerika erzählt hat. Es kann doch gar nicht anders sein."

Ein Doktor, das wisse er nicht. Aber Besuch habe er seit ein paar Tagen, und es sei wirklich interessant, ihm zuzuhören.

Weiter wollte er nichts wissen, sagte der Briefträger und lief weiter. So einfach war das nun mit dem Verschwundenen. Die Kollegen hatten gar nicht erst richtig zugehört. Wer da die Wege nicht kannte, den fand man sowieso erst im Frühjahr wieder auf, wenn der Schnee fortging . . . Und dann so einen Doktor . . . Wo hatte der denn anders sein als unterm Schnee? . . .

Richter wartete auf Post. Von Berufs wegen, entschuldigte er sich. Der Postbote kam schmunzelnd an. Richter gab ihm zwei Zigarren. Drei Zeitungen und zwei Briefe. Zuerst die Zeitungen. Richtig, auf der ersten Seite eine dicke Ueberschrift, verdammt und zugenäht, wer hatte denn das erfunden?

Amazonasforscher Nönnebeck aufgefunden!

Ein paar Zeilen darunter die Ankündigung, daß ein Mitarbeiter in der nächsten Ausgabe das Geheimnis des geflohenen und aufgefundenen Doktors Nönnebeck lüften würde.

Woher wußten denn die das alles, und was wollten sie denn nun noch bringen? Doch nicht die Sache mit Ina . . .

Der Postbote schnaufte immer noch, aber er sagte auch etwas, das konnte heißen: „Das ist doch leicht!"

Richter warf seinen Zorn auf den Postboten: „Herr, ich spreche von Nönnebeck, wenn Ihnen das vielleicht ein Begriff ist."

„Südamerika, Amazonas, Forscher," legte der sein Gesicht in ernste Falten, „wer weiß das nicht?"

„Was denn? Was denn?" bohrte sich Richter mit seiner Frage fest. „Sie wollen doch natürlich nicht gesagt haben, daß Sie zufällig wissen, wo der Betreffende jetzt steckt?" Er machte eine Bewegung mit Hand und Kopf zugleich, um das ganz Unwahrscheinliche zu unterstreichen.

Der Postbote Miers erkannte, daß einer der großen Augenblicke, die man so selten im Leben haben kann, gekommen war. Er blieb deshalb stehen und zögerte noch einen Moment. Aber dann stieß der Mitteilungsdrang ihn weiter: „Unten beim Bauern im Nesseltal!"

Carla Sveva, Luis Trenkers blonde Partnerin in dem Trenker-Film der Tobis-Rota „Condottieri", als Hirtenmädchen auf den Matten Savoyens. (Foto: Tobis Rota)

Eine Sternschnuppe fiel aus dem wolkigen Himmel, zischend und knisternd stürzte sie ins Weltall, so schlug der Satz ein. „Wer?" Richter starrte die Erscheinung des Postboten drohend, ungläubig und gespannt an. „Herr, ich warne Sie! Ich kann verflixt furchtbar unangenehm werden. Ich richte Sie zugrunde, wenn Sie eine falsche Auskunft geben. Es geht hier um Leben und Tod!"

Von Zugrunderichten könne hier keine Rede sein. Wenn der Herr mit so was käme, dann hätte man sich gar nichts mehr zu sagen, trotzte Miers unerschrocken und marschierte weiter.

„Nesseltal . . ." flehte ihn Richter aufgelöst an, „gibt es das denn wirklich und wahrhaftig?"

„Steht doch auf jeder Landkarte!" Miers war beleidigt und lokt.

„Aber Sie können doch Nönnebecks Aufenthalt nicht für sich behalten!" trumpfte Richter noch einmal auf.

„Will ich auch gar nicht. Ich rufe jetzt sofort den Landjäger Borck an!"

„Heiliger, gerechter Gott, damit uns noch einmal alles verdorben wird. Auf keinen Fall, unter keinen Umständen!"

„Auf meine Pflichten braucht mich kein Mensch aufmerksam zu machen. Die kenne ich von alleine!"

Aber als Richter dann beschwörend bat und in ganz großen Umrissen erklärte, wurde Miers schon wieder unsicher, und zuletzt versprach er auch, den Landjäger erst noch dem Bestellgang anzurufen. Keinem Menschen im Sporthotel etwas zu sagen, war äußerst bitter, aber Richter gab nicht nach, bis er auch dieses Versprechen hatte.

„Morgen erkläre ich Ihnen alles! Heute hängt Leben und Tod von Ihrer Verschwiegenheit ab!" . . .

Das war ein Wort. Damit ließ sich das Schweigen schon erkaufen und tragen. Miers setzte ganz Amtsmiene auf. Richter hetzte wie ein Wettläufer davon. Jasper, Ina, Frau Rusch. Die Bombe schlug ein. Schon von weitem tönte ihm eine donnernde Stimme entgegen: „München gestartet . . .!" Herrgott, das Rennen war schon im Gange! Die Stimme aus dem Lautsprecher sagte irgendeine Zeit an.

Richter lief noch schneller, mit ausgebreiteten Armen ließ er sich über einen Steilhang fallen, scharf in einen Stemmbogen hinein, noch mehr nach rechts. Viele Menschen umlagerten das Zielhäuschen. Alle Zeitungen würden einen ausführlichen Bericht vom Verlauf des großen Kampfes bringen, und er — Richter, war dabei und sah nichts. Was ging ihn denn dieses ganze Rennen an? Die Sache mit Nönnebeck war doch größer. Gott sei Dank, da fegte Burre mit seiner hellen Mütze. Er schleuderte eben einen schwarzen Stumpen fort, streifte den schweren braunen Handschuh über. Fertig zum Start.

Da prasselte Richter durch die Neugierigen hindurch: „Einen Moment, bitte!" Wo man sie ins Weltall, so schlug der Satz ein. „Wer?" Richter starrte die Erscheinung des Postboten drohend, ungläubig und gespannt an. „Herr, ich warne Sie! Ich kann verflixt furchtbar unangenehm werden. Ich richte Sie zugrunde, wenn Sie eine falsche Auskunft geben. Es geht hier um Leben und Tod!"

Von Zugrunderichten könne hier keine Rede sein. Wenn der Herr mit so was käme, dann hätte man sich gar nichts mehr zu sagen, trotzte Miers unerschrocken und marschierte weiter.

„Nesseltal . . ." flehte ihn Richter aufgelöst an, „gibt es das denn wirklich und wahrhaftig?"

„Steht doch auf jeder Landkarte!" Miers war beleidigt und lokt.

„Aber Sie können doch Nönnebecks Aufenthalt nicht für sich behalten!" trumpfte Richter noch einmal auf.

„Will ich auch gar nicht. Ich rufe jetzt sofort den Landjäger Borck an!"

„Heiliger, gerechter Gott, damit uns noch einmal alles verdorben wird. Auf keinen Fall, unter keinen Umständen!"

„Auf meine Pflichten braucht mich kein Mensch aufmerksam zu machen. Die kenne ich von alleine!"

Aber als Richter dann beschwörend bat und in ganz großen Umrissen erklärte, wurde Miers schon wieder unsicher, und zuletzt versprach er auch, den Landjäger erst noch dem Bestellgang anzurufen. Keinem Menschen im Sporthotel etwas zu sagen, war äußerst bitter, aber Richter gab nicht nach, bis er auch dieses Versprechen hatte.

„Morgen erkläre ich Ihnen alles! Heute hängt Leben und Tod von Ihrer Verschwiegenheit ab!" . . .

Das war ein Wort. Damit ließ sich das Schweigen schon erkaufen und tragen. Miers setzte ganz Amtsmiene auf. Richter hetzte wie ein Wettläufer davon. Jasper, Ina, Frau Rusch. Die Bombe schlug ein. Schon von weitem tönte ihm eine donnernde Stimme entgegen: „München gestartet . . .!" Herrgott, das Rennen war schon im Gange! Die Stimme aus dem Lautsprecher sagte irgendeine Zeit an.

Richter lief noch schneller, mit ausgebreiteten Armen ließ er sich über einen Steilhang fallen, scharf in einen Stemmbogen hinein, noch mehr nach rechts. Viele Menschen umlagerten das Zielhäuschen. Alle Zeitungen würden einen ausführlichen Bericht vom Verlauf des großen Kampfes bringen, und er — Richter, war dabei und sah nichts. Was ging ihn denn dieses ganze Rennen an? Die Sache mit Nönnebeck war doch größer. Gott sei Dank, da fegte Burre mit seiner hellen Mütze. Er schleuderte eben einen schwarzen Stumpen fort, streifte den schweren braunen Handschuh über. Fertig zum Start.

Da prasselte Richter durch die Neugierigen hindurch: „Einen Moment, bitte!" Wo man nicht sofort verstand, bohrte er rücksichtslos mit den Spitzen seiner Schier nach. Ich muß doch durch, Burres Kopf tauchte unter. Jasper verbeugte sich und versank. Halt doch! Da war es endlich geschafft. Jemand fluchte. Ein Startrichter kam mit drohendem Gesicht auf Richter zu: „Verlassen Sie bitte sofort . . ."

Richter beugte sich nach vorn, flüsterte Burre etwas ins Ohr, dann Jasper. Der sieht doch mit einem Mattern. Aber Burre winkte ab: „Nachher!" Jasper knickte schon wieder ein. Sein einziger Gedanke, groß, strahlend, war: Ina!

„Ina steht am Ziel!" flüsterte er Richter zurück. „Ich werde sie sofort verständigen!"

„Nein," schüttelte Richter den Kopf. „Nichts sagen. Eine List. Der Zufall muß es machen. Frau Rusch . . ."

„Fertig!" kommandierte Burre.

„Nichts unten sagen!" drängte sich Richter noch einmal an Burre heran. Vielleicht hatte er das gar nicht mehr gehört. Aber Jasper nickte noch vorn: „Nein! Sie haben recht!"

Eben wurde das Zeichen gegeben: Bahn frei! Los! Der Bob neigte sich noch vorn, schwebte geradeaus, sprang einmal in die Höhe und kam dann in Fahrt.

„Gut abgekommen!" knarrte eine Stimme. Die Stimmen der vielen Menschen rannen durcheinander. Richter kam sich plötzlich ungeheuer verloren und überflüssig vor. Da glitt sein Geheimnis, die rettende Nachricht über die Bobbahn. Vielleicht hörte Burre es unten Ina zu oder Frau Rusch. Eine Minute, zwei Minuten, jetzt mußten sie die große Kurve hinter sich haben, von der so vieles abhing. Drei Minuten . . . Die Menschen sahen auf die Uhren, schüttelten die Köpfe, traten hin und her. War das hier Richters Platz? Ob Ina sich freute? Ob sich wohl alles wieder einrenkte?

— — — — — — — — —

Der Bob sprang mit ungeheurem Krach gegen den Wall. Die Gesichter der Zuschauer flogen wie weiße Scheiben, aufgereiht nebeneinander, hintereinander dicht heran. Bis in die Tannen, bis in die Wipfel donnerte jetzt der Schlitten. Die Kufen rissen Schnee und Eis herunter und bohrten die Erde an in einem tollen Wirbel, wrigte Eis, Schnee zu einer dichten Wolke. Die Mannschaft ging mit den Gesichtern in der Tiefe. Jeder sah, wie der Bob umstürzte und alles unter sich begrub. Die Wolke fiel zur Seite, da lag der Schlitten schon in der Geraden. Ein Blitz oder ein Schatten. Keiner war vorher so durch die schwerste Kurve gegangen. Mit eisernem Griff hielt Burre die Steuerung, er fühlte, wie die Mannschaft lebte und sich bewegte, jeder einzelne wuchs in Holz und Eisen hinein. Das war der Sieg. Burres Augen brannten wie Kohlen, als der Bob das Zielband zerschnitt. Es war der Sieg. Aber noch größer war in dieser tollen und doch beherrschten Fahrt das Gefühl der Verbundenheit gewesen. Beglückende, hochreißende Krönung harter Trainingsarbeit. Keine überflüssige Bewegung, jeder tat seine Schuldigkeit. Rasender Beifall stürzte über sie hin. Eine Stimme sagte die Zeit an. Hände wurden geschüttelt. Der Sieg war sicher.

„Keine Feier! Kein Spektakel. Wir türmen in die Stille!" wehrte Burre ab. Aber er beugte sich doch über Inas Hand und küßte sie. Jasper nickte: „Ja, ich finde Burres Idee ausgezeichnet!" Burre verstand nicht sofort und sah verwundert herüber. Jasper nickte: „Burre hat nämlich vorgeschlagen, daß wir uns dem Betrieb gleich entziehen. Er weiß irgendwo ein schönes Lokal, wo wir alle ganz unter uns sind. Frau Rusch muß natürlich auch mit!"

Auf dem Weg zum Hotel drängelte sich Jasper zwischen Ina und Frau Rusch. Inzwischen beschäftigte Burre Ina mit ausgelassenen Erzählungen früherer Siege und Niederlagen. Jasper flüsterte: „Nönnebeck ist da!" Zischend und knisternd fuhr die Sternschnuppe auf ihrem Sturz ins Weltall zurück. Jasper entwickelte den Plan, und Frau Rusch nickte zu allem. Einmal kamen ihr nur Bedenken: Monika Hiller . . . Wenige Minuten später wußte Jasper nun auch, wer Monika war. Die Ereignisse rasten schneller als der siegreiche Bob.

Franz Naive — Italien — Nönnebeck. Jasper ließ ein wenig den Kopf hängen. Hatte er sich nicht eine schwere Last aufgepackt . . .

Ein Schweif begeisterter Sportler, Schlachtenbummler, Neugieriger folgte ihnen zum Hotel. Aber ohne Aufenhalt schnallten sie die Bretter an. „Fertig! Los!" Verwundert sahen die Zurückgebliebenen ihnen nach. Neben Ina fuhr Richter. Er sprach vom Sieg, vom Wetter, von sonderbaren Menschen, von allen möglichen Dingen. So schnell und ungestört konnte ein Thema dem anderen, daß Ina einmal mißtrauisch wurde: „Wo sind denn die anderen?"

„Burre ist doch mit Frau Rusch längst vorausgefahren und Jasper . . . Jasper war eben noch hinter uns. Er wird schon nachkommen. Hatte ich Ihnen eigentlich schon die Sache mit dem Rennfahrer erzählt?"

„Mir kommt das fast so vor, als hätten wir uns verirrt."

„Nicht doch . . ." wehrte Richter ab. „Jetzt noch um diesen Berg, und dann sehen wir das Nesseltal schon vor uns. Nesseltal ist winzig klein. Besteht nur aus einem einzigen Bauernhaus . . . Jasper wird uns gleich einholen." Richter erzählte pausenlos und ohne Atem. „Ich finde es nett von Ihnen, daß Sie sich heute so besonders hübsch gemacht haben, Fräulein Ina. Hübsch ist nicht das richtige Wort, aber Sie betonen im Sport ja leider etwas zu sehr die männliche Linie . . . gewissermaßen . . . entschuldigen Sie bitte . . . Ina . . ." Und blieb hoffnungslos stecken. Blau stand Ina wirklich entzückend.

Sie war ganz und gar nicht in Stimmung. Aber sie hatte sich in der Gewalt wie ein Rennfahrer, fest wie Burre. Na, übrigens von Jasper Beherrschung konnte man sich auch ruhig eine Scheibe abschneiden. Der Dunst sah doch, daß Ina rettungslos an Nönnebeck verfallen war, und er löschte sie gar noch dazu und sah Hilfsstellung . . . Rettung! Wenn nur heute alles klappte . . . Morgen würde es ein Erdbeben geben, wenn sich das alles vielleicht doch noch zurechtfand.

Schließlich sing ihm doch der Angstschweiß an. Er mußte stehenbleiben und sich verschnaufen. Ina runzelte die Stirn. Warte sie auch. Fast gewonnen, alles gewonnen. Furchtbar genug der Gedanke, daß die anderen zu früh ins Nesseltal kamen.

*

Dieses Tal liegt wirklich am Ende der Welt. Der Schnee und der Wald und ein riesenhaftes Schweigen stehen rings um das Tal. Ein paar hungrige Krähen flattern lärmend und krächzend über den Hof. Die beiden Kühe ruhen aus der Wärme des Stalles, und manchmal hat der Bauer ein Wort oder die Frau. Dann stirbt alles ab mit der Kette und gleich darauf liegt wieder das große weiße Schweigen auf der Welt. Die Spuren im Schnee verweht der Wind, und kaum hat der Tag begonnen, macht sich die blaue Dämmerung schon wieder auf die Wanderung.

Jemand steigt von der Dämmerung her ab in das Tal hinein. Nach ein Mensch. Martin erschrickt und fühlt wie ihn etwas losreißen will. Der Bauer steht schon auf und tappt dem Ankommenden entgegen. Die Bäuerin weiß. Gleich wird jemand um ein Glas Milch bitten und es ist recht so. Martin hält den Atem an, als könne ein großes Geschehen direkt auf ihn zu

(Schluß folgt.)

Für Rettung aus Gefahr

Zum Ehrentag der deutschen Lebensretter – Geistesgegenwart und Nächstenliebe Lebensrettung in allen Elementen – Kraft allein rettet noch nicht – Die Rettungsmedaille am Bande des Schwarzen Adler-Ordens – Vorbeugen ist besser als Rettenmüssen!

Der „Reichsbund der Inhaber der Rettungsmedaillen" veranstaltet am Sonntag, dem 6. Juni 1937, in Berlin den „Ehrentag der Rettungsmedaille".

Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht in irgendeiner Zeitung von einer mutigen Rettungstat berichtet wird. Hier hat ein kühner Mann einen Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet, da holte ein mutiger Feuerwehrmann gleich ein paar Gefährdete aus Qualm und Feuer, und wanders wieder warf sich jemand mit Todesverachtung einem durchgegangenen Gespann in die Zügel . . . Immer sind es Taten, die eine außerordentliche Gefahr abwenden mit dem eigenen Einsatz des Lebens, durch schnellen Entschluß und zähen Retterwillen.

Freilich sieht „nachher" eine Rettungstat meist ganz anders aus, als sie im Augenblick der Rettung erschien. Die Augenblicke höchster Gefahr scheinen die normale Beobachtungsfähigkeit zu verändern, im Kampf gegen den Tod treten Instinkte hervor, die sonst im Menschen verborgen schlummern, und die wohl nur in den Augenblicken allerhöchsten Einsatzes erwachen.

Ohne Gefühl für Zeit und Raum . . .

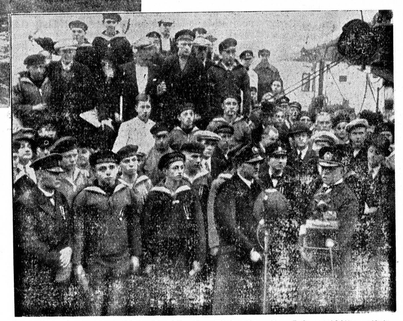
Daher kommt es, daß die meisten Lebensretter, die man spricht, nur wenig über ihre Tat erzählen wollen. Man macht dabei die Erfahrung, daß nicht nur Bescheidenheit oder gar Verachtung der Gefahren es sind, die das große Ausmalen der Tat und ihrer Umstände verhindern — es muß etwas anderes sein. „Wenn man in die Idee geraden verlören ist: dieser Mensch muß gerettet werden, dann verschwindet das Gefühl für die eigene Gefährdung ebenso wie das Gefühl für Zeit und Raum — man arbeitet unter einem gewissen Zwang, nicht beinahe automatisch den Todeskandidaten, tut instinktmäßig Handlungen, die man vielleicht bei normalem Bewußtsein niemals fertig bekäme, und verliert in dem Rausch des Rettenwollens meist vollkommen die Fähigkeit, Wegstrecken und Zeiträume im Gedächtnis zu behalten. Der schönste Augenblick und meist auch der Augenblick der Ernüchterung ist mit dem Erreichen des Zieles da: wenn der Gerettete die Augen aufschlägt und einen zum erstenmal ansieht." So sagte einmal ein Mensch zu mir, der sich selber darüber wunderte, daß er so wenig „Positives" von seiner Rettungstat zu berichten wußte.

So erlebt man es oft genug, daß Lebensretter bei einer Vernehmung die eigenartigsten Angaben machen, ohne auch nur die geringste Absicht zu haben, ihre Tat anders zu schildern, als sie in Wirklichkeit war. Da hat ein Retter eine Strecke gegen sehr schweren Strom zu kämpfen gehabt und meint, der Kampf hätte wer weiß wie lange gedauert, in Wirklichkeit waren alle Zuschauer am Ufer erschüttert, wie schnell der Rettungsschwimmer mit seiner Last vorankam. Ein anderer Retter macht über eine Stunde lang Wiederbelebungsbemühungen, die endlich von Erfolg gekrönt sind — und hat später das Gefühl, als sei das ganze Erlebnis mit Windeseile vor sich gegangen . . .

Ist das „Geistesgegenwart"?

Dabei nennt der Volksmund einen Menschen, der alles so etwas tut, „geistesgegenwärtig"! Wer jemals in einer Menschenmenge stand, die wie gelähmt u. gebannt zusah, wie sich ein Mensch in Gefahr befand, weiß, daß diese Menschen gerade nicht geistesgegenwärtig waren. Wer aber einmal selbst Retter war oder bei einer Rettung zugegen war, weiß, daß diese Menschen gerade nicht geistesgegenwärtig waren. Wer aber einmal selbst Retter war oder bei einer Rettung zugegen war,

Ein Boot der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wird zu Wasser gebracht. Unter der Flagge mit dem roten Eisernen Kreuz stehen Tag und Nacht, jahraus und jahrein Männer auf der Wacht an den deutschen Küsten.



Die Helden der „New York". Im Dezember des Jahres 1935 rettete ein Boot des deutschen Schnelldampfers „New York" auf dem Atlantik unter schwerster Lebensgefahr die Besatzung des untergegangenen norwegischen Schiffes „Sisto". Der Führer selbst sprach der Bootsbesatzung den Dank des deutschen Volkes aus und überreichte jedem der Männer die Rettungsmedaille sowie eine Geldspende.

schen leben retten, ohne noch groß Aufhebens davon zu machen. Feuerwehrmänner müssen sich geradezu üben, beim Retten scharf zu denken, also wirklich geistesgegenwärtig zu sein. Man findet an der Küste alte Rettungsbootsleute, die mit größtem Scharfsinn mit dem Rettungsboot auf der stürmischen See manövrieren.

Pflicht und Schuldigkeit!

Dabei ist es interessant zu erfahren, daß nicht für jede Rettungstat, auch wenn sie unter Einsatz des eigenen Lebens getan wurde, die Rettungsmedaille verliehen wurde. Der Bundesführer des Reichsbundes der Inhaber der Rettungsmedaille, Hauptmann a. D. Engelbrecht, weiß da aus den Akten des Reichsbundes merkwürdige Fälle zu erzählen. „Vor dem Kriege geschah einmal auf einem Torpedoboot, das sich auf Probefahrt auf der Nordsee befand, eine schlimme Kesselexplosion. Der Bootsmannsmaat Thaens wickelte sich einen Sack um den Kopf und stürzte sich in den Kesselraum, der vollkommen mit überhitztem Dampf gefüllt war, und konnte tatsächlich die Heizer retten. Er hatte bei seiner Tat natürlich schwere Brandwunden erlitten, genas aber wieder und erhielt nun die Rettungsmedaille nicht, weil seine Tat als eine ‚Ausübung seiner Pflicht und Schuldigkeit' angesehen wurde. Allerdings wurde er mit einem hohen Orden ausgezeichnet. Die Rettungsmedaille holte sich Thaens aber doch noch! Er rettete nämlich einige Jahre darauf noch einen Menschen vom Tode des Ertrinkens . . .

Der Oberfeuerwehrmann Otto aus Leipzig holte einmal bei einem Brand zwei bereits bewußtlose Kinder aus der brennenden und völlig verqualmten Wohnung. Er hatte sich bei dieser Tat so wenig selbst geschont, daß seine Atmungsorgane geschädigt waren. Er bekam für seine Lebensrettung nur eine Geldprämie, weil das Retten von Menschenleben bei Bränden zum Beruf des Feuerwehrmannes gehört. Während seines Erholungsurlaubs sah er eines Tages drei Menschen, eine Frau mit zwei Kindern, in der Pleiße verzweifelt um ihr Leben kämpfen. Er holte, obwohl er dreimal völlig angezogen in das Wasser springen mußte, erst das jüngste und schließlich die Frau, die von der Strömung schon ziemlich weit abgetrieben war, aus dem Wasser heraus. Dabei kam er bei seiner letzten Rettung an eine Stelle des Ufers, wo ein Herauskommen schon für einen normalen Schwimmer außerordentlich schwierig gewesen wäre. So hielt er den Körper der bewußtlosen Frau 20 Minuten über Wasser, bis ein Fischer ihm zu Hilfe kam.

— Zwar hatte sich die Krankheit dieses braven Feuerwehrmannes durch die Anstrengung so verschlimmert, daß er in ein Krankenhaus gebracht werden mußte — er bekam nun aber auch die Rettungsmedaille!"

Man kann auch das „Lebensretten" gewissermaßen trainieren. Es gibt Bademeister, die in jedem Sommer mehr als ein Dutzend Menschenleben retten, ohne noch groß Aufhebens davon zu machen. Feuerwehrmänner müssen sich geradezu üben, beim Retten scharf zu denken, also wirklich geistesgegenwärtig zu sein. Man findet an der Küste alte Rettungsbootsleute, die mit größtem Scharfsinn mit dem Rettungsboot auf der stürmischen See manövrieren.

Pflicht und Schuldigkeit!

Dabei ist es interessant zu erfahren, daß nicht für jede Rettungstat, auch wenn sie unter Einsatz des eigenen Lebens getan wurde, die Rettungsmedaille verliehen wurde. Der Bundesführer des Reichsbundes der Inhaber der Rettungsmedaille, Hauptmann a. D. Engelbrecht, weiß da aus den Akten des Reichsbundes merkwürdige Fälle zu erzählen. „Vor dem Kriege geschah einmal auf einem Torpedoboot, das sich auf Probefahrt auf der Nordsee befand, eine schlimme Kesselexplosion. Der Bootsmannsmaat Thaens wickelte sich einen Sack um den Kopf und stürzte sich in den Kesselraum, der vollkommen mit überhitztem Dampf gefüllt war, und konnte tatsächlich die Heizer retten. Er hatte bei seiner Tat natürlich schwere Brandwunden erlitten, genas aber wieder und erhielt nun die Rettungsmedaille nicht, weil seine Tat als eine ‚Ausübung seiner Pflicht und Schuldigkeit' angesehen wurde. Allerdings wurde er mit einem hohen Orden ausgezeichnet. Die Rettungsmedaille holte sich Thaens aber doch noch! Er rettete nämlich einige Jahre darauf noch einen Menschen vom Tode des Ertrinkens . . .

Der Oberfeuerwehrmann Otto aus Leipzig holte einmal bei einem Brand zwei bereits bewußtlose Kinder aus der brennenden und völlig verqualmten Wohnung. Er hatte sich bei dieser Tat so wenig selbst geschont, daß seine Atmungsorgane geschädigt waren. Er bekam für seine Lebensrettung nur eine Geldprämie, weil das Retten von Menschenleben bei Bränden zum Beruf des Feuerwehrmannes gehört. Während seines Erholungsurlaubs sah er eines Tages drei Menschen, eine Frau mit zwei Kindern, in der Pleiße verzweifelt um ihr Leben kämpfen. Er holte, obwohl er dreimal völlig angezogen in das Wasser springen mußte, erst das jüngste und schließlich die Frau, die von der Strömung schon ziemlich weit abgetrieben war, aus dem Wasser heraus. Dabei kam er bei seiner letzten Rettung an eine Stelle des Ufers, wo ein Herauskommen schon für einen normalen Schwimmer außerordentlich schwierig gewesen wäre. So hielt er den Körper der bewußtlosen Frau 20 Minuten über Wasser, bis ein Fischer ihm zu Hilfe kam.

— Zwar hatte sich die Krankheit dieses braven Feuerwehrmannes durch die Anstrengung so verschlimmert, daß er in ein Krankenhaus gebracht werden mußte — er bekam nun aber auch die Rettungsmedaille!"

Die Rettungsmedaille am Bande

Ehrentag der Lebensretter

Ueber den Ehrentag der Rettungsmedaille verrät Bundesführer Engelbrecht, daß am Sonnabend, dem 5. Juni, die Teilnehmer an dem Ehrentag nach Potsdam fahren, wo ihnen von Potsdamer Kameraden die historischen Stätten gezeigt werden. Unter den Potsdamer Kameraden befindet sich auch der Oberbürgermeister Kreisleiter General Friedrich, der Träger der Rettungsmedaille ist. Der Sohn des Oberbürgermeisters, der als Leutnant bei der Panzertruppe steht, besitzt die Rettungsmedaille übrigens auch!

Am Sonntag, dem 6. Juni, findet dann eine feierliche Kranzniederlegung am Ehrenmal statt, und im Anschluß marschieren die Träger der Rettungsmedaille im Lustgarten auf.

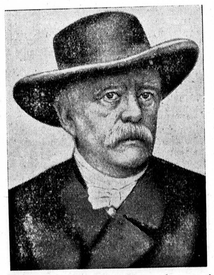
„Es kommt uns darauf an, daß wir im Reichsbund alle die Männer und Frauen kameradschaftlich vereinen, die für eine mutige Rettungstat die Rettungsmedaille am Bande oder die ‚Erinnerungsmedaille' verliehen bekamen. Auch die Retter, denen eine amtliche Belobigung zuteil wurde, werden im Reichsbund der Inhaber der Rettungsmedaille aufgenommen.

Kampf der Gefahr!

In der Zeit vor dem Kriege rangierte die Preußische Rettungsmedaille, die bekanntlich an dem orangeweißen Bande des Schwarzen Adler-Ordens getragen wird, vor allen anderen Friedensorden, die in der Ordensschnalle getragen wurden. Die Inhaber der Rettungsmedaille waren zu dem „Ordensfest" eingeladen.

So war das Ordensfest in der Vorkriegszeit zugleich der Ehrentag der Inhaber der Rettungsmedaille. Wir Inhaber der Rettungsmedaille wollen nun Jahr für Jahr unseren Ehrentag festlich begehen und ihn dazu benutzen, die Gemeinschaft der Lebensretter fester zu fügen. Wir wollen zugleich aber das Volk ermahnen, Gefahren zu vermeiden, ja zu bekämpfen. Denn die Gefahr verhüten ist besser als das Retten aus der Gefahr — wenngleich auch in unserem Volke stets Männer und Frauen leben werden, die sich nicht scheuen, auch den Kampf mit der schlimmsten Lebensgefahr aufzunehmen, wenn es der Rettung von Menschenleben gilt!"

Amerikanische Statistik. Die Sicherheitsabteilung des Verbandes amerikanischer Eisenbahnen befaßte sich soeben auf ihrer 17. Tagung in St. Louis mit dem Problem der blinden Passagiere und der Personen, die sich unbefugt auf Bahnhöfe einschleichen. Dabei stellte man fest, daß im Vorjahre 9738 blinde Passagiere durch Unfälle aus Leben gekommen sind, das sind 26 mehr als im Jahre 1935. Diese Zahl ist doppelt so groß wie die Anzahl der Personen, die an Bahnkreuzungen tödlich überfahren wurden und fünfmal so groß wie die Zahl der im Dienst tödlich verunglückten Bahnangestellten. Gleichzeitig kommt eine andere statistische Feststellung aus Washington, wo das Ackerbauamt festgestellt hat, daß in den Vereinigten Staaten 125 Millionen Ratten vorhanden sind, also ungefähr genau so viel, wie die USA Einwohner haben.



Der Eiserne Kanzler, Fürst Bismarck, war einer der ersten Träger der Auszeichnung für Rettung aus Gefahr.

Staatssekretär Pfundter ist im Besitze der Rettungsmedaille

Der Bundesführer des Reichsbundes der Inhaber der Rettungsmedaille, Hauptmann a. D. Ernst Engelbrecht-Berlin.

Der Lehrling Gillitzer, der bei dem Brande der Berliner Funkausstellung im Jahre 1935 unter Einsatz seines Lebens seinen Meister rettete.

(Scherl Bilderdienst 2, von Perckhammer 1, Erich Zander-Archiv 4, Zander-K.)

Ein Reitergeneral erobert die Luft

Das Lebenswerk des Grafen Zeppelin

Durch Hohn und Not zum Sieg

2. Fortsetzung. Von Erich Musch-Osten

Da galt es, sich mit eiserner Widerstandskraft zu wappnen. Nur wenn er schwach wurde, dann war alles verloren. Dann war auch sein Leben unsinnen Sinn gebracht! Also mußte durchgehalten werden. Er hielt durch!

Im Jahre 1896 waren die theoretischen Arbeiten endlich soweit gediehen, daß an den Bau des Luftriesen herangegangen werden konnte.

Eine Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt wurde gegründet. Aber der Graf mußte fast die Hälfte der Aktien allein zeichnen, weil die in Betracht kommenden Kreise der Industrie immer noch kein Vertrauen in das Werk des Grafen setzten

Als Ende September 1899 die Einweihung der Bodenseehafenstrecke Lindau — Friedrichshafen stattfand, hatten die Festgäste Gelegenheit, mit dem Dampfer nach Manzell zu fahren und dort die schwimmende Holzhalle zu besichtigen, die schon das Gerippe des im Bau befindlichen Luftschiffes enthielt. Da riß man die Augen auf und konnte, wenn das hatte in die Welt noch nicht erlebt, was es da zu sehen gab. Aber auch bei diesen Besuchern überwog noch der Zweifel, und nicht wenige sollen bedenklich den Kopf geschüttelt und auch ausgesprochen haben, daß man sich mit diesen phantastisch anmutenden Gebilde niemals werde in der vorgeschriebenen Weise in der Luft bewegen können.

Ein Jahr später war es endlich so weit.

Am 2. Juli 1900 erhob sich der schlanke Leib des Luftschiffes zum ersten Male in die Lüfte und entführte die Bewaffnung der riesigen Menschenmassen, die sogar teilweise aus dem Auslande herbeigeeilt waren, um dieses denkwürdige Ereignis mitzuerleben. Unter den Zuschauern befanden sich auch zahlreiche Offiziere der deutschen und österreichischen Luftschifferabteilungen. Auch der englische Militärbevollmächtigte in Berlin war erschienen, um das Wunderschiff anzustaunen, das der deutsche Erfindergeist hervorgebracht hatte.

Hatte dieses erste Zeppelin-Luftschiff auch erst eine Länge von 128 Metern, so war es doch für die damalige Zeit ein geradezu gigantisches Ausmaß für ein Luftfahrzeug. Obwohl sich in der Zwischenzeit geändert hat, sieht man vielleicht am besten aus der Motorenstärke, die bei dem 1928 erbauten Luftschiff „Graf Zeppelin" insgesamt 2650 PS betrug, während das Luftschiff vom Jahre 1900 nur über 30 PS verfügte.

Der 2. Juli 1900 wurde zu einem Triumph für den Grafen Zeppelin. Der Ballon hatte sich 18 Minuten lang in der Luft gehalten. Freilich brach eine wichtige Kurbel, so daß man zu keiner vollen Auswertung kam.

Im Oktober gelang es dann auch zum erstenmal, das Luftschiff wieder an seinen Ausgangspunkt zurückzuführen. Die Lenkbarkeit des Fahrzeuges war damit bewiesen.

Aber das Mißtrauen der kapitalkräftigen Kreise der neuen Erfindung gegenüber hielt noch immer an. Das Kapital der Gesellschaft schmolz mehr und mehr zusammen, und trotz aller Bemühungen konnten neue Gelder nicht aufgebracht werden.

Der Graf blickte nachdenklich drein. Ein solches Maß von Unverständnis hätte er nicht erwartet. Mindestens hatte er angenommen, daß sich nach den geglückten Probeflügen die Meinung über das Luftschiff ändern würde. Es kam soweit, daß infolge mangels von Geldmitteln die Probeflüge eingestellt werden mußten.

Am 15. November 1900 löste sich die „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt", die ein Jahr vorher mit 800 000 Mark Kapital gegründet worden war, auf, weil keine Gelder mehr zur Verfügung standen.

Sollte nun die geniale Erfindung des Grafen Zeppelin, die ihre Feuerprobe bereits bestanden hatte, aus Mangel an Geld so scheitern? Fast so sieht es so.

Roter Adlerorden — aber kein Geld

In dieser düsteren Situation mußte es dem Grafen Zeppelin wie eine Ironie des Schicksals anmuten, als am 15. Januar 1901 ein kaiserliches Handschreiben bei ihm einlief, in welchem ihm die Verleihung des Roten Adlerordens erster Klasse mitgeteilt wurde. Nun wurde er durch einen hohen Orden geehrt, aber das Luftschiff, jene Erfindung, die ihm die Ehrung eingebracht hatte, lag untätig in der Halle und geriet in Verfall.

Zeppelin versuchte die Erlaubnis zu erhalten, dem Kaiser in einem Vortrag die Situation darstellen. Aber in Berlin wollte man trotz des Ordens im Augenblick nichts vom Luftschiff wissen.

Graf Zeppelin wandte sich nun persönlich in einem ausführlichen Schreiben an zehntausend Zeitgenössische Männer in Deutschland und versuchte ihr Interesse für die Erfindung wachzurufen. Aber selbst diese Aktion, die für den Grafen einen demütigenden Bettelgeschmack hatte, blieb erfolglos.

Ein Luftschiff schien den Geldmännern wohl ein zu luftiges Gebilde und deshalb wollten sie daran kein Kapital wagen.

Nun blieb nichts mehr übrig, als das Luftschiff und die Halle abzubauen und die Materialien zu einem Teil zu verkaufen, um den dringendsten Verpflichtungen nachkommen zu können.

Aber dann kam plötzlich ein Lichtblick. Der König von Württemberg genehmigte die Abhaltung einer Lotterie. So konnte 1905 das Luftschiff Nummer 2 gebaut werden.

Die Zeit der schlimmsten Enttäuschungen

Aber dieser neue Luftriese sollte kein langes Leben haben. Schon nach seinem zweiten Aufstieg, am 17. Januar 1906, kam es zu einer Katastrophe. Wegen Versagens der Motorsteuerung mußte das Luftschiff niedergehen und wurde dabei vom Sturm schwer beschädigt. Die Verheerungen, die die Elemente angerichtet hatten, erwiesen sich als so schwer, daß Graf Zeppelin sich blutenden Herzens dazu entschließen mußte das Fahrzeug völlig zertrümmern zu lassen.

Nun brach die schlimmste Zeit im Leben des Grafen an. Neben dem Unglück mit seiner Erfindung prasselten auch private Schicksalsschläge auf sein Haupt hernieder. Längst war er dazu gezwungen gewesen, sich in seiner Lebenshaltung stark einzuschränken, da der Luftschiffbau alle seine flüssigen Gelder aufzehrte. Nun traten dazu noch Verluste aus den Gütern seiner Gattin, einer Livländerin, denn in Livland war die Revolution ausgebrochen und in den deutschfeindlichen Herrenhäusern loderte die Brandfackel des Aufruhrs

Ein starker moralischer Schlag traf den Grafen dann noch in Gestalt einer preußischen Ministerialverordnung, durch welche den Armee-Offizieren geraten wurde, sich nicht finanziell an den Zeppelin-Luftschiffen zu beteiligen.

Alles schien sich gegen den Grafen verschworen zu haben, die Menschen wie auch die Naturelemente.

Aber trotzdem verzagte Zeppelin nicht. Er war der kühne Reitergeneral geblieben, den nichts niederzwingen konnte.

Durch! — hieß für ihn die Losung.

Eine neue Lotterie ermöglichte dann den Bau des dritten Luftschiffes, das wesentliche Verbesserungen aufwies. Im November 1906 fanden die ersten Fahrten mit dem Luftschiff statt, die großes Aufsehen erregten, weil die Manövrierfähigkeit des Fahrzeuges erstaunlich war und weil außerdem eine wesentlich höhere Geschwindigkeit erzielt werden konnte.

Nunmehr ließ auch das preußische Kriegsministerium seine Reserve gegenüber dem Zeppelin-Luftschiff fallen und stellte dem Grafen Geldmittel in Aussicht, damit er seine Erfindung weiter ausbauen konnte. Auch sollte auf dem Bodensee eine reichseigene schwimmende Luftschiffhalle errichtet werden, denn die Holzhalle war bei Stürmen stets in große Gefahr geraten.

In einer Ministerkonferenz im Oktober 1907 sprach der Kriegsminister in begeisterten Worten von der „einzigartigen Neuschöpfung des Grafen Zeppelin" und setzte sich dafür ein, daß dem Grafen aus Reichsmitteln etwas über eine Million Mark zur Verfügung gestellt werden sollten, was dann auch geschah. Der Betrag sollte zum größeren Teile ein Honorar für die 15jährige Arbeit und Ersatz für die Aufwendungen sein, die kleinere Hälfte war zum Bau eines neuen Luftschiffes bestimmt.

Mit diesen neuen Luftschiff unternahm Graf Zeppelin am 1. Juli 1908 eine Fahrt in die Schweiz, die glänzend gelang und in ganz Europa ungeheures Aufsehen erregte.

Es schien so, als könne nunmehr das gewaltige Werk des Grafen durch nichts mehr erschüttert werden. Die unbeugsame Tatkraft des alten Kavalleristen hatte über alle Widerstände gesiegt.

Die Katastrophe von Echterdingen

Der nunmehr 70 Jahre alt gewordene Graf Zeppelin faßte Anfang August 1908 den Entschluß, zum ersten Male eine Fahrt von mindestens 24 Stunden zu unternehmen, weil das eine Aufgabe war, die ihm das Kriegsministerium gestellt hatte, um die militärische Verwendbarkeit des Luftschiffes einer äußersten Probe zu unterziehen.

Am 4. August startete das Luftschiff 6 Uhr morgens und flog über Konstanz nach Basel und Straßburg und dann den Rhein entlang. Speyer und Worms wurden passiert. Ein Motorschaden machte eine kurze Notlandung in der Gegend von Oppenheim erforderlich. Als Endziel war Mainz bestimmt worden, und bald wurde denn auch diese Stadt erreicht. Nachher ging es über Mannheim nach Stuttgart, das am 5. August um 6 Uhr morgens passiert wurde.

Da der eingetretene Motorschaden immer noch nicht völlig behoben war, entschloß sich Graf Zeppelin bei Echterdingen zu einer neuen Landung, die auch völlig glatt vor sich ging. Der Graf verließ das Luftschiff und begab sich in den Ort. Plötzlich brach ein gewaltiger Sturm los. Ein gewaltiger Windstoß riß das Luftschiff aus der Verankerung und trieb es hoch. Die zwei Mann der Besatzung, die sich noch in der Gondel befanden, faßten geistesgegenwärtig den Entschluß, die Ventile zu ziehen und so das Fahrzeug wieder auf den Boden zu bringen. Aber sie hatten Unglück. Das Luftschiff streifte an Baumgruppen, eine gefüllte Geldbörse. Es war ein kleiner Beitrag zum Bau eines neuen Luftschiffes, bemerkte der Mann, und er war im nächsten Augenblick verschwunden.

Graf Zeppelin war über die Handlungsweise dieses unbekannten Menschen sehr gerührt. Er fühlte in diesem Moment, daß seine Idee nun auch im Herzen des Volkes Wurzel geschlagen hatte und daß er darum keinen Anlaß habe, mutlos die Hände in den Schoß zu legen.

Als er nach Friedrichshafen kam, standen die Menschenmassen dicht gedrängt in den Straßen und gaben dem Grafen so eindrucksvolle Beweise ihrer Anteilnahme, daß er völlig erschüttert das Wort ergriff, um der Bevölkerung zu danken.

„Und im Unglück nun erst recht!"

Vielleicht hatte es erst dieses tragischen Unglücks von Echterdingen bedurft, damit dem Grafen Zeppelin klar wurde, wie fest und tief das deutsche Volk bereits mit seinem Werken am „Zeppelin" hing. Der gelbe Luftgigant war zu einem Symbol der deutschen Tatkraft und der himmelstürmenden Sehnsucht des Volkes geworden, und wenn nun ein Schicksalsschlag das Zeppelin-Luftschiff traf, dann fühlte sich das ganze deutsche Volk dadurch getroffen.

Nach der Katastrophe von Echterdingen flutete eine Welle von einmütiger Anteilnahme durch das Volk. Aller Parteihader war plötzlich vergessen, und alle Volksschichten wetteiferten in dem Bemühen, dem Grafen Zeppelin tätige Hilfe zur Verfügung zu stellen.

Schon wenige Tage nach dem Unglück war durch freiwillige Spenden aller Volksschichten die Bausumme für ein neues Luftschiff zusammen, und als dann die Sammlung abgeschlossen wurde, konnten dem Grafen 6 Millionen Mark überreicht werden, ein Ergebnis, das in der damaligen Zeit alle bei ähnlichen Anlässen zusammengekommenen Beträge gewaltig übertraf.

Aber viel wertvoller als diese materielle Hilfe war der moralische Eindruck der einmütigen Geschlossenheit des deutschen Volkes, das sich gerade hier im Unglück um einen Mann geschart hatte, der im besten Sinne alle guten nationalen Eigenschaften in sich verkörperte.

Die Volkstümlichkeit des „fliegenden Grafen" steigerte sich nun von Tag zu Tag, und wo er sich auch zeigen mochte, überall brandete ihm eine Welle der Verehrung und Begeisterung entgegen, der schönste Dank für das zähe Ringen von anderthalb Jahrzehnten, das nun endlich zum Erfolg geführt und dem deutschen Ansehen in der Welt neuen Glanz gegeben hatte.

Es konnte für den Grafen keine schönere Genugtuung geben, als die überall zu beobachtende Tatsache, daß man im deutschen Volke begann, das Luftschiff stolz „unseren Zeppelin" zu nennen.

Der Reichstag fährt zum Bodensee

Die Zeiten, in welchen es in Deutschland möglich war, halb belustigt über den Grafen zu sprechen, der sich am Bodensee mit der „völlig aussichtslosen" Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes abgab, waren nun für immer vorbei.

Der Ruhm des schlichten Mannes, der sein Werk von Erfolg zu Erfolg führte, strahlte über den Erdball. Die Luftschiffhalle bei Manzell am Bodensee war zu einem Nationalheiligtum geworden.

Der deutsche und auch der österreichische Kaiser kamen den Grafen Zeppelin besuchen, berühmte Männer aus aller Welt fanden sich am Bodensee ein, um mit eigenen Augen das Wunder zu schauen, das deutschen Können entsprossen war.

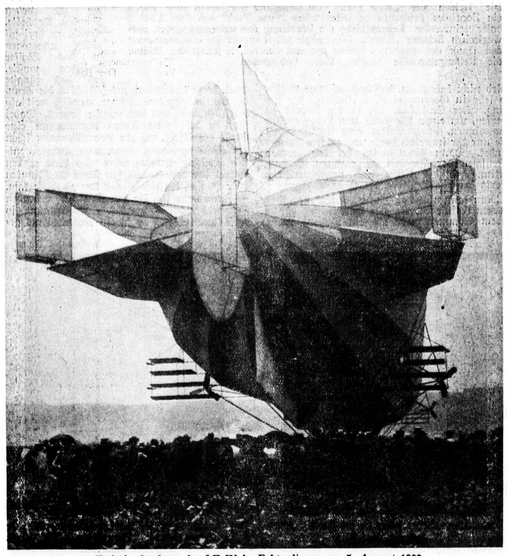
Der Graf hatte mutig seinerseits den Sprung ins Dunkle gewagt, der Sprung war geglückt. Nun umflutete ihn die lichtvolle Helle des Ruhms.

Aber der Glanz blendete ihn nicht. Sein Herz blieb schlicht und einfach, wie es immer gewesen war. Neue ruhmvolle Fahrten wurden unternommen. Im April 1908 fuhr das neue Luftschiff durch Sturm und Hagel nach München und wurde dort von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt. Die gewaltigen Menschenmassen durchbrachen die dichten Sperrketten des Militärs auf dem Flugplatz Oberwiesenfeld bei München und jubelten dem Grafen zu.

Am 29. August folgte ein Besuch des Zeppelin-Luftschiffes in Berlin, der die ganze Reichshauptstadt in ein einziges Meer des Jubels und der Begeisterung verwandelte.

Das Luftschiff landete auf dem Gelände der Luftschifferabteilung bei Tegel. Alle drei Millionen Berliner waren auf den Beinen. Die Zahl der Fremden, die zu diesen denkwürdigen Ereignis nach Berlin geeilt waren, wurde auf über 1 Million geschätzt.

(Schluß folgt.)



Zwischenlandung des LZ IV in Echterdingen am 5. August 1908

Schicksale am Spieltisch

Von großen und kleinen Glücksrittern — Ein alter Croupier erzählt

Der Verfasser, ein Schweizer, war bis zu seiner vor kurzem erfolgten Pensionierung 30 Jahre lang Croupier (Gehilfe des Bankhalters, der die von den Spielern verlorenen Gelder einzieht) in Monte Carlo. Die nachstehende Schilderung seiner Erlebnisse am Spieltisch vermittelt uns die Bekanntschaft mit großen und kleinen Glücksrittern.

Es gab und gibt immer wieder Menschen, die davon träumen, am Spieltisch Vermögen zu gewinnen, obwohl, mit nüchternen Augen gesehen, diese Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eine so geringe ist, daß man sie rechnerisch kaum erfassen kann. Ich war 30 Jahre lang Croupier, habe jedoch sehr selten Menschen getroffen, die große Summen gewannen. Aber viele zehntausend Menschen sah ich ihr letztes Geld verlieren . . .

Man lernt am Spieltisch die Menschen kennen. Wir Croupiers teilten die Spieler in zwei Kategorien ein — in solche, die auf kleine und in solche, die auf große Rechnung spielten. Da kam beispielsweise jahrelang tagtäglich ein älterer sehr wirdevoll aussehender Herr in den Spielsaal und spielte Roulette. Es war ein pensionierter russischer Diplomat, der sein ganzes Vermögen bei einem Bankkrach verloren hatte und nur mehr eine kleine Rente von seinen Verwandten bezog. Diese Rente verspielte er größtenteils im Roulette. Er hatte nacheinander alle Systeme versucht, aber fast niemals gewonnen. Dieser Mann spielte auf kleine Rechnung!!

Seinerzeit kam auch König Eduard VII. von England an den Roulettetisch. Er spielte immer nach dem gleichen System, das er einmal von einer Frau bekommen hatte. Er setzte fast stets die Zahl 11 und gleichzeitig Rouge — irgendeine Nummer. Ich habe ihn niemals gewinnen sehen. Er soll ungeheure Summen verspielt haben. Allerdings hat ihm der Verlust nicht weh. Große Rechnung!!

Der Mann mit den Riesenverlusten

Einer der ganz großen Spieler aus dem alten Osterreich war der bekannte Waffenfabrikant Werndl. Er war wohl ein heimreicher Mann, aber auf die Dauer hätte nicht einmal ein Rockefeller die Verluste ausgehalten, die Werndl am Spieltisch hatte. Dabei spielte er niemals, um zu gewinnen. Für ihn war das Spiel eine Ablenkung. Er erfand auch einige Systeme, die er alle gründlich durcharbeitete, aber er gewann niemals mit diesen Systemen. Einmal erzählte uns ein Herr, der Werndl genau kannte, daß der Waffenfabrikant eine direkt krankhafte Sucht für das Roulettespiel hätte. Er spielte auch zu Hause mit seiner Familie dieses Spiel und konnte stundenlang über neue Kombinationen nachgrübeln. Denn er setzte im Glauben, das Spiel in ein System pressen zu können. Werndl verlor in Monte Carlo sicher mehr als eine halbe Million Franken, er war aber ein zu vernünftiger Mann, um alles, was er besaß, im Spiel zu wagen. Verlor er eine größere Summe, hörte er auf.

Ein Rumäne namens Variolescu war nicht so vernünftig. Der Mann war, ehe er nach Monte Carlo kam, mehrfacher Millionär. In einem Jahre verspielte er nahezu vier Millionen Franken — dann setzte ihn seine Familie unter Kuratel. Aber er erholte sich nicht mehr von diesen Verlusten. Variolescu war einer jener Narren gewesen, die im Glauben leben, die Bank ruinieren zu können. Er spielte auch nach einem von ihm erdachten System und nur mit Höchstsätzen. Aber er wurde ruiniert. Die Bank blieb und blühte weiter. Denn kein lebender Mensch kann gegen die Bank aufkommen, weil die Bank eben Zeit hat. Und die Zeit wendet jedes Spiel zugunsten der Bank und zu ungunsten des Spielers.

Ich erinnere mich nur eines einzigen Mannes, vor dem die Bank Angst hatte. Das heißt, offiziell hatte sie keine Angst, aber im intimen Kreis wurde über die Sache gesprochen. Es ist natürlich nur ein Märchen, daß die Bank erfolgreichen Spielern gewisse Abfertigungssummen zahlt, damit sie nicht mehr spielen. Das tut die Bank nicht, und das hat sie niemals getan. Sie hat den Kampf gegen jeden aufgenommen. Aber einmal war die Sache doch kritisch . . .

Der Krösus, der nicht verlieren wollte

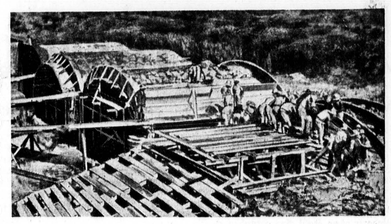
Da war eines Tages ein gewisser Enrico Galli aufgetaucht. Er sagte, er wäre Südamerikaner. Er hatte sich ein ziemlich verworrenes System zurechtgelegt und spielte nach diesen. Da er gleich anfangs 500 000 Franken investierte, war die Sache nicht ungefährlich, um so mehr, als Galli niemals Höchstsätze wagte. Galli hatte genügend Kapital und begann zu gewinnen. Die ersten drei Tage gewann er rund 100 000 Franken. Dann folgte eine kleine Pechserie; aber zwei Tage später gewann er wieder mit einem Schlage innerhalb weniger Stunden 250 000 Franken. Und einen Tag später 675 000 Franken. Nun hatte er genügend „gewonnenes" Kapital und begann großzügig zu spielen und — gewann. Einmal spielte er Rouge mit Höchstsätzen und gerade damals kam die sonst so ziemlich unwahrscheinliche Serie von 51 Rouge heraus. Dann setzte er wieder Einzelnummern. Die Nummer 23 kam an einem Abend elfmal heraus und Galli gewann Riesensummen. Wir begannen bereits über den Mann zu reden — da wandte sich das Glück. Galli verlor an einem einzigen Tage mehr als ein Million Franken und am nächsten Tage wieder 870 000 Franken. Und von nun an spielte er nicht mehr. Er war der einzige Mensch, der der Bank die Riesensumme von drei Millionen Franken entführte.

Manchmal sah ich auch den damals reichsten Mann der Erde am Spieltisch, den Amerikaner Gordon-Bennett. Als er zum erstenmal spielte, strömten alle Anwesenden zum Roulettetisch, in der Hoffnung, nunmehr ein Sensationsspiel zu sehen. Sie wurden aber bitter enttäuscht. Gordon-Bennett setzte höchstens 20 Franken. Mit dieser kleinen Summe konnte er stundenlang operieren wie jeder kleine Spieler und gewann schließlich 200 Franken. Einmal verlor er 2000 Franken und war wütend. Er bezeichnete ganz laut die Bank als eine Schwindelorganisation und nur seiner Stellung und seinem internationalen Ansehen hatte er es zu verdanken, daß die Bank diesen Vorwurf ruhig hinnahm. Dabei liebe Gordon-Bennett auf einer Märchenjacht um die Welt und hatte auf der Jacht einen Koch, dem er 80 000 Franken zahlte, und eine eigene Musikkapelle, die ihm das schwerste Geld kostete. Er war ein großer Spieler, aber für seine Leidenschaft zahlte er nicht mehr als 2000 Franken.

Die großen Spieler sagen: „Das Schicksal gibt jedem Menschen einmal im Leben Gelegenheit zu gewinnen und reich zu werden. Spielt er nach der Glückssträhne nochmals, verliert er alles." Und dieses Schicksal ist unzähligen Spielern nicht erspart geblieben.

E. Oberwaldner.

Planmäßige Erschließung Aethiopiens durch Straßenbau



Die Voraussetzung zur Erschließung Aethiopiens ist ein planmäßig angelegtes Straßennetz. Ein Heer von Arbeitern ist damit beschäftigt, dieser dringenden Aufgabe gerecht zu werden. — Brückenbau auf der Straße Asmara—Addis Abeba.
(Weltbild, Zander, K.)

Weiße Flecke der Landkarte erforscht:

Abenteuer in der „Grünen Hölle"

Die Schulz-Kampfhenkel-Expedition zurückgekehrt — Gespräch mit den jungen Forschern

Nach zweijähriger Abwesenheit ist der junge Forscher Otto Schulz-Kampfhenkel von seiner Expedition durch unbekannte Teile des Amazonasgebietes wieder nach Deutschland zurückgekehrt und berichtete unserem Berliner Mitarbeiter interessante Einzelheiten über den Verlauf seiner Forschungsfahrt.

Vom Hamburg-Südamerika-Dampfer „Monte Sarmiento" schleppen sie Kisten und Körbe, Säcke und Koffer auf den Pier, die die reiche Ausbeute der Amazonas-Expedition des jungen Studenten Otto Schulz-Kampfhenkel bergen, der selbst ängstlich hinterher ist, daß die Hände ja behutsam angreifen und kein Stück seines kostbaren Gutes irgendwie Schaden nimmt. Ich begrüße ihn, als er schon als 4jähriger Knirps die Wälder seiner Heimat „erforschte" und seinen entsetzten Eltern Käfer, Kröten, Spinnen und Schnecken triumphierend auf den Tisch legte. Kaum 19 Jahre alt, zog es ihn nach Afrika, und selbst den Tag seiner Volljährigkeit hat er beileibe nicht am blumengeschmückten Tisch im Elternhaus, sondern in einem primitiven Bungalow von Liberia gefeiert.

Das Grab im Urwald

Aber das ist für den heute 26jährigen Forschungsreisenden eigentlich schon wieder lange her, er hat in der Zwischenzeit eine wissenschaftliche Tat vollbracht, die ihn für immer in das Ehrenbuch deutscher Forschungsreisten eingeschrieben hat. Das Gebiet des Amazonas-Stromes zwischen der brasilianischen Provinz Grao Para und Französisch-Guyana gilt als „terra incognita", als ein weißer Flecken der Erde. Heute kennt man etwa 200 Nebenflüsse des Amazonas, die zum Teil an Länge und Wasserreichtum die bedeutendsten Ströme anderer Erdteile bei weitem übertreffen. In den Jahren 1877—82 stieß der französische Forscher Crevaux auf den bedeutenden Yary-Fluß, den er auch stromabwärts bereiste und in seiner Karte aufnahm, aber Genaueres wußte er darüber nicht zu berichten. Aufgabe der Schulz-Kampfhenkel-Expedition war es nun, dieses Flußgebiet nach geographischen, völkerkundlichen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten zu durchstreifen. Die Forscher rüsteten sich zu diesem Zweck mit den modernsten technischen und wissenschaftlichen Geräten und Hilfsmitteln aus, wozu auch ein Wasserflugzeug, eine Heinkel-„Seekadett" zählte, die Pilot Gerd Kahle steuerte. Bootmonteur Krause aus Bremen war als Expeditionsingenieur mit von der Partie, während als Vierter Josef Greiner als Nachrichtleiter wertvolle Dienste leistete.

Greiner ist nicht mehr nach Deutschland zurückgekehrt. Ein schwerer Malariaanfall hatte ihn das Leben gekostet und ein vier Meter hohes Holzkreuz mitten im Urwald zeigt die Stelle an, wo ihn seine Kameraden zur letzten Ruhe gebettet haben. „Alle Strapazen, die wir zu bestehen hatten, erschienen uns gering gegen die tückischen Krankheiten der Malaria und der Ruhr, die uns in dem feuchtheißen Klima der Minuten Gebiete überauerten, zu deren Durchstreifung auf dem Land- und Flußwege sie später viele Wochen benötigten. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie schließlich zwei neue Flüsse, die als „Pipiringa" und „Curecuru" in den Kompaßkarten aufgenommen wurden.

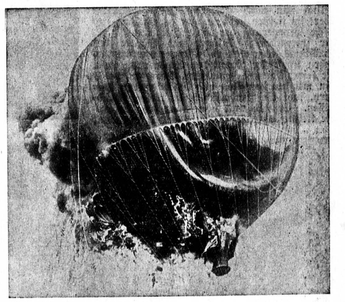
Unbekannte Indianerstämme

Unsere Freude darüber war so groß, daß wir alle vorhergegangenen, nicht zu beschreibenden Anstrengungen und Gefahren schnell wieder vergessen hatten. Die Befahrung des Yary-Flusses von der Mündung in den Amazonas bis zu den Küsten des Tumuc Humac an der Grenze von Französisch-Guyana stellte uns nämlich vor fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Sechs Einbäume mit mehr als 80 Zentner Last galt es stromaufwärts zu rudern, gewaltige Stromschnellen und tosende Wasserfälle, Strudel und Wirbel mußten überwunden werden, indem wir die Boote unter Lebensgefahr über die Felsen zogen oder uns mühsam durch das schier undurchdringliche Buschwerk der Ufer schlugen."

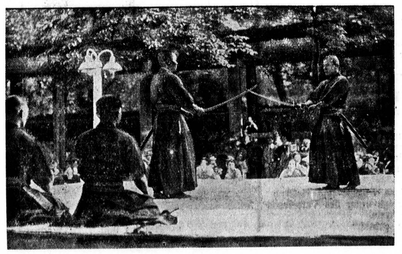
Dabei gab es immer ernste Forschungsarbeit zu leisten. Alles, was da im Wasser und im Urwald kreuchte und fleuchte, wurde einer Beobachtung unterzogen, vor allem hatte es die Expedition auf Säugetiere abgesehen. die noch im Hauptlager präpariert wurden und einen Großteil ihres Gepäckes einnahmen. Sehr reichhaltig sind aber auch ihre kartographische Ausbeute und ihre völkerkundlichen Studien. Sie stieß nämlich auf noch völlig unbekannte Indianerstämme, die zum erstenmal „Weißgesichtern gegenüberstanden. Aber es waren friedliche Völker, die den Weißen sogar Boote und Proviant zur Verfügung stellten. Ihre Sprache, Gesänge und Tanzlieder wurden auf den Schallplatten festgehalten.

Es ließe sich von den persönlichen Erlebnissen der Forscher noch viel erzählen, aber wir wollen Otto Schulz-Kampfhenkel nicht vorgreifen, der nicht nur vollgeschriebene Tagebücher mit nach Hause gebracht, sondern auch den Verlauf seiner Expedition auf 2000 Meter Schmalfilm und weit über 1000 Photos gebannt hat und sich mit der Absicht trägt, die ganze Ausbeute in einer Ausstellung zu zeigen, während er über die persönlichen, oft genug recht wilden Abenteuer in einem Werk berichten will. Die Forschungsarbeit in der „Grünen Hölle" des unermeßlich großen und geheimnisvollen Amazonas-Gebietes ist für ihn aber noch längst nicht abgeschlossen, im Gegenteil, er hat sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht, die zu meistern sein größter Ehrgeiz ist.

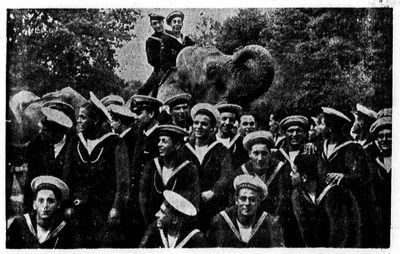
Piccards Stratosphärenballon verbrannt



Der bekannte Höhenforscher August Piccard wurde von einem schweren Verlust betroffen. Bei dem Versuch eines Aufstieges geriet sein Stratosphärenballon in Brand und wurde in wenigen Augenblicken völlig vernichtet. Personen erlitten zum Glück keinen Schaden, aber dem Forscher entstand durch die Vernichtung des Ballons und der wertvollen Meßinstrumente ein erheblicher Verlust. — Der Ballon geht in Flammen auf.
(Weltbild, Zander, K.)



Ein japanischer Schwerttanz,
wie ihn die japanischen Matrosen, die in Berlin zu Besuch weilten, vorführten. **(Bild links.)**



Argentinische Gäste bei Hagenbeck
Den argentinischen Matrosen des in Hamburg liegenden Linienschiffes „Rivadavia" gefiel es im Tierpark Stellingen bei Hagenbeck offenbar sehr gut. **(Bild rechts.)**
(Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

„Und den Frühling Gottes Melodie"

Von Josef Johannes Link

Dem Sänger des Frühlings: Friedrich Hölderlin

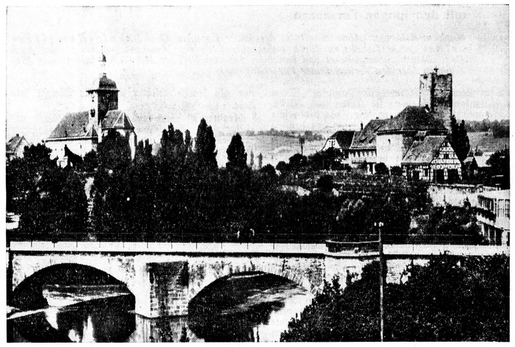
Immer, wenn es Frühling ist in deutschen Landen, wenn nach rauhen Wintertagen der frühen Sonne blasser Schein mild unsere Tage verklärt, wenn in den Gärten die Wunder der Knospen und Blüten sich auftun, denken wir inniger der Dichter, die uns mit Versen und Liedern ohne Zahl das Wunder ehrfürchtig erwarten, die Pracht beseligend schauen und das Geheimnis groß begreifen gelehrt. Und wenn wir in diesen Tagen einfältig wie Kinder über Blumen Gedichte sprechen, bleibt sicher niemand der Sänger so vergessen wie der vielleicht größte unter den Kündern des Frühlings: Friedrich Hölderlin! Ach, wer war er denn? War er denn nicht jener, den wir auf alten Stichen mit so großen traurigen Augen und langem Lockenhaar gesehn und der mit schönen, oft so unbegreiflichen Worten das junge Herz uns so schwer gemacht? Dessen trunkene Seele leuchtet des Wahnsinns dämmernde Nacht umfing? Ja, dieser ist Friedrich Hölderlin, und vielleicht weiß ihm des eigenen Lebens heilige Frühlingszeit ohne Bitternis zu kosten nicht vergönnt war, hat die Sehnsucht ihm jene unvergleichlichen Worte geschenkt, die den, der sie einmal mit Andacht gelesen, nie wieder loslassen.

Der mit der Natur so tief vertraut war, daß sie ihm zum religiösen Erlebnis wurde, sah in den Frühling nicht nur mit den Augen des Leibes, erfühlte seine lebenerneuernde Kraft nicht nur mit den Sinnen, sondern lebte ihn mit der Einfalt seiner Dichterseele, faßte ihn mit Leben ergründendem Geiste! Mit lebendiger Anteilnahme stand Hölderlin in den geistigen Spannungen seiner Zeit. Er erkennt das Verhängnisvolle des aufklärerischen Individualismus seiner Tage, der den Mensch von aller naturhaften Bindung zu lösen trachtet und ihn ganz auf sein geistiges Wesen isolieren will. Und als er, der sich ernsthaft diesen Gedanken gewidmet, unbefriedigt von Jena in sein Nekkarland zurückkehrt, da macht die tiefe Depression, die ihn befallen, sich Luft in jener erschütternden Ode „An die Natur", die davon kündet, daß er den Frühling verloren, den er als die tiefe und innige Verbindung mit der Natur und als den Quell des wahren irdischen Glückes begreift:

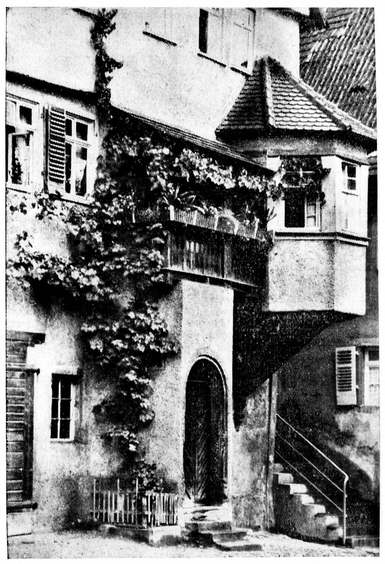
„Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte,
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte:
Da umfingen goldne Tage mich."

Und nun wird Hölderlin, dessen gesamtes Werk im tiefsten stets um eine geistige und seelische Erneuerung der Menschheit bemüht ist, der unermüdliche Sänger und Künder des Frühlings, eben weil er in seiner unüberwindlichen Kraft die Macht der Erneuerung sieht. Er feiert ihn mit hymnischen Strophen, preist ihn mit den zartesten und bezaubernsten Worten, faßt ihn symbolisch unter vielen Gleichnissen. Er sieht mit dem Auge des Dichters die kleinen und die großen Wunder; er nennt ihn den „himmlischen Jüngling", dessen „friedliche Kinder alle, Blumen und Hain und Saaten und sprossende Reben" er so sehr liebt. So spricht er in der Ode „An den Frühling", deren erste Verse nicht nur von berauschender Schönheit, sondern auch von bezwingender Gewalt sind:

„Wangen sah ich verblühn und die Kraft der Arme verwelken,
Du, mein Herz! noch alterst du nicht; wie Luna den Liebling,
Weckte des Himmels Kind, die Freude, vom Schlafe dich wieder;
Denn sie erwacht mit mir zu neuer glühender Jugend,
Meine Schwester, die süße Natur, und meine geliebten
Tale lächeln mich an und meine geliebteren Haine,
Voll erfreulichen Vogelgesangs und scherzender Lüfte,
Jauchzen in wilder Lust den freundlichen Gruß mir entgegen.
Der du Herzen verjüngst und Fluren, heiliger Frühling,
Erstgeborner im Schoße der Zeit! Gewaltiger! Heil dir!
Heil! die Fessel zerriß, und tönt die Feiergesänge,
Daß die Gestad' erbeben, der Strom; wir Jünglinge taumeln,
Jauchzen hinaus, wo der Strom dich preist und stürzen hinunter
In den Strom und jauchzen mit ihm, und nennen dich Bruder!"



Blick auf Lauffen am Neckar. Die Geburtstadt des Dichters Friedrich Hölderlin ist ein wundersames altertümliches Städtchen, umrahmt von Rebenhügeln und Obstgärten. — Links grüßt die sagenumsponnene Regiswindiskirche.



Versonnenheit, Traum und Poesie. Der Weinstock, der die steilen Hänge um die Stadt beherrscht, hat sich bis in diesen alten malerischen Winkel hereingemacht. (Fotos 2t Landesverkehrsverband Württemberg-Hohenzollern)

Der die ungetrübte Freude des Lebens so wenig gekannt, jauchzt hier dem Frühling entgegen und preist ihn als den Bezwinger der Herzen und den Bringer einer „neuen glühenden Jugend!" Nicht in bloßer Idylle, nicht in unwesentlichen Sentiments erschöpft sich der Dichter; zu großen Gedanken reift ihm die Feier des Frühlings, zu männlichem Gesang, der im Frühling die Jugend und die Freude besingt. Und ist nicht auch das ein heldenhaftes Frühlingslied, wenn der Dichter die Verse schreibt vom „Gefesselten Strom", der in den Frühlingsklüften erwacht und seine Kräfte gewaltig regt, die Fesseln bricht und frei nun dem Meere zueilt! Der Frühling ist da! „. . . und schaudernd regt im Busen der Erde sich die Freude wieder!" — Aber auch das besonnte Glück, das an Frühlingstagen über den erwachten deutschen Landen liegt, hat sein Auge geschaut und seine Sprache unvergleichlich zu schildern vermocht; denn zum Zeugnis seien die sechs bezaubernden Verse hier angeführt, die den „Gang auf's Land" so verklärt beschließen:

„Aber schön ist der Ort, wenn in Feiertagen des Frühlings
Aufgegangen das Tal, wenn mit dem Neckar herab
Weiden grünend und Wald und die schwanken Bäume des Ufers
Zahllos blühend weiß wallen in wiegender Luft,
Aber mit Wölkchen bedeckt am roten Berge der Weinstock
Dämmert und wächst und erwärmt unter dem sonnigen Duft."

Frühling der Natur — Frühling des Volkes — Frühling der Menschheit! Unter dem Bilde des einen, begreift der Dichter die Wirklichkeit des anderen. Der Natur wendet er sich mit religiöser Inbrunst zu, in ihr wird ihm das Walten der Gottheit am tiefsten offenbar, und im Frühling, dem „Erstgeborenen im Schoße der Zeit", ihre schaffende, wirkende, wiedererweckende Kraft. Alle tiefen und wesentlichen Entscheidungen aber fallen — so glaubt Hölderlin — vor der Gottheit, von ihr soll auch die Kraft der Erneuerung ausgehen. (In einem Brief aus Dauwwenl an seinen Bruder aus dem Jahre 1801 formuliert er: a deo principium!) Darum aber treten die Bilder des Frühlings in die großen Anrufungen seines Volkes, etwa dort, wo er flieht, der Liebe nicht zu vergessen und daß „die Sprache der Liebenden die Sprache des Landes sei" und ihre Seele der Laut des Volkes:

„Wenn sich mählich der Wald dehnet, der Strom sich regt,
Schon die mildere Luft leise von Mittag weht
Zur erlesenen Stunde,
So ein Zeichen der schöneren Zeit.

Die wir glauben, erwächst einzig genügsam noch,
Einzig edel und fromm über dem ehernen,
Wilden Boden die Liebe,
Gottes Tochter, von ihm allein."

Das aber ist das Thema seines Lebens: „Die schönere Zeit", die er mit glühendem Herzen erhofft, zu allererst für sein Volk, sein Deutschland. Was er in das Buch „Hyperion" faßt, ist tiefster und ergreifendster Ausdruck seiner Sehnsucht nach einer neuen, schöneren Zeit, das Opfer, das Empedokles mit seinem Leben bringt, gilt seinem Volke, um ihm den Weg der Erneuerung zu weisen. Und in wiederholen seiner Hymnen und Gedichte steht diese einzige Sehnsucht ausgesprochen, ahnender aber wohl nirgends als im „Gesang der Deutschen".

Noch ist Heilige Knospenzeit, die ihre Kräfte im Geheimen und in der stillen Verborgenheit entfaltet, aber in dem Gedicht: „An die Deutschen" ruft er den Genius an, daß er über das deutsche Volk komme und ihm die „klare geistige Freude", den Frühling, die Jugend, wiederschenke:

„Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks,
Wann erscheinest du ganz, Seele des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiseste Saite selbst

Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt —
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag vor dir
Enden möge mit Freuden,
Wenn sie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll
Und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen sind,

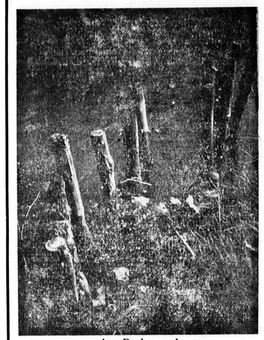
Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon
Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands
Goldnem Himmel die freie,
Klare geistige Freude glänzt."

Am Bach entlang

Nichts ist so sehr Gleichnis des Menschen, wie das Wasser! Von der Quelle bis zur Mündung offenbart es in ungezählten Gesichten Tun und Sein des Menschen und ruft immer wieder zum Schauen und zur Betrachtung.

So ist der Mensch. — —

Froh und frei im ungebundenen Spiel der Kindheit, dann legt man ihm Fesseln an, damit er die Aufgabe des Menschseins erkenne und

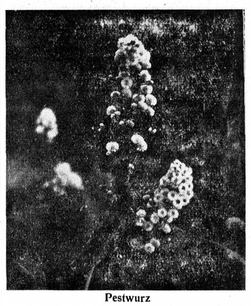


Am Bachesrand

führt ihn allmählich dieser Aufgabe zu; und am Wege des Baches, kaum daß er die erste Kindheit hinter sich hat, da steht schon eine Mühle. Wo das natürliche Gefälle nicht ausreicht, da baut man ihm Brücken und Stege, leitet ihn auf lange Rinnen zu einem hohen schmalen Rad, das nicht breiter ist als sein Bett zwischen den Wiesen.

Und mit einem Male weiß das Bächlein, daß seine Aufgabe nicht allein das fröhliche Geplätscher seiner Wellen ist, sondern auch Dienen in der Gemeinschaft alles Lebendigen.

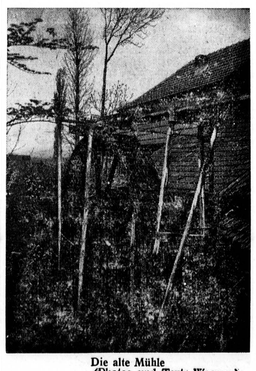
Als Kinder haben wir uns über all diese Dinge keine Gedanken gemacht. Da lebten wir in all diesen wundersamen und geheimnisvollen Mären und Sagen, von denen wir träumten, daß sie doch irgendwo und -wann einmal Wirklichkeit werden müßten. Im Schilf an den Ufern lebten unergründliche Reiche. Von dem samtenen Flaum der samenden Pestwurz webten im Mondschein die Elfen den Mantel ihrer Königin



Pestwurz

und wenn wir mit den elfenbeinfarbigen Glöckchen der Schwarzwurz läuteten, dann sahen wir uns erschrocken an, wenn im Wasser eine Forelle sprang.

In den Mühlen lebten verwunschene Prinzen, gute und böse Müller spielten in vielen Mären eine Rolle und nirgendwo gibt es so viele Hausgeister wie in der Mühle.



Die alte Mühle
(Photos und Text: Wagner.)

Erkennen Sie optische Täuschungen?

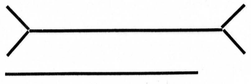
Von Linien, die uns irreführen — Auf der Bühne ist alles falsch — Die Flagge mit den ungleichen Streifen

Auf Schritt und Tritt beeinflussen uns optische Täuschungen. Niemand ist davor sicher. Auch das beste und geschulteste Auge und der schärfste Verstand bewahren uns nicht davor. Ein Beispiel unter vielen: Bitte betrachten Sie die himmelstrebenden Formen einer großen Kirche. Man hat den Eindruck, als erhebe sie sich weit über die Höhe gewöhnlicher Häuser in die Lüfte, und besonders der Turm kann die Aufsicht hervorrufen, als messe er hundert und mehr Meter. Und doch ist es in der Regel nur die geschickte Anwendung senkrechter Linien in der Architektur, die die himmelstrebende Wirkung hervorruft. Wir erliegen einer optischen Täuschung.

Solche Sinnestäuschungen können willkürlich und unbeabsichtigt hervorgerufen werden. Immer erliegt das Auge seinem Unvermögen, allein den maßgeblichen und richtigen Eindruck zu bringen. Erst wenn mehrere unserer Sinne zusammenwirken, können solche Täuschungen erkannt bezw. bewiesen werden. Das Gebiet der bekannten optischen Täuschungen ist sehr groß; viele Gelehrte, an erster Stelle Helmholtz, haben sich damit beschäftigt und haben mit einfachsten Mitteln Täuschungen erweckt, die, wenn der Beweis gelungen ist, unglaubliges Kopfschütteln ob unseres beschränkten Auffassungs- und Deutungsvermögens hervorrufen.

Selbst Blinde fühlen falsch

Mit Lineal und Bleistift können wir jederzeit uns selbst irreführen. Wir zeichnen zwei im Abstand von etwa vier Zentimeter unter einander liegende gleichlange Linien. An die Endpunkte der oberen zeichnen wir zwei spitzwinklich sich treffende Linien, die nach außen auseinander streben. An die Endpunkte der unteren setzen wir die gleichen Winkel an, nur daß sie sich nach innen öffnen. Sogleich wird die obere Linie viel länger erscheinen



Alle drei waagerechten Linien sind gleich lang.

als die untere, obschon, wie bekannt, beide gleich lang sind. Das Auge folgt ganz einfach den Winkellinien nach außen oder innen und deutet danach die Länge der Grundlinie. Durch Versuche ist festgestellt worden, daß selbst Blinde beim Abtasten plastisch geformter Linien der beschriebenen Art von Trugschlüssen über die Länge unterlagen.

Die Erklärung dieser optischen Täuschung ist darin zu suchen, daß die Augen der Linie über den Endpunkte hinaus folgen und die obere länger erscheinen lassen. Auch die tastenden Finger des Blinden machen den gleichen Fehler.

Das perspektivische Sehen unserer Augen nimmt der Bühnenbildner zum Anlaß, seine Bühnenbilder so einzurichten, daß der gewünschte Eindruck erweckt wird.

Die Illusionen des Theaters

Dem Theaterbesucher müssen auf derselben Bühne kleine Zimmer und meilenweite Landschaften gezeigt werden. Von der Kunst des Beleuchters hängt es ab, ob die Wirkung vollkommen wird. Er hat die verschiedensten Hilfsmittel, die sich sogar bis auf die Kleidung der Darsteller erstrecken. Einmal wird dem Beschauer der Maßstab durch Verdunkelung des Zuschauerraumes genommen. Dann aber nimmt man die Möglichkeit, Größenschätzungen vorzunehmen, indem zwischen dem offenen Rahmen der Bühne und dem Spielraum Vorhänge und Draperien angebracht werden. Vielleicht verkleinert er den Bühnenausschnitt nach oben hin auch durch einen Vorhang, der hinter dem großen Vorhang fest angeordnet wird. So erscheint dann tatsächlich der Anblick eines Zimmers oder des Inneren einer kleinen Hütte.

Anderseits soll dann wieder ein weiter Festsaal aufgebaut werden. Dazu wird zunächst der Hintergrund eine in der Weite verschwimmende Landschaft zeigen. Das Auge erkennt, wie in der Natur, nur noch undeutlich Häuser und Bäume. Durch im Vordergrunde aufgestellte Versatzstücke von erheblicher Größe und durch starke Verkleinerung der im Hintergrunde befindlichen Gegenstände wird eine übertriebene Perspektive erzeugt, der das Auge des Beschauers erliegt.

Weite Fabrikräume, große Gärfen

Es ist die Weitwinkeltäuschung, die im Leben eine große Rolle spielt und bei Zweckzeichnungen oft angewandt wird. Da wird eine Fabrikanlage räumlich außerordentlich ausgedehnt; in der Werbeschrift erscheint der zum Eigenheim gehörige Garten sehr groß. Man erhält eine Vorstellung vom Geschauten, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, weil die geometrisch an sich richtige Zeichnung unter einem anderen als dem natürlichen Gesichtswinkel angefertigt wurde. Selbst die photographische Kamera kann solche optischen Täuschungen erzeugen. Bekannt sind die Bilder, die eine Hausfront von unten schräg nach oben aufgenommen zeigen. Abgesehen von der Verschiebung der Perspektive erscheint das Dach viel weiter vom Beschauer entfernt, als es in Wirklichkeit ist.

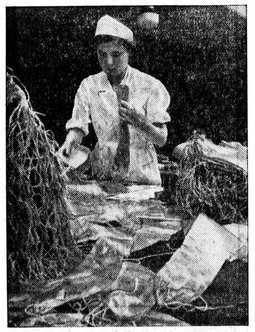
Nur zu leicht läßt sich das Auge auch bei der Zusammenstellung von farbigen Flächen täuschen. Bringt man z. B. rote Schrift auf blauem Grunde an, so erscheint die Schrift vor der Grundfläche schwebend. Die französische Nationalflagge müßte verschieden breite Streifen erhalten, weil die Zusammensetzung von blauen, weißen und roten Streifen in gleicher Breite sie ungleich breit erscheinen ließ. Jetzt steht das Breitenverhältnis der Streifen im Verhältnis von 30 (blau) zu 33 (weiß) zu 37 (rot). Das Auge erblickt nunmehr die Farbstreifen gleich breit. Bekannt ist auch die optische Täuschung, die hellbestrumpfte Beine dicker erscheinen läßt als solche mit schwarzen Strümpfen.

Därme aus Holz

Chemie verwandelt Zellstoff in Wursthaut — Bäume werden zu endlosen Schläuchen versponnen — Auch hier: Heimstoffe an Stelle eingeführter Erzeugnisse

Es ist für jeden ein eindrucksvolles Erlebnis einmal Zeuge zu werden, wie aus einer trüben Brühe die gelblichgrauen Schläuche herausgezogen werden, die später zur begehrten Hülle der allerverschiedensten Wurstsorten werden und dabei alle Aussicht haben, unserem Lande einen Devisenposten von rund 40 Millionen Mark zu ersparen. Denn auf soviel beliefe sich in den letzten Jahren die Summe, die wir an das Ausland zahlen mußten, um die fehlende Menge an tierischen Därmen für die Wurstfabrikation zu bekommen. Man versteht, daß hieraus ein kräftiger Anreiz erwuchs, nach Stoffen zu suchen, die — auf heimischer Grundlage hergestellt — den tierischen Darm zu verdrängen vermögen; die Aussicht hierzu bot am ehesten jenes hübsche durchsichtige Verpackungsmittel, das der Fachmann Transparentfolie nennt und das dem Laien unter Bezeichnungen wie Zellglas, Cellophan usw. bekannt geworden ist.

Dieses Material ist seiner Natur nach reine Zellulose, d. h. die Gerüstsubstanz aller unserer Pflanzen, mit dem kleinen Unterschied nur, daß das Rezeptmolekül der pflanzlichen Zellulose ziemlich stark zerkleinert und außerdem in die besondere Form eines durchsichtigen Blattes gebracht ist. Grundsätzlich hat man jedenfalls aus der aus dem Holz durch eine Kochung gewinnbaren Zellulose, also einem pflanzlichen, und nicht einem tierischen Produkt, den Ausgangsstoff der neuen Wursthäute zu erblicken. Das bedeutet nicht nur eine grundlegende Veränderung der Ausgangsbasis, sondern



Därme, die einmal Bäume waren
Aus Zellulose erzeugt man heute große Mengen künstlicher Wursthäute, die gebündelt zum Versand kommen. (Werkbild.)

bietet überdies die Möglichkeit, die Wursthäute so herzustellen, daß sie überhaupt nicht mit der menschlichen Hand in Berührung kommen, also ein hohes Maß an hygienischen Anforderungen erfüllen. Man hat weiter gelernt, diese Erzeugnisse so herzustellen, daß sie sich genau so wie Naturdarm füllen lassen und auch alle anderen Eigenschaften haben, die der Wursfabrikant von einer geeigneten Wursthülle verlangt. Nur so ist es zu erklären, daß die künstlichen Därme nicht nur in Deutschland, wo es zudem die Devisenlage geboten erscheinen läßt, zur Verwendung gelangen, sondern sich auch in einer ganzen Reihe von Ländern Eingang verschaffen konnten, denen Naturdarm in ausreichenden Mengen zur Verfügung steht.

Es ist bemerkenswert, daß die Herstellung des künstlichen Darmes zum großen Teil mit der Kunstseidenfabrikation parallel läuft. Hier wie dort geht man von Zellulose aus, die man aus Zellstoff-Fabriken bezieht und die durch verschiedene Fabrikationsvorgänge in eine wasserlösliche Form übergeführt wird. Der Fachmann bezeichnet diese Lösung, die ziemlich zähflüssig ist, als Viskoselösung. Sie ist die Form, in der das Material der endgültigen Formgebung unterworfen wird. Und erst hier trennen sich die Wege: die Kunstseidenfabriken „verspinnen" diese Lösung zu äußerst dünnen Fäden, im vorliegenden Falle werden nahtlose Schläuche daraus gemacht. In beiden Fällen ist der Grundvorgang der gleiche. Wie man Eiweißlösung durch heißes Wasser zum Gerinnen bringen kann, so kann man aus der Spinnlösung durch den sog. Fällbad die Zellulose in fester Form zur Ausscheidung bringen.

Um nahtlose Schläuche zu gewinnen, pumpt man die Spinnlösung durch eine Düse, die die Form eines ringförmigen Schlitzes hat, in das Fällbad hinein. Augenblicklich erstarrt sie zu einem schlauchartigen Gebilde, das fortlaufend abgezogen und anschließend sogleich durch eine Anzahl verschiedener Bäder geleitet wird, um schließlich in nassem Zustand auf eine Rolle aufgespult zu werden. Langsam, über Rollen geführt, wandert der Schlauch auf und ab im Zickzack durch die aneinander gereihten Bäder, die ihn reinigen, d. h. gewisse, bei der Fällung entstehende Nebenprodukte beseitigen, ihn waschen usw. und aus dem gelbgrauen Gebilde, wie es aus dem Fällbad kam, einen blanken, durchsichtigen Schlauch entstehen lassen. In einer weiteren Veredelungsstufe wird dieser Schlauch getrocknet, schließlich geschnitten, gebündelt und versandfertig gemacht, und im Endergebnis ist ein sehr hygienisches, geschmack- und geruchfreies Erzeugnis entstanden, das koch- und räucherfest ist und die Eigenschaft hat, zwar Salze und dergleichen durchzulassen, nicht aber Fett. Bei der Herstellung von Dauerwurst ist also die notwendige Ausscheidung der Konservierungssalze gesichert, aber bei der Kochwurst werden überflüssige und kostbarste Fettverluste vermieden.

Man stellt solche Zellulosedärme in den verschiedensten Formen, Abmessungen und Ausführungen her, z. B. auch in mattierter Form und dergleichen, so daß jeder Bedarf der Wurstfabrikation durch das sehr appetitliche Material heute gedeckt werden kann.

Amerikas Erfahrungen mit Helium

Deutsche Arbeit und amerikanisches Füllgas im Zukunftsluftschiff

Von unserem amerikanischen Berichterstatter G.Herrick, Newyork

Wenn das amerikanische Volk nach dem Unglück des „Hindenburg" mehr Hilfsbereitschaft als Kritik spüren ließ, so blieb man sich hier doch bewußt, daß Deutschland eine Hilfe im Luftschiff b a u nicht nötig hat. Dagegen kann Amerika selbst neben dem Helium, das ja bisher nur in den Vereinigten Staaten ausreichend zu finden ist, einige Erfahrungen zur Verfügung stellen, die wegen des Heliummonopols in Amerika und nur in Amerika gesammelt werden konnten.

Kuriose Wege der Luftfahrttechnik

Helium ist zehnfach teurer als Wasserstoff; es ist um acht Hundertteile weniger tragkräftig; und es ist unentzündbar. Aus diesen drei Grundtatsachen, welche die Heliumfüllung von der Wasserstofffüllung unterscheiden, ergeben sich für Zeppelinbau und -betrieb bestimmte Folgerungen, deren volle Auswertung man in Amerika jetzt eigentlich vor Deutschland erhofft. Denn trotz der Vorzüge des Heliums hat sich der amerikanische Luftschiffbau zum größten Teil in Seitenwegen verloren.

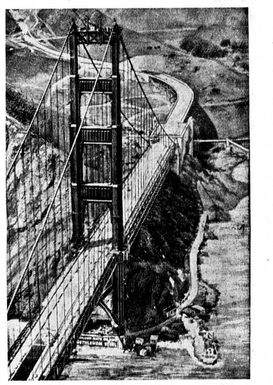
„Akron" und „Macron", die beiden großen, in Amerika gebauten Luftschiffe, sind verloren. Ein ganz eigenartiges Luftschiff mit Metallumhüllung, der „ZMC-2 „Metalclad", ist sehr klein und hat noch keinen größeren Nachfolger gefunden, vermutlich weil die Tragkraft des Heliums für das verhältnismäßig schwere Metallschiff nicht ausreicht. Ganz kleine amerikanische Luftschiffe, die „Goodyear-„Blimps", haben sich auch im nichtmilitärischen Verkehr bewährt; aber die wirklichen Vorteile des Zeppelinverkehrs — schneller, bequemer und sicherer Transport über große Entfernungen — zeigen sich erst bei Luftschiffen von einer bestimmten Größe an, und an solche Bauten hat man sich in den USA seit einiger Zeit nicht mehr herangewagt. Daß die Heliumfüllung an sich gefahrloser ist, haben verschiedene Ballonaufstiege gezeigt. Es sei nur an den Höhenrekord der amerikanischen Hauptleute Stevens und Anderson im November 1935 erinnert, die ihren Ballon, den „Explorer II", mit nur 200 000 Kubikfuß Helium füllten und dabei eine Ausdehnung des Gases auf das Zehnfache seines Volumens einrechneten; der Erfolg ihrer Fahrt hebt sich vorteilhaft von anderen Stratosphärenballonversuchen mit Wasserstoff oder gar Heißluft ab. (Inm. der Schriftleitung: Der leider verunglückte Stratosphärenballon des Professor Piccard war mit Heißluft gefüllt!)

Technische Tricks für Heliumluftschiffe

Wenn man bei Heliumfüllung jeden Verlust des kostbaren Gases vermeiden will, darf man bei der Landung nicht einfach Gas ablassen, wie es bei Wasserstoffüllung üblich war. Ebenso kann man die Ausdehnung des Gases bei Erwärmung, etwa bei starken unter Sonnenbestrahlung, nicht dadurch ausgleichen, daß man Gas abläßt. Man hat deshalb in Amerika versucht, leichte Kompressoren und Leichtmetallanks an Bord von Luftschiffen einzubauen. Mit diesen Mitteln könnte man vor der Landung Helium aus einigen Gaszellen herauspumpen und zusammenpressen, wodurch es seine Auftriebskraft verliert — das Luftschiff würde also allmählich sinken, ohne Gas verloren zu haben. Doch sind in dieser Hinsicht die Versuche noch nicht abgeschlossen. Es bleibt vor allem auch das Problem zu lösen, daß derartige Pumpanlagen nicht die Wirtschaftlichkeit des Verkehrs beeinträchtigen.

Eine weitere Möglichkeit zur Gasersparnis ist die, das Helium durch Heizapparate stets auf einer bestimmten hohen Temperatur zu halten, da es sich in der Wärme ausdehnt und an Auftriebskraft gewinnt. Bei dem leicht entflammbaren Wasserstoff wäre ein solches Verfahren sehr gefährlich — bei dem unbrennbaren Helium ist es völlig harmlos. Damit wollen amerikanische Ingenieure im Zeppelinbetrieb einige weitere Vorteile erzielen: Bisher fuhr der Luftschiffkapitän nicht gern in strahlender Sonne, weil die Wärme das Gas zu stark ausdehnte, während die Fahrgäste selbstverständlich eine Fahrt unter blauem Himmel viel lieber sahen als eine Fahrt durch Wolken. In künftig herzbare Luftschiffe braucht man von vornherein wenig Gas einzufüllen; der Zeppelinkapitän wird dann bei Tage sogar vorzugsweise in der Sonne fliegen, da dann die Sonnenwärme das Gas ausdehnt und die Heizapparate abgestellt bleiben können, während die Heizung in der Nacht in Tätigkeit tritt und durch ihre Regulierbarkeit auch die bisherigen allnächtlichen Höhenverluste vermeidet.

Ferner könnte man bei Heliumfüllung wieder zu Leichtölmotoren an Stelle der Dieselmotoren übergehen. Der Benzinmotor wurde im Zeppelinbau zum Schwerölmotoren ersetzt, um Explosionen durch Funkenbildung und anschließende Entzündung des Füllgases zu vermeiden. Wenn das Gas nicht mehr zu entzünden ist, fällt auch der Anlaß zur Verwendung von Dieselmotoren weg. Damit aber kann das Luftschiff viel tote Last in Auftrieb umwandeln, denn Dieselmotoren sind schwerer als Leichtölmotoren, und was am Motorengewicht gespart werden kann, kommt der Wirtschaftlichkeit des Zeppelinverkehrs unmittelbar zugute.



Eröffnung der größten Brücke der Welt
Die längste und höchste Hängebrücke der Welt, die über das Goldene Tor bei San Franzisko führt, wurde am 27. Mai dem Verkehr übergeben. Die Brücke, die unter einem Kostenaufwande von 85 Millionen Mark erbaut worden ist, hat sechs Automobilfahrbahnen und zwei Fußgängerwege. Die Türme des größten Einzelbogens, der eine Länge von 120 Meter hat, sind 228 Meter hoch. (Weltbild, Zander-K.)

Kurzer oder langer Ankermast?

Das Gasablassen bei der Landung ist ferner dadurch wenigstens teilweise zu vermeiden, daß der Zeppelin sich nicht mehr so tief dem Erdboden nähert, wie es jetzt noch in Lakehurst und Glendale, den beiden amerikanischen Luftschiffhäfen, notwendig ist. Im Gegensatz zu England sind in Amerika niedrige Ankermaste gebräuchlich. Das Heck des Schiffes wird dabei auf fahrbaren Gestellen so befestigt, daß es bei Windstößen genügend Spielraum hat. Zwar wird dadurch das Betreten und Verlassen des Schiffes für die Fahrgäste sehr einfach, aber auch bei dem englischen System der hohen Maste läßt sich das durch einen Fahrstuhl im Innern des Mastes leicht bewerkstelligen, ohne daß ein so starker Höhenverlust für das Luftschiff in Kauf genommen zu werden braucht. Das später so tragisch verunglückte englische Luftschiff R. 101 hat viele schwere Stürme an seinem Ankermast gut überstanden.

Weitere Pionierarbeit von Deutschland erwartet

Während die amerikanischen Fachleute diese Erfahrungen und Vorschläge wieder hervorholen, sind sie sich doch klar darüber, daß zu ihrer praktischen Verwendung eine erhebliche Forschungsarbeit notwendig sein wird. Es ist interessant, daß die zum Teil sicher brauchbaren Ideen in Amerika selbst bisher nicht in die Praxis umgesetzt wurden, obwohl das staatliche Heliummonopol — es gibt nur eine einzige private Heliumquelle in den USA., diejenige bei Louisville — sicher allen Anlaß bot, mit dem Ebelgas sparsam umzugehen. Der Grund hierfür ist, daß die amerikanischen Luftschiffe klein und nur für militärische Zwecke bestimmt sind, es kommt also bei ihnen auf einige Kubikmeter Gas nicht so sehr an wie bei einem Ueberseeluftschiffverkehr, für den natürlich wirtschaftliche Momente — selbstverständlich hinter der Frage der absoluten Sicherheit — entscheidend sein müssen.

Vergeßlichkeit – ein gutes Geschäft

Einige Herren hatten sich zu einem kleinen Spielchen zusammengefunden. Alle hatten schon ihren Einsatz gemacht, nur der ebenso berühmte wie vergeßliche Professor rührte sich nicht.

Da man ihn nicht kränken wollte, sagte einer der Herren schnell zu seinem Nachbar: „Da fehlt noch ein Einsatz. Sie haben noch nicht gesetzt."

Der Nachbar begriff: „O nein, das habe ich wohl!"

So ging der Streit hin und her. Schließlich wurde es dem Professor zu bunt, und er rief: „Ja, meine Herren, wenn Sie sich nicht einigen können, möchte ich doch lieber meinen Einsatz zunächst noch mal herausnehmen."

(Kölnische Ill. Zeitung.)

*

Bernhard Shaw erhielt vom Finanzamt einen Einkommensteuerbogen, den er ganz gewissenhaft ausfüllte.

In die Spalte: „Wer ist an dem Geschäft noch beteiligt?" schrieb er: „das Finanzamt".

*

Peter soll zum Zahnarzt gehen.

„Mußt ein tapferer Junge sein", ermahnt ihn die Mutter, „laß dir doch den kranken Zahn ausziehen. Dann bist du die Schmerzen los."

„Ja. Und zu putzen hast du auch einen weniger", meinte Peters Schwesterchen.

*

Bei Bumkes ist Gesellschaft.

Einige Damen sind sehr ausgelassen und machen sich über Professor X., der gerade ein Werk über Geflügel schreibt, lustig.

„Na, lieber Herr Professor, wie weit sind Sie denn schon mit Ihrem epochemachenden Werk gekommen?"

Der Professor sieht sie lächelnd an: „Sehen Sie . . .", sagt er lächelnd, „ich bin gerade vor den Gänsen stehengeblieben!"

*

„Weißt du nicht, liebe Anna, wo ich meine Brille hingelegt habe?"

„Nein, lieber Mann."

„Da kann man wieder sehen, wie vergeßlich ihr Frauen seid."

„Ja, Mutti, wenn der Lehrer nicht in der Klasse ist, machen wir immer furchtbar viel Unsinn!"

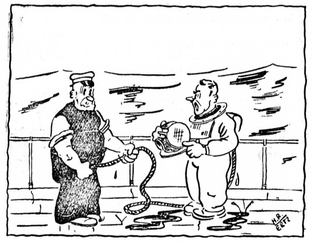
„Aber Junge, paßt denn da keiner auf?"

„Doch, der Günther — der steht an der Tür und sieht nach, ob jemand kommt!"

„Was so alles geschieht!"

Das Kuckuckskind

„Nimm dir ein Beispiel an Finkens, wie die ihre vier versorgen . . . Du bist nicht in der Lage, unser einziges zu sättigen."



„Ick hewt glicks secht, dat ick dat Glas da nich hebben will. Wenn ick unner Woater so recht tofaten will un wull nu in de Hänn speen, dann spee ick gegen dat verdammte Glas un kann nich kicken."

„Sie, Ihr Hund hat meine Frau gebissen. Ich fordere Genugtuung, Herr Frösel!"

„Gut, dann kann Ihr Hund ja auch meine Frau beißen."

„Aber, Paulchen, wie siehst du bloß wieder aus? Du hast dich wohl wieder mit den Jungen herumgeschlagen?"

„Nein, Mutti, dieses Mal habe ich nur stillgehalten!"

*

Er: „Hier steht in der Zeitung, daß ein Orkan eine ganze Stadt in wenigen Minuten weggefegt hat!"

Sie: „Das sag' mal unserer Minna, die braucht immer eine Stunde, um die Treppe zu fegen!"

*

Verzweifelt mühte sich Max, das zähe Stück Rindfilet zu bezwingen: „Ella, ich habe zwar schon vom Stahlroß reden hören, aber daß es auch ne Gummikuh gibt, wußte ich bis heute noch nicht!"

(Weite Welt.)

*

„Was würdest du zu einem guten Kognak sagen?"

„Nichts — ich würde ihn trinken!"

(Nachtausgabe.)

*

„Ernst, früher hast du mir jeden Wunsch von den Augen abgelesen."

„Ich kann eben nicht dafür, daß ich von Jahr zu Jahr kurzsichtiger werde!"

*

Von einer Reise schickte ein Viehhändler folgendes Telegramm nach Hause: „Da der Zug heute abend um neun Uhr keine Ochsen befördert, komme ich erst morgen früh heim!"

*

Der kleine Fritz hat seine erste Taschenuhr, und ist natürlich sehr stolz darauf. Nur mit dem Ablesen der Zeit klappt es noch nicht so recht. Wenn ihn jemand nach der Zeit fragt, zieht er stolz die Uhr, betrachtet sie eingehend, und sagt dann: „Es ist jetzt einen Zentimeter vor zwölf!"

(Nachtausgabe.)

*

A. „Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Auto und einem Haufen Brennesseln?"

B.: „Na, dann setzen Sie sich mal hinein, dann werden Sie's gleich wissen."

*

Kurt ist sechs Jahre alt. Kurt macht eine Dummheit nach der anderen.

Der Vater sprach ein ernstes Wort: „Jetzt bist du sechs Jahre alt, mein Junge. Du weißt, das ist das Alter, wo man vernünftig und brav wird."

Der Junge nickte: „Aber nicht wahr, Papa, wenn das dumme Jahr vorbei ist, dann darf ich wieder Dummheiten machen?"

*

Lehrer: „Kurt, auf welcher Seite der Brust sitzt das Herz?"

Kurt: „Auf der Innenseite, Herr Lehrer."

Herbert verschlingt hastig seine Schokolade.

„Langsam essen, mein Junge", meint die besorgte Mutter.

„Warum denn, Mama?"

„Weil es dir schadet. Ich habe einmal einen kleinen Jungen gekannt, der hat seine Schokolade so schnell auf einmal zusammengegessen, daß er geplatzt ist, bevor er mit der Hälfte fertig war!"

Herbert interessiert die Sache mächtig.

Seine erste Frage lautet: „Du, Mama, was ist denn dann mit der übrigen Schokolade geworden?"

*

Gibt es so etwas wie ein Zweites Gesicht?"

„Ja, beins zum Beispiel vor der morgendlichen Behandlung."

*

Der kleine Peter hat in der Stadtbahn im Gedränge die Hand der Mutter losgelassen.

Die Mutter ruft: „Peterlein, wo bist du?"

Peter: „Hier, Mutti, hier unten bei den Beinen!"

(Nachtausgabe.)

Der beste Beweis

Jansen erblickte bei seinem Kaufmann eine größere Silbermünze auf dem Fußboden. Er sah sich vorsichtig um und ließ dann in einem günstigen Augenblick sein Taschentuch zu Boden fallen, in der Hoffnung, es mit dem Geldstück zusammen aufheben zu können. Zu seiner Verwunderung bekam er aber das Geld vom Boden nicht los.

Als er ärgerlich wieder aufstand, näherte sich ihm der Verkäufer und sagte: „Mein Herr, Sie haben sich nun selbst von der Güte unseres ausgezeichneten Klebemittels überzeugen können. Darf ich Ihnen eine Flasche davon einpacken?"

„Willst du denn nicht hineingehen?"

„Doch, ich warte bloß auf einen Augenblick, wo ich nicht ungelegen komme!"

(Svenska Dagbl.)

Aus zweiter Hand

Fichte war einmal mit einem jungen Gelehrten in einer Gesellschaft. Dieser spielte eine Partie Schach, kam aber dabei in ein philosophisches Gespräch mit Fichte. Die Unterredung wurde immer lebhafter, und Fichte bestritt mit scharfsinnigen Gründen die Ansichten des jungen Gelehrten. Der ließ sich aber nicht stören, sondern spielte immer weiter, bis Fichte schließlich sagte: „Wenn Sie mit mir streiten wollen, so geben Sie doch Ihr Spiel auf, das zerstreut ja nur." Der junge Gelehrte antwortete: „Julius Cäsar hat drei und mehr Briefe völlig verschiedenen Inhalts zu gleicher Zeit diktiert." „Sehr richtig", sagte Fichte, „aber hat er das getan, weil er es so gelesen hatte?"

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh

nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden? Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie es einmal eine Zeitlang „Silphocalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Silphocalin" wirkt nicht nur hustenlindernd, schleimlösend, entzündungshemmend und keimwidrig, sondern es verleiht die angegriffene Schleimhaut mit Gerüst-, Aufbau- und Panzerstoffen gegen die schädlichen Reize und dient so in idealer Weise als natürliches Heilmittel. „Silphocalin" ist vom Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphocalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 50 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Stefan-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Straub.

Kaufe, bar und spare!
Billige aber zuverlässige Uhren
m. Garantieschein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück.
Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36stünd. Aufwerk, vernick. M. 1.90
Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel, 2 Goldränder . . . M. 2.30
Nr. 5. Besseres Werk, flache Form. M. 3.40
Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., vergold. 4.90
Nr. 6b. Dto., südsilber 6.40, bestes Werk 7.40
Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband . . M. 2.60
Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband. M. 4.—
Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Ger., 7 Rubines. Für Damen, mit Ripsband . M. 5.90
Für Herren, viereckige Form. M. 6.90
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, ½ stündl. Kuckuck rufend M 2.50
Weckeruhr, gutes Werk. M 1,70
Nickelkette -.25. Doppelkette, vergoldet, M. -.70. Kapsel M. -.25.
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen od. Herren, 18 kar. vergold., einschl. Monogramm M. 1.10
Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.30
Nr. 2803. Siegelring, moderne Form. 1,40
Freundschaftsring -.90
Trauring, Double 1,20
Double-Ring mit Simili M. -.80
Als Ringm. Papierstr. eins. - Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 30 000 Ringe.
[Katalog gratis u. unverbindlich]

Kneipp Fatiol
das vielbewährte Vertrauensmittel gegen Abmagerung, Appetitlosigkeit, Magenbeschwerden, Verdauungsstörungen, Schwächezustände, Nervosität, Kopfschmerzen, Ischias, nach Krankheit, Unterernährung, Blutarmut, Bleichsucht, Rekonvalescenz, Frauenleiden, Wechseljahre. Kneipp-Fatiol-Tabletten. Kneipp-Heil-Zentrale (Kneippmittel) Würzburg

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad . . 36.-
Motorfahrrad Frontanschluß Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Dankouffgabe kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 505

Fritz Heinecke, Braunschweig 49

Die Klein-Anzeige
ist die erfolgreichste Mittlerin zwischen Angebot und Nachfrage. Schnell und billig werden Ihre Wünsche erfüllt mit einem Inserat in unserer Zeitung.

Preiswert und dennoch gut!
Ritters Nähmaschinen
Paderborn
Dom gegenüb. Besichtigung erbeten

Einheirat
bietet Wwe., Ifd., 40 J., bd., in ein gut geh. Manufaktur-Geschäft Eig. schön. Grundstück, 3 Kind., 8½ bis 14 J., einen tücht., strebs., fleiß., kath., Kaufmann, mit gut., heiterem Gemüt, im Alter von 40–50 Jahr. Ernstgem. Zuschr. mit Bild erb. unt. Nr. 7/156 an „Der 7. Tag", Paderb

Gute Musik
Klingenthal
HANDHARMONIKAS
HEROLD & Co
KLINGENTHAL No 15
KATALOG KOSTENLOS
HANDHARMONIKAS
MUSIKINSTRUMENTE ALLER ART

Kathol. Ehe
dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Ibhrl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauensvoll.
Neuland-Verlag R Herne i. W., Mühlenstr. 7

Geb. Fräul., 34 J., gef., schlanke Erscheinung, nicht unbem., i. gesich. geordn. Verhältnissen, wünscht Bekanntschaft mit gut kathol. Herrn in sich. Stellung zwecks baldiger **Heirat**
Off. unt. Nr. 7/155 a. „Der 7. Tag", Bader born.

Fr. 25.80
erhaltlich die bracht. 1 Dutch. 180/130 cm mit 3 kg Fed., 2 Kiss. 80/80 cm in 1 Kgfed. liefert gar. federkräft. echt ind. rot et. blau Fed. dopp. gew. Alles, was z. Bett gut. sind. Sie in uns. Preisliste. Muster kostenl. Nichtg. Geld zur.
Josef Christl Nachf. Erich Kschwarz Cham 509 Bayr. Ostm.

Recht deutliche Schrift
erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Graue Haare
Verschwinden wieder Prämiert gold. Medaille Broschüre kostenlos m. Dank Nürnberg-Sin 7/05

Hastreiter's Kräuterkuren gegen
Kropf
u. Basedow
Tee zum Trinken und Umschläge Unfehlbar, wirkt direkt. Bei. Sie forderns Broschüre Nr. 3
Fabrik-Apotheker Gauting bei München

Anzeigen
im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

1000 ts··· was soll man tun?
Sie brauchen nicht zu verzweifeln, wenn Ihnen aus dem Spiegel Doppelkinn, dicke Arme und breite Hüften entgegenschauen. Sie brauchen auch keine Hungerkur zu halten, sondern nur den tausendfach bewährten Richtertee zu trinken. Das lästige Fett verschwindet immer mehr, leicht beschwingt erfreuen Sie sich neuer Schlankheit und jugendfrische. Aber bitte nur den ächten
Dr. ERNST RICHTERS Frühstücks-Kräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM-PREIX-TABLETTEN

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt; Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. VI. 37: 35 598. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

6. Jahrg. – Nr. 24 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 13. Juni 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Heute neuer Roman!

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Trachtenleute

Sie bergen in ihrem bunten Kleid
Ein Erbe von vielen Ahnen:
Den Wert und die Würde vergangener Zeit
Und eine Farbenseligkeit
So wie auf alten Fahnen.

Sie tragen der Heimat trautes Bild,
Die Zeichen der Feste und Freuden;
Der Arbeit blühenden Ehrenschild
Und den der Treue, die stets gilt
Bei allen Trachtenleuten.

Josef Johannes Link

Vier frohe siebenbürger Mädchen

(Siehe unseren Bildbericht im Innern des Blattes)

Photo: Heinz E. Ockhardt

Der Heimat Ehrenkleid

Der Sommer ist wieder im Land. Und draußen in der Natur, auf den Feldern und in den Gärten stehen alle Farben in leuchtender Glut. Da ist es ein Glück für Auge und Herz, aus dem grauen Einerlei der Städte hinauszuwandern über die Straßen und durch die Dörfer und die Fülle des Segens zu schauen, der sich nun wieder über Wiesen, Acker und Felder ausgebreitet hat.

Wenn draußen die hohe Zeit der Natur ist, feiert auch der bäuerliche Mensch auf dem Lande seine Feste. Und in der Woche hartem Arbeitsgang sind die Sonntage doppelt festlich begangene Ruhetage. Dazu gehört nicht viel Lärm und Getue, wohl aber die stille Feierlichkeit, die über dem Dorfe liegt, wenn Sonntagsmorgens der Klang der Glocken in der varmen Luft zittert und weit über die fruchtschweren Felder fliegt. Um diese Stunden begegnet man im Dorf heute fast überall wieder auch den schönen Trachten, die in ihrem Glanz und ihrer Farbigkeit so herrlich zur Festlichkeit der sommerlichen Welt stimmen. Da gehen die Frauen mit würdigen Hauben und bunten Tüchern, die Mädchen mit farbigen Röcken und Schleifen, und auch die Männer tragen vielerorts noch die überkommene Kleidung der Väter. Das ist dann zwischen den Höfen auf der Dorfstraße ein Bild, so sonntäglich und froh, daß einem das Herz vor Freude höher schlägt. —

*

„Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse", sagt W. H. Riehl, der Vorkämpfer für eine gesunde Volkstumspolitik, die das „eigenständige Volk" und die ihm eigentümlichen Lebensgesetze zum Ausgang nimmt. Er hat dabei wohl auch an den Formenreichtum der deutschen Volkstrachten gedacht, deren bunte Mannigfalt wie die Blumen des Feldes auf gleichem Volksboden gewachsen ist.

Jede Tracht ist für sich ihre eigenen Wege gegangen und hat ihre eigentümliche Entwicklung genommen. So sind sie lebendig in den Formen, kostbarer alter Kulturbesitz, in dem sich der künstlerische Gestaltungswille des Volkes in seiner Ursprünglichkeit offenbart. Trotz aller Vielfalt ist die Tracht Ausdruck eines Gemeinschaftsgefühls, das sich auch dann noch im Festhalten an Tracht, Sitte und Brauchtum bewährt, wenn einzelne Glieder dieser Gemeinschaft wie beispielsweise die Siebenbürger Sachsen, von deren herrlichen Trachten wir in dieser Nummer ausführlich berichten, sich in der Fremde eine neue Heimat suchen müssen. Als das Ehrenkleid der Heimat wird sie empfunden und geachtet. Es ist bezeichnend, daß sich die heute noch lebenden Trachten nur im Bauerntum haben erhalten können. Das ist ein Beweis der volkserhaltenden Kraft des Bauerntums und nicht etwa ein Zeichen bäuerlicher Rückständigkeit.

Fast alle Trachten lassen sich auf alte modische Formen zurückführen. Manche knüpfen an die Zeit des Dreißigjährigen Krieges an, andere erinnern an preußische Uniformen aus der Zeit Friedrichs des Großen, wieder andere scheinen noch ganz den Stil des Barocks bewahrt zu haben, und manche zeigen noch in einzelnen Zügen deutlich germanisches Kulturerbe: die verschiedenartigsten Entwicklungen sind gleichzeitig wahrzunehmen.

Meist deckt sich ein Trachtengebiet mit einem bestimmten landschaftlichen Bezirk oder seine Grenzen lassen sich als uralte Stammesgrenzen nachweisen. Immer besteht ein natürlicher Zusammenhang zwischen Heimat und Volkstum. Das Leben auf dem Dorfe nimmt Jahr um Jahr beständig den gleichen Lauf, nur dann und wann in langen Abständen durch Kriege und andere gewaltsame Ereignisse unterbrochen. Der Ahne schritt einst genau so hinter dem Pflug, führte im gleichen Schwung kraftvoll die Sense bei der Mahd wie heute sein Nachfahre. Jedenfalls hat sich wesentlich nicht viel daran geändert. Darum hält der Bauer an seinen überlieferten Lebensformen fest. Immer größer wurde im Laufe der Zeiten der Gegensatz zwischen Land und Stadt, die Zivilisation nahm bald in den Städten so stürmische Formen an, daß die bäuerliche Bevölkerung damit natürlicherweise nicht Schritt halten konnte und ging eigene Wege. So entwickelten sich in den Gegenden, die städtischen Einflüssen abgewendet lagen, im Laufe der Jahrhunderte nach eigenen Gesetzen die heutigen Trachten, die im Gegensatz zu den alles gleichmachenden Formen städtischer Kleidung in sinnvoller Weise auch die gesellschaftliche Ordnung der bäuerlichen Gemeinschaft regeln. Daraus erklärt es sich auch, daß sie oft wie wunderliche Zeugen einer versunkenen Zeit anmuten.

Eine Kultur versank im Dschungel:

Im Land der tausend Tempel

Angkor, die Hauptstadt eines geheimnisvollen Volkes — Bei der größten Sehenswürdigkeit Asiens

Griechenland, Aegypten, Babylon, Mexiko und Peru — alle die Stätten früherer Kulturen, haben von jeher die Phantasie denkender Menschen beschäftigt. Weniger bekannt, aber gewiß ebenso interessant und aufregend ist die Geschichte der Chmer, jenes geheimnisvollen Stammes, der im 8. und 9. Jahrhundert seine Blüte erreichte und das weite Gebiet des gegenwärtigen Indo-Chinas beherrschte. Angkor, heute im französischen Kolonialgebiet Cambodia gelegen, war die Hauptstadt der Chmer, und noch jetzt zeigt es sich, welche bemerkenswerte Höhe der Kultur und Zivilisation seine Erbauer erreicht haben müssen.

Angkor liegt unweit der Ostgrenze von Siam. Man kann es auf Autostraßen, die die Franzosen gebaut haben, von Saigon aus nach einer Fahrt von 600 Klm. erreichen oder auch von Bangkok aus per Eisenbahn und einer zusätzlichen Autofahrt über 160 Klm. Wie die meisten Kulturen vergangener Zeiten, hat sich auch hier der Chmer am Leben in ihren Tempelbauten erhalten. Sie waren Buddhisten, aber von einer besonders toleranten Art und duldeten das Bildnis der Wischnu neben dem des Buddha. In Angkor standen zwanzig Tempel, und längs der Straßen, die aus der Hauptstadt ins Land führten, fand man die Ueberreste von weiteren 900. Sie sind meist aus Sandstein erbaut und mit Statuen und Reliefskulpturen von großer, durchaus nicht primitiver Kunst geschmückt.

Bauten — ohne Mörtel

Die Ausführung der Tempelbauten ist um so bemerkenswerter, als die Geschichte der Chmer zeigt, wie oft sie in Kämpfe und Kriege verwickelt waren. Der Reichtum des Landes und seiner Hauptstadt, der Kaufleute aus Indien und China in großer Zahl anlockte, zog auch raubgierige Heerhaufen und eroberungslüsterne Stämme an, und so gab es fast ständig Grenzstreitigkeiten und Zusammenstöße, die sich oft bis in das Innere des Landes hereinzogen. Vor der Gründung Angkors waren die Könige von Chmer im Land nomadenhaft umhergezogen und hatten Städte in allen Teilen gegründet, bis schließlich Angkor die dauernde Residenz wurde.

Heute ist das Land von dichtem Urwald und Dschungel bedeckt, aber es war zur Blütezeit der Stadt fruchtbarer Boden für Reisfelder, von deren Bebauung die ärmste Bevölkerung lebte. Der Hauptteil der Stadt war nach chinesischem Muster ein in sich abgeschlossener viereckiger Abschnitt, Angkor Thong genannt. Um die „Stadt in der Stadt" herum war ein Graben von 100 Meter Breite gezogen, Brücken führten zu der Mauer, einem hohen und festen Wall mit Toröffnungen in der Mitte jeder der vier Seiten. Von den vier Toren führten schnurgerade Wege in das Herz der Festung — die Wege trafen sich bei dem „Bayon", dem Haupttempel des Chmer-Reiches. Nördlich vom Tempel lag der königliche Palast, mit zahlreichen Terrassen und einer imposanten Fassade. Elefanten-Statuen in Lebensgröße bildeten die Verzierung des Palastes. Diese Gebäude waren nicht nur aus einfachem Sandstein, sondern aus diesem sowohl wie aus Ziegelstein konstruiert. Mörtel gab es nicht, aber Ziegel und Sandstein wurden bis zur völligen Vermischung gegeneinander gerieben, so daß sie hielten. Vergoldung und lebhafte Farben waren stark im Gebrauch, ebenso Holzverkleidungen, die aber naturgemäß die Jahrhunderte nicht überdauert haben. Innerhalb der Mälle lagen sonst noch die Häuser der Reichen, der Minister und Priester, Mönchsklöster und weitere Paläste.

Bayon und Angkor Wat waren die größten Tempel im Lande und sie sind auch jetzt die besterhaltenen geblieben. Beides sind wahrhaft imposante Bauwerke. Ein merkwürdiges Kennzeichen an beiden ist die Antlitz-Ornamentik. Türme und Wände, Wälle und Höfe sind mit Skulpturen menschlicher Geschichter in Ueberlebensgröße geschmückt, die alle erdenklichen Ausdrücke tragen. Davon besteht aus drei übereinander gestaffelten „Etagen", auf denen insgesamt 50 Türme und nicht weniger als 172 Antlitz-Skulpturen angebracht sind. Oft entdeckt man einen feindartigen Humor in diesen Bildnissen an heiliger Stätte. Von der dritten Terrasse hat man einen höchst eindrucksvollen Ausblick auf die Türme und Dome des unteren Tempelteils und den riesen Wald, der nun das Ganze umgibt und durchdringt.

Uralte Metropole wird ausgegraben

Angkor Wat, der andere große Tempel ist vielleicht noch überwältigender, denn er liegt in der freien Natur außerhalb der Schutzwälle. Man sieht den Tempel zuerst von der Höhe eines Hügels, dann kommt man in den ersten Vorhof. Statuen von Buddha und Schnitzereien an den Wänden und Säulen des Tempels fesseln das Auge. Merkwürdigerweise ist dieser Tempel während all der Jahrhunderte in Gebrauch geblieben. Von ferner her kamen die Buddhisten-Mönche nach Angkor, das längst zerfallen war, und beteten in dieser hügeligen Tempelstadt außerhalb der Mauern.

Die Tempel, ihre Architektur und Skulpturen sind das einzig greifbare Ueberbleibsel der Chmer-Zeit, aber die Geschichte ist mit ihr wohl vertraut. Allerdings kann man sie nur bis zum 3. Jahrhundert nach Christi zurückverfolgen. Das Reich der Chmer verfiel im 15. Jahrhundert. Eine interessante Sage erzählt von der Gründung des Reiches. Prah Thong, der Sohn eines Königs von Delhi in Indien, war von seinem eigenen Vater aus dem Lande vertrieben und landete zu Schiff am Gestade von Cambodia. Er stieg aus, aber es zeigte sich, daß er nur auf einer Sandbank angekommen war, die bei Eintritt der Flut vom Wasser überspült war. Eine „Nagi" tauchte auf, eine Meerjungfrau, halb Mensch, halb Fisch, und er verliebte sich in sie. Ihr Name war Soma. So wurden Prah Thon und Soma die Begründer des Geschlechtes der Chmer.

König Yacovarman ließ sich auf dem Gebiete nieder, wo Angkor erstehen sollte, und nach seinen Plänen wurde der Stadtbau begonnen. Aber erst 944 wurde sie fertig. Angkor Wat entstand 1140 Dann begann im 14. Jahrhundert die Dekadenz, und das Land verfiel. Siam eroberte das Gebiet und behielt die Herrschaft, bis im französisch-siamesischen Vertrag von 1907 Angkor unter die Oberhoheit Frankreichs gestellt wurde. Seither sind die Arbeiten zur Freilegung der alten Metropole im Gange

Mit der Kamera auf Vogeljagd

Was hat ein Wiesel im Bussardhorst zu tun? — Wo die Kunst der Ornithologen aufhört, greift Alex Niestle ein

Das war im Dachauer Moos unweit München: plötzlich raschelte es im Schilf, das wie eine undurchdringliche Mauer dickes, schmutziggraues Sumpfwasser umstand, weit bogen sich die Halme auseinander, um gleich darauf wieder zusammenzuschlagen — und da kam es auch schon, ein schwarzes Etwas, ein kleines finsteres Ungeheuer mit einem langen runden Rüssel stieß aus dem Sumpf hervor. Es entpuppte sich schließlich als ein Mann, über un über bedeckt mit Schmutz und triefend vor Nässe. Ueber seinen Kopf stemmte er eine Riesenkamera mit weit vorspringendem Teleobjektiv, und schüttelte sich vor Lachen. „Das ist nicht das erste Mal," sagte er dann, „daß ahnungslose Spaziergänger vor mir erschrecken, aber ich bin weder ein Strolch noch ein Wilddieb, wenn ich auch die Tiere auf meine Art verfolge. Verzeihung, mein Name ist Alex Niestle, Tierlichtbildner aus Dachau."

Der König und sein Fischer

Der König von Schweden begab sich jetzt zum Sommeraufenthalt nach Schloß Tullgarn, südlich von Stockholm. Alltäglich unternimmt er hier zusammen mit einem Fischer ausgedehnte Bootsfahrten. Schon seit 50 Jahren ist dieser Fischer der ständige Begleiter des Königs bei diesen Fahrten.
(Weltbild, Zander-K.)

Auf diese Weise lernten wir einen Mann kennen, der einen der seltensten, schwierigsten und eigenartigsten Berufe im Dienste von wissenschaftlichen Instituten und Sammlungen ausübt, die es in der Welt gibt. Alex Niestle ist nämlich einer der erfolgreichsten Kamerajäger Deutschlands, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, mitten in freier Wildbahn das intime Leben unserer Tierwelt zu belauschen und im Bilde festzuhalten. Vor allem hat es Niestle auf die scheuesten heimischen Vögel abgesehen, die es bis jetzt immer noch verstanden haben, sich einer genaueren Erforschung zu entziehen, weil es dem Menschen einfach nicht möglich war, an sie heranzukommen. Als friedlicher Jäger durchpirscht er Tag und Nacht Felder und Wälder, Sümpfe und Moore, und wenn er manchmal auch erst nach vielen Wochen zum „Schuß" kommt — was hat das gegen ein ausgezeichnet gelungenes, interessantes Bild schon zu sagen?

Zeltlager im Baumwipfel

„Der Laie ahnt ja gar nicht, wie mißtrauisch und scheu gerade die unscheinbarsten Tiere sind," erzählt er uns. „Hier sehen Sie drei Aufnahmen eines Bleßhuhnes. Ich brauchte zu den 3 Schnappschüssen nicht weniger als zwei Wochen. Ich baute mein getarntes Zelt zunächst in acht Meter Entfernung von dem Nest im Schilf eines Altwassers auf und ließ es zunächst mal zwei Tage unbeweglich stehen, um den Vogel daran zu gewöhnen. Dann rückte ich es Tag für Tag um einen Meter vor. Nach einer Woche war ich dann endlich so weit daß ich das Nest von meinem Standplatz übersehen konnte. Aber wenn ich oft 3—4 Stunden unbeweglich im Wasser stand, dem Martyrium der Stechmücken und den Angriffen der Blutegel wehrlos ausgesetzt, um auf einen günstigen Moment zu warten — das Bleßhuhn traute einfach dem Frieden nicht. Schließlich gelang es mir in drei Fällen, die Vogelmutter bei der Betreuung ihrer Jungen im Bilde festzuhalten. Das sind aber auch die einzigen Photos, die je einem Lichtbildner von einem brütenden Bleßhuhn gelungen sind."

Möchten Sie Herrn Niestle begleiten, wenn er es auf einen Mäusebussardhorst abgesehen hat? Dann müssen Sie aber ein ausgezeichneter, schwindelfreier Kletterer sein, dem es nichts ausmacht, bei der Erklimmung eines 30 Meter hohen Fichtenwipfels sich die Hosen in Fetzen zu reißen. Und dann ist es nicht gerade jedermanns Sache, in Wind und Regen auf einer schwankenden Baumspitze stunden- und tagelang auszuhalten. Niestle verankerte zu diesem Zwecke sogar ein Zelt im Geäst des Baumes und wartete als Diogenes auf lustiger Höhe mit einer Engelsgeduld, die ans Unglaubliche grenzt, bis sich nach Tagen einmal die Bussard-Mama dazu bequemen ließ, dem unsichtbaren Photographen im Kreise ihrer Kinder Modell zu sitzen. „Langeweile bekam ich nicht," erzählt der seltsame Vogelsteller, „denn ich konnte mich nicht genug tun, zu beobachten, wie fleißig die Mutter Frösche, Mäuse und Maulwürfe herbeischleppte, um ihre unersättlichen Jungen damit zu füttern. Eines Tages entdeckte ich sogar ein junges, lebendes Wiesel im Nest, das sich an den fetten Bissen gütlich tat. Es hatte aber ein recht schlechtes Gewissen, denn kam die Alte angeflogen, versteckte es sich sofort unter den Fittichen der Jungen und blieb so zwei Tage lang ein ungebetener Aftermieter, bis ihn endlich das Schicksal ereilte."

Tiere knipsen sich selbst

Einmal mußte Niestle zwei volle Jahre ausharren, bis es ihm gelang, nicht nur die „schwere Stunde" eines Brachvogelweibchens, sondern auch ihr „Wochenbett" und schließlich das Ausschlüpfen der Jungen mit der Kamera aufzunehmen. Sechseinhalb Stunden brauchten die Kleinen, bis sie das Licht der Welt erblickten. Das war eine schwere Aufgabe, aber die Anstrengung für den Photographen, der kaum zu atmen wagte, war weitaus größer. Kaum hatte er die Aufnahmen unter Dach und Fach, als ihn heftige Muskelkrämpfe zu Boden warfen und er sich stundenlang hilflos in seinen Schmerzen ward.

„Im Nachtiere auf die Platte zu bekommen," fährt Niestle fort, „muß man diese am besten schon selbst knipsen lassen. Zu dem Zwecke baue ich meine Kamera an solchen Stellen auf, an denen die von mir erwarteten Tiere unbedingt vorbeikommen müssen. Ein Roßhaar, das über den Boden gespannt wird, löst bei der geringsten Berührung Verschluß und Blitzlicht aus. Einmal hatte ich mir einen Dachs aufs Korn genommen, der sich beim Verlassen seines Baues photographieren sollte. 73mal bin ich zur acht Kilometer entfernten Dachswohnung hinausgewandert. 73mal stammte das Blitzlicht auf, 73mal flucht: ich später in der Dunkelkammer. Alles mögliche Getier: Füchse, Wiesel, Hasen, Rehe, Mäuse, wildernde Hunde und Katzen waren auf dem Negativ zu sehen — nur kein Dachs. Erst das 74. Mal gelang das Kunststück, nachdem ich in mehr als zwei Monaten 800 Kilometer Weges zurückgelegt habe. Und das alles nur wegen eines Frechdachses, wie er im Buche steht . . . ."

Dies nebenbei

Die Stadt Hannover, die bekanntlich im Vorjahre die berühmten Herrenhäuser Gärten erwarb, ließ das Kernstück dieser umfangreichen Parkanlagen, den Großen Garten, wiederherstellen. Am 13. Juni wird er der Oeffentlichkeit zurückgegeben. Dann ist wieder „Jedermann erlaubt, sich im königlichen Garten eine Veränderung zu machen . . .", wie es seit alter Zeit eine steinerne Tafel am Eingang verkündet. Der Große Garten, der als Deutschlands einzige Gartenschöpfung des Frühbarock durch fast zwei Jahrhunderte unverändert erhalten blieb, wird so wiederhergestellt, wie er sich zur Zeit der Kurfürstin Sophie von Hannover, der „Mutter der Könige" (von England, Preußen und Hannover), darbot: als geometrischer Garten, der in seinem ursprünglichen Grundriß nach Ideen Lionardo da Vincis gestaltet war. Damit bleibt ein einzigartiges kulturgeschichtliches Denkmal erhalten. Hier ward mit dem Kreise um die Kurfürstin Sophie und den Philosophen Leibniz die Kultur der Musenhöfe begründet, die später im Weimarer Hofe ihre höchste Vollendung fand. Zwischen Politik, Philosophie und Religion, zwischen botanischen Versuchen und technischen Problemen entwickelte Leibniz hier seine Idee des kulturellen Imperialismus in Europa.

In seinen riesigen Heckenquartieren birgt der Garten zwei Besonderheiten: die Große Fontäne, die mit ihrer Sprunghöhe von 67 Meter von keiner anderen Fontäne des Kontinents übertroffen wird, und Deutschlands ältestes Gartentheater von 1690, auf dem bei glänzenden Hoffesten Königinnen, Kurfürsten, Herzöge und Prinzen Stücke spielten, zu denen Steffani und Händel die Musik lieferten. Nach einer Pause von 72 Jahren wird es jetzt im „Jahr der Festspiele" wieder benutzt werden.

*

Das Museum für vorgeschichtliche Altertümer in Kiel ist in den Besitz eines seltenen Fundes gelangt. Als Arbeiter in der Nähe des Ortes List auf Sylt Ausschachtungen vornahmen, entdeckten sie unter einer dünnen, mit Sand bedeckten Bodenschicht einen seltsamen Gegenstand, dessen Bestimmung ihnen zunächst rätselhaft vorkam. Bei näherem Zusehen entdeckten sie, daß es ein Kuhhorn war, das oben einen Bleideckel als Verschluß trug. Leider ging das Horn durch einen Spatenstich in Trümmer und enthüllte seinen Inhalt, etwa 600 Silbermünzen, Bruchstücke von Barrensilber und Silberschmuck und anderes. Bei dem größten Teil der Silberstücke handelte es sich um Prägungen aus der Zeit des englischen Königs Aethelred II. (978—1016). Nicht weniger als 75 Münzstätten konnten durch den Fund festgestellt werden, so: London, Oxford, Winchester, Stanford, Worchester, Bath, Canterbury, Exter, Ipswich, Gloucester, Cambridge, Leicester, Chester, Lincoln und viele andere. Auch aus dem deutschen Rheinland sind einige Münzen vertreten, u. a. Kölner Pfennige aus der Zeit Otto III., Otto-Adelheid-Pfennige, ein einzelner Lüneburger Pfennig und Münzen friesischer Herkunft. Auch kleinasiatische und orientalische Münzen sind darunter. Der seltene Fund gewährt einen klaren Einblick in die Handelsverbindungen, die die deutsche Küste vor mehr als 1000 Jahren mit anderen Ländern unterhielt.

*

Der Bürgermeister des kleinen bulgarischen Städtchens Bejasnica stellte vor einiger Zeit beim Gemeinderat den immerhin nicht alltäglichen Antrag, einen Flügel des Rathausgebäudes niederreißen zu lassen, um in dem darunter befindlichen Erdreich nach einem Schatz zu suchen, von dem er die voraufgegangene Nacht geträumt habe. Man kann sich lebhaft vorstellen, daß die Stadtväter für das kuriose Ansinnen zunächst kein Verständnis aufzubringen vermochten; aber als der Bürgermeister sich bereit erklärte, alle entstandenen Unkosten im Falle eines Fiaskos aus eigener Tasche zu ersetzen, stimmten die Mitglieder des Gemeinderates seinem Antrage zu.

Die Ausgrabungsarbeiten wurden sofort aufgenommen, und die ganze Bevölkerung von Bejasnica begann an dem Verlauf der Schatzsuche begreiflicherweise regen Anteil zu nehmen. Jetzt, nach mühevoller Buddelei, hat sich ergeben, daß der Traum des Bürgermeisters sich bewahrheitet hat. Unter den Grundmauern des Rathauses, in einer Tiefe von etwa 3 Metern, wurden drei große Metalltruhen mit Gold- und Silbermünzen sowie Juwelen zu Tage gefördert. Der Gesamtwert des Fundes soll schätzungsweise mehrere Millionen Lewa betragen.

Ein Teil des kostbaren Schatzes wird dem Staate zufallen, aber was noch übrig bleibt, ist überreichlich, um die zerrütteten Finanzen des armen Städtchens zu sanieren.

*

Ein seltsamer Vorfall ereignete sich auf dem Flughafen von Lympne. Die Bewohner der Ortschaft Hawkinge waren nicht wenig überrascht, als sie plötzlich einen Apparat erblickten, der mit voller Wucht auf einer Wiese aufschlug und in Trümmer ging. Man eilte herbei, um den Opfern des Flugzeugabsturzes erste Hilfe zu leisten. Aber so sehr man auch unter den Trümmern und der unmittelbaren Umgebung nachsuchte, nirgends fand man auch nur die geringste Spur vom Piloten oder etwaigen Passagieren. Erst nachträglich stellte sich heraus, welche Bewandtnis es mit diesem Flugzeugunglück hatte. Ein Mechaniker, der beauftragt war, das Funktionieren des Propellers auszuprobieren, hatte diesen in Gang gesetzt, ohne die übliche Vorsicht walten zu lassen, die darin besteht, daß Klötze unter die Räder gesetzt werden. Jedenfalls setzte sich das Flugzeug in Bewegung und erhob sich allein vom Erdboden, um bis zu einer Höhe von 300 Meter aufzusteigen. Bei diesem Alleinflug wurde der „Ausreißer" über den Städten Lympne. Hythe und Folkestone gesichtet. Nach einem regulären Flug, der 35 Minuten dauerte, begann das Flugzeug ohne Pilot niederzugehen, um schließlich in der Umgebung von Lympne krachend zu Boden zu stürzen.

Der Führer bei der Bruckner-Gedenkfeier in der Walhalla

Adolf Hitler legt vor der neu aufgestellten Büste Anton Bruckners einen Kranz nieder. (Pressephoto, Zander-K.)

Zum Chef des Generalstabes der Luftwaffe ernannt

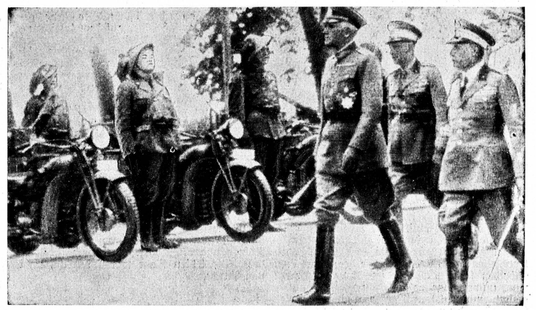
Generalmajor Stumpff, der neue Chef des Generalstabes der Luftwaffe. (Erich Zander-Archiv, K.)

Generaloberst Göring weihte den Denkstein für General Wever

Auf dem Waldfriedhof in Klein-Machnow bei Berlin wurde durch Ministerpräsident Generaloberst Göring ein Denkmal für den vor einem Jahr verunglückten Generalleutnant Wever geweiht. — Ministerpräsident Göring während seiner Gedenkrede. (Weltb., Zander-K.)

Ein Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten

Das diesjährige Geburtstagsgeschenk des Reichsbundes deutscher Beamten für den Führer und Reichskanzler versinnbildlicht die Verbundenheit des deutschen Beamten mit Volk und Landschaft. Es handelt sich bei diesem „Lautdenkmal" um eine Sammlung von 300 Schallplatten, die Mundarten aus allen Gauen der deutschen Heimat wiedergeben. Der Schrank aus Nußbaumholz mit Messingbeschlägen ist nach einem Entwurf von Professor Schneckenberg hergestellt. Die Innenseiten der Türflügel bilden zusammen eine Karte des Deutschen Reiches mit Angabe der Orte, an denen die Schallplatten aufgenommen wurden. Die in Holz eingelegte Karte wurde von Professor Hans Orlowski entworfen. (Weltbild, Zander-K.)



v. Blomberg in der berühmten Militärreitschule Tor di Quinto

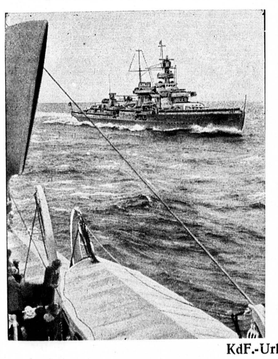
die er am zweiten Tage seines Italienbesuches aufsuchte. Libysche Truppen und motorisierte Abteilungen zeigten ihr Können. — Der Reichskriegsminister schreitet die Front einer motorisierten Abteilung ab. (Funkbild) (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

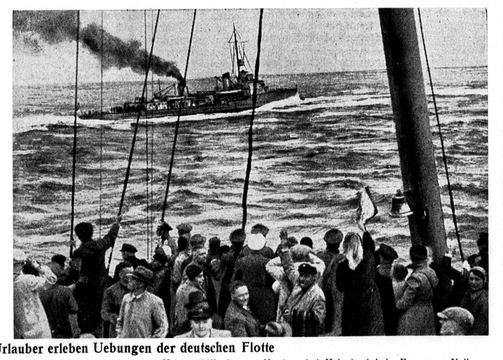
Nürnberg kommt in den Endkampf

Im Olympia-Stadion zu Berlin kämpften der 1. Fußball-Club Nürnberg und der Hamburger HSV um den Eintritt in die Schlußrunde der Deutschen Fußballmeisterschaft. Ihrem zähen Kampfeswillen verdanken die Nürnberger ihren 3:2-Sieg. — Ein Tor für Nürnberg. Vergebens wirft sich der Hamburger Torwart Warning dem Ball entgegen, der aber bereits die Torlinie passiert hat. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Die Ueberraschung von Epsom

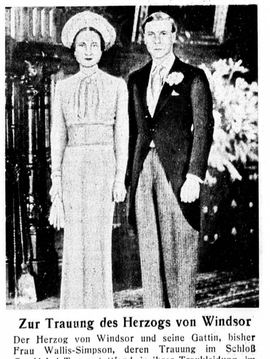
Das populärste und stets mit größter Spannung erwartete Rennen Englands, das Epsom-Derby, ist vorüber. Zum ersten Male konnte eine Frau den wertvollen Rennpreis gewinnen. „Mid-Day Sun", das Pferd, das unter Jockey Beary das „Blaue Band von England" erringen konnte, wird hier von seiner Besitzerin, Mrs. Miller, von der Bahn geführt, (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)





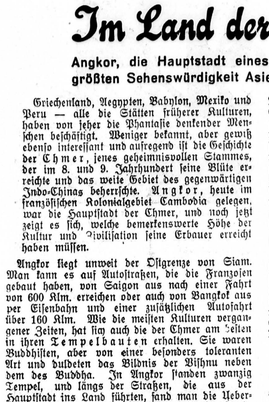
KdF.-Urlauber erleben Uebungen der deutschen Flotte

10 000 schaffende Deutsche wohnten auf den Urlauberschiffen den Uebungen deutscher Kriegsschiffe in der Nordsee bei Helgoland bei. Es waren Volksgenossen unter ihnen, die noch niemals in ihrem Leben ein Kriegschiff gesehen hatten. — Bild links: Der Kreuzer „Nürnberg" während der Uebung. — Bild rechts: Ein Zerstörer fährt an den KdF.-Schiffen vorbei. (Atlantic, Zander-K.)



Zur Trauung des Herzogs von Windsor

Der Herzog von Windsor und seine Gattin, bisher Frau Wallis-Simpson, deren Trauung im Schloß Candé bei Tours stattfand, in ihrer Trauklеidung, im Musikzimmer des Schlosses aufgenommen. (Weltbild, Zander-K.)



Die Daumenprobe des Meisters

Ein Bild aus einer modernen Fabrik, die Schmiermittel für die Industrie herstellt. Ein großes Rührwerk, in dem der „Sud" kalt eingerührt wird. Der Meister nimmt die sogenannte Daumenprobe vor, um die Qualität des Schmiermittels zu prüfen, eine Tätigkeit, die nur auf Grund jahrelanger Erfahrung ausgeübt werden kann. (Pressephoto, Zander-K.)

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

Schluß

Als die Frau ins Zimmer tritt, will Martin sagen: Es ist recht so. Ich habe eingesehen . . . Aber Frau Rusch läßt ihm keine Zeit zu einer Lüge. Ein paar Dankesworte, ruhige, schlichte Worte, wie man sie jemand gibt, den man gut kennt, und den man jeden Tag sieht. Alles war so selbstverständlich und sicher und ohne große Erschütterung. „Mein Mann", nickt Frau Rusch, und da erst erwacht etwas in Martin. „Mein Mann dankt Ihnen für Ihre Kameradschaft . . . Hier . ." und hält ihm den letzten Brief hin. Da sind die schrägen, ineinanderlaufenden und immer schwächer werdenden Schriftzüge Ruschs. Dieselben wie im letzten Tagebuch. Rusch schrieb, bis er starb. Martin weiß, diesen letzten Brief brachte ein Indianer durch den ganzen furchtbaren Urwald bis an den Strom, und von dort nahm ihn ein winziges, schmutziges Schiffchen mit und brachte ihn bis zum großen Dampfer, der über den Ozean fuhr. Martin glitt den Weg zurück. Rusch starb, und hier stand seine Frau.

Er liest den Brief mit den zitternden, verlöschenden Zeichen: „Martin wird die Arbeit fortsetzen . . . Ich sterbe nicht umsonst . . . Ich bin angelangt, und Martin wird das Werk vollenden . . ." Immer noch einmal und bis zum letzten sterbenden Wort der Glaube an Martin Nönnebeck . . .

„Wenn erst das Buch erschienen ist", sagt Frau Rusch mit leiser, ferner Stimme, ohne Martin anzusehen, „dann ist er wirklich nicht umsonst gestorben. Das Werk stand ihm höher als alles andere. Ich weiß, daß Ihr Buch ihm ein Denkmal setzt, das unvergänglich ist . . . Und man muß dem Geschick danken, oder wer sonst dafür sorgte, daß das Buch so rasch in die Oeffentlichkeit kam." Sie wendet sich zur Seite und beugt den Kopf etwas nach vorn, weil sie doch durch die Scheiben sehen will, wie die blaue Dämmerung immer schneller aus dem Wald herausgleitet, und weil kein Mensch sie schwach sehen soll. Ist es denn Schwäche, wenn eine einzige glühende Träne langsam über die Wange läuft und auf den Brief tropft, der ein glückliches, kurzes Einandergehören beendet.

„Das Buch . . ." rafft sich Frau Rusch noch einmal auf. Draußen vor dem Haus steht Burre und geht hin und her. Der Plan ist noch nicht zu Ende durchgeführt. Sie will noch etwas sagen, aber es kommt nichts mehr. Die Wände rücken näher heran. Vielleicht war alles doch zu viel und zu schwer, und jetzt, wo sie am Ziel ist, verlassen sie die Kräfte. Sie hält sich noch aufrecht und geht aus der Tür über die Treppe und um das Haus herum. Der Bauer macht sich im Stall zu schaffen, die Tür ist nur angelehnt. Das Kälbchen springt auf seine knickenden, schwachen Beine und sucht mit dem nassen Schnäuzchen.

„Zwei Wochen ist es alt", erklärt der Bauer und läßt sich die Hand von der roten, eifrigen Zunge belecken. Die Hühner kommen gurrend und eilig herbei, und das ist eine ganz andere Welt, und wieder ganz andere Sorgen und Ueberlegungen. Frau Rusch muß nicht mehr den Kopf nach vorn beugen. Susi und ihr Bruder warten ja auf sie. Das Leben ist doch nicht zu Ende. Der Bauer will dieses und jenes wissen. Ein Gespräch kommt in Gang.

Im Vorübergehen zählt Martin zwei, drei Paar Stiefel. Aber er denkt nicht weiter nach. Er muß noch einmal in die Stube zurück. Vielleicht hat er etwas vergessen, oder es ist etwas anderes. Er wird gerufen, und es gibt kein Wehren gegen diese innere Stimme. Als er die Tür mit einem Ruck öffnen will, tritt ihm jemand entgegen, prallt in raschem Laufen gegen seine Schulter. „Halt", will er sagen, und „Verzeihung!" „Ich wollte Ihnen nämlich danken. Das Buch . . ."

„Ja . . .?" fragte Ina unsicher und leise und wiederholt: „Ja? Ist das wahr?" Sie stammelt und schreit. Sie möchte einen Schritt näher an ihn herantreten, um ihm ganz nahe zu sein. Aber es geht wirklich nicht näher. Ihre Schulter berührt ihn ja auch so schon, und es springen wieder Funken von einem zum anderen.

„Als ob man fliegen könnte", sagt Martin hinter seinen Gedanken her.

„Nicht mehr zornig auf mich?" lächelte Ina. „Ich will ganz gewiß niemals mehr Schicksal spielen. Alles, was man zu lange überlegt, führt zu nichts."

„Da ist nichts mehr zu überlegen", nickt Martin, „nicht zu lange überlegen", und er legt den Arm um die Schulter, die ein leises Beben schüttelt. „Es mußte ja alles so kommen." Nachdenklich und immer noch nicht ganz sicher: „Wie lange ein Mensch blind sein kann. Damals im Jägershäuschen. Ich habe Sie doch mit diesen Händen aus dem Schnee getragen!"

„Und ich habe mich vor dem wilden Gesicht gefürchtet. Die Dunkelheit . . . das flackernde Feuer . . ." atmet Ina schneller, „aber bis ans Ende der Welt wäre ich . . .", sie stottert, schweigt, und ist in eine rote Welle gehüllt.

„Vielleicht nehme ich dich bei deinem Wort!" Martin sieht nur noch das helle, schmale Gesicht, aus dem ihm zwei Sterne entgegenstrahlen, maßlos in Glück und Hingabe. Das Gesicht kommt immer näher. Ein roter, feiner Mund glüht und flammt, noch näher . . . Da lärmt draußen eine Stimme, jemand ruft, poltert über die Stufen: „Fräulein Stenbus. Hallo . . . Nesseltal . . . Ist denn hier kein Mensch . . . Herr Landwirt . . . Ist das hier das Nesseltal? . . . Hallo . ." Die Tür öffnet sich, und Herr Richter sagt nur: „Oh!" und leiser: „Entschuldigen Sie bitte!"

Das scheint also richtig Nesseltal zu sein. Die Aufregung war umsonst. Er wollte Ina mit gutem Abstand vorausschicken, aber darüber war dann der Abstand so groß geworden, daß er sich selber auf dem todsicheren Weg verirrt hatte. Aber auf dem Umweg und mit der guten Karte angelte er sich rasch wieder in die Richtung. Ina war fort. Das fehlte auch noch, und dann losgelegt wie ein Besessener. Das hier war ohne Zweifel das gesuchte Nesseltal.

Burre im Kuhstall? An dieser Welt konnte man verzweifeln. Frau Rusch streichelte ein Kälbchen. Burre hielt einer rotbraunen Kuh ein Bündel Heu hin. Derselbe Burre, der vorhin das Rennen gewonnen hatte. Richter schrie außer sich vor Freude: „Das ist ja wirklich das Nesseltal!" Burre versetzt ein bißchen unfreundlich das Gesicht, als sei er gerade bei einer wichtigen Beschäftigung gestört worden. „Fräulein Ina ist nämlich bei Herrn, na Sie wissen schon . . . hatte sie unterwegs verloren . . ." fährt Richter ungerührt fort. Das Herz ist übervoll. Die letzten Tage waren wirklich nicht von Pappe.

Ob Ina nun wohl glücklich ist? . . .

Der Bauer kann die verworrenen Fäden, die sich in seinem Haus wieder verknüpfen, nicht ganz begreifen, aber soviel weiß er, daß eine Tasse Kaffee allen Gemütern zuträglich sein wird. Der Kessel über dem Herd singt schon. Der Bauer kommt in den Stall und sagt: „Wieviel sind wir denn nun eigentlich?" Oben in der Stube sind zwei, die nicht gern gestört sein wollen. Im Stall sind zwei, nein drei . . . Es geht ein bißchen bunt durcheinander. Macht fünf, nein sieben . . . Kaffee mit Brot und Butter . . . Wir sind hier kein Hotel, da müssen Sie sich schon mit begnügen . . .

„Phänomenal!" fegt Richter alle Eindrücke zusammen, als die gewaltige braune Tonkanne auf dem Tisch erscheint. Die Uhr hält den Atem an: Tick, tick, tick, und der kleine, gelbe Vogel klammert sich verwundert und piepend an den Drähten des Käfigs fest.

Unter dem Tisch gibt Burre seine Anerkennung zu dem ausgezeichneten Plan an Richter weiter: Gut gemacht! Richter strahlt. Frau Rusch lächelt in sich hinein, und Martin und Ina sehen sich manchmal aus einem Uebermaß von Glück heraus an. —

Jasper hat erst auf der Treppe im Hotel Wache gehalten. Dann an der Tür. Und die Wache wird ihm schwer gemacht durch die vielen Fragen nach Burre. Die Rennleitung. Der Ausschuß. Kameraden. Glückwünsche sind fällig und heute abend eine kleine Feier. Alle vertröstet Jasper: Ja, Burre ist dann bestimmt wieder zurück. Ganz bestimmt! Jasper will nicht traurig sein. Er will auch nicht das Büfett in Anspruch nehmen, trotzdem ihn die Flasche rettend anstrahlt. Gerade deshalb beherrscht er sich.

„Fräulein Monika Hiller!" sagt er mit sanfter Stimme. „Frau Rusch läßt sich entschuldigen. Eine wichtige Sache. Ob Sie vielleicht mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen würden?" Und dann macht er keinen großen Umweg. Sie sitzen an einem Tisch, und die vielen durcheinandergehenden Stimmen schützen sie vor Blick und Fragen. Sowieso ist das nun erklärt Jasper. Jawohl, es handelt sich um Martin Nönnebeck. Peng, das hat gesessen, natürlich Frau Rusch hätte das besser gekonnt. Aber es half nun nichts. Mit Abwarten und Drumherumreden wurde alles nur schlimmer.

Natürlich konnte Jasper alles verstehen. Fräulein Hiller brauchte nichts zu erzählen. Aber sie jetzt sofort abreisen zu lassen, das übertrieg seine Kompetenzen. Was Fräulein Hiller hatte, war allerdings wiederum einleuchtend. Sie wollte den Kindern die Ankunft der Mutter melden. Sie wollte überhaupt bei Ruschs im Hause bleiben? Kein schlechter Gedanke. Jasper sah ja, daß das Mädchen die Krise überwunden hatte. Kein Nönnebeck etwa mit den anderen hier herauf zum Hotel, gab es ein neues Unglück. Was Fräulein Hiller dachte war überlegt und ruhig. Schön also. Jasper würde sie zur Station begleiten. Dagegen gab es keinen Widerspruch. Jasper wuchs mit seiner Aufgabe. Monika Hiller sah ihn mit dankbaren Augen an.

Als der Zug in die Station einlief, war Jasper noch unentschlossen. Monika Hiller winkte abschiednehmend. Der Schaffner warf die Tür zu: „Vorsehen!" Er war groß und kurz angebunden, und das rief Jaspers Widerspruch hervor. Als sich der Zug in Bewegung setzte, packte Jasper mit einem Satz auf das Trittbrett. Der Zug rollte schneller, aus der Station heraus, der Ebene entgegen.

„Das Rennen ist sowieso vorbei, na und die Sachen können die mir ja nachschicken", tat Jasper gleichgültig. Schließlich hatte er ja seinen Auftrag, und den mußte er erledigen. Nein, er wollte jetzt nicht an Ina denken. Ina war vielleicht glücklich. Er sah ihr helles, leuchtendes Gesicht ganz nahe vor sich und hörte ihre gute Stimme. Rakta tata tata rattata zerschlug das Rattern der Räder auch diese schmerzende Erinnerung. Die ersten Lichter flackerten draußen auf. Die blaue Dämmerung wurde schwarz. Rote, grüne, weiße Signale grüßten den eilig vorüberjagenden Zug.

Sterne, dachte Jasper, hinauf und hinunter. Rote, grüne, weiße Sterne. Und dann wandte er sich an Monika. Es mußte ja irgend etwas gesagt werden. Sicher war Ina jetzt glücklich, und es durfte ja auch nicht anders sein . . .

— Ende. —

Der Soldat und der Flieder / Von Emil Vorbeck

Der Mai schmückte die Gärten der fränkischen Stadt. Längs des Flusses und zwischen den Weinbergen feierte er sein blühendes Fest, unbekümmert um den großen Krieg, der Frauen und Mädchen in Trauerkleidern gehen ließ.

Mitten unter Kirchen und Palästen steht die alte Schranne. Sonst wurde dort die reiche Ernte des ganzen Gaues zu Markte gebracht. Nunmehr sammelten sich in der notdürftig zur Kaserne umgewandelten Halle die Truppenteile, die ins Feld rückten.

Wo früher pralle Kornsäcke lagerten, schichteten sich jetzt Stöße grauer Uniformen auf. Braune Lederstiefel hingen von der Decke. Mit sicherem Griff in die Bestände warf der Kammerfeldwebel den abgestellten Mannschaften Bekleidungsstücke zu.

Eines Tages trat mit seinen Kameraden auch der junge Burkard an. Vor einigen Wochen hatte er noch auf der Schulbank gesessen und seine vorzeitigen Prüfungsarbeiten geschrieben. Seine Haltung war inzwischen straffer, doch seine Brust nicht breiter geworden.

Der Waffenrock wollte ihm nicht recht passen. Trotzdem legte er ihn stolz und zufrieden an. Draußen im Schützengraben würde er schon seinen Mann stehen, und wenn die viel zu weite Uniform auch an ihm schlotterte, sein Herz zitterte nicht.

Der Hauptmann gab den marschbereiten Leuten vierundzwanzig Stunden Urlaub, damit sie sich zu Hause von ihren Angehörigen verabschieden konnten. Wer auswärts wohnte, erhielt außerdem einen Freifahrschein.

Burkard verzichtete darauf, seine Mutter zu besuchen. Sie würde sich nur aufregen und ihn mit Tränen überschütten. Er aber haßte es, seine Gefühle zu zeigen. Lieber wollte er von der Heimat ein frohes Bild mitnehmen als ein trauriges.

Er blieb daher in der Stadt, um sie zum letzten Male zu genießen. Als Rekrut hatte er ohnehin nie recht Zeit gehabt, nach Herzenslust durch die Straßen zu schlendern, die ihm schöner und prächtiger erschienen als je zuvor.

Ueberall entdeckte er altertümliche Häuser, die ihm bisher entgangen waren. Ihr ehrwürdiges Aussehen stimmte ihn heiter. Sie hatten manchen Sturm überdauert und viele Tote beherbergt, ohne in Schutt und Asche gefallen zu sein. Warum sollte denn er sich vor künftigen Schlachten fürchten?

Fast vor jedem Schaufenster blieb er stehen. Er wollte sich die friedlichen Dinge dieses Lebens deutlich genug einprägen, um sich ihrer im Trommelfeuer des Feindes erinnern zu können.

Besonders lockten ihn die Auslagen der Goldschmiede. Es störte ihn nicht, daß das Geschmeide dünn und geringfügig war, weil es mit dem selten gewordenen Metall sparte. Für ihn leuchtete darin der Glanz der Welt, die er vielleicht bald verlassen mußte.

Er entschloß sich, irgendein Schmuckstück zu erwerben, das ihn als Talisman begleiten sollte. Die Verkäuferin riet ihm zu einem Ring aus Silberfiligran, der sicherlich seiner Braut gefallen würde.

Bei diesem unschuldigen Worte errötete er unter seiner schirmlosen Mütze. Er zweifelte daran, ob ihn überhaupt ein Mädel liebte. Dennoch griff er zu und versenkte haftig den Kauf in seine Tasche, in der sich ein kleines Messer herumtrieb.

Nachher ärgerte er sich über den unnützen Gegenstand. Wozu taugte dieser zerbrechliche Reif, wenn er keine Hand dafür kannte? Auch merkte er, wie zwei Schülerinnen, die er hübsch fand, sich über seinen lockeren Rock lustig machten.

Er schlug gekränkt den Weg nach dem Hofgarten ein. Dort würde ihn niemand behelligen, weder die steinernen Kinder auf ihren bemoosten Sockeln, noch die alten Rentner in ihren gedrechselten Posen.

Die Kastanien hatten ihre weißen Kerzen aufgesteckt, um die gelbe Front des weitläufigen Schlosses zu bestrahlen, in dessen Sälen der Frühling sich im Winter verbarg. Weiche, geschwungene Treppen führten zu Terrassen, die den Park überschauten.

Unter den Sträuchern, die nach den zarten Schleier ihres ersten Grüns trugen, roch die Erde feucht und würzig. Der Duft von Maiglöckchen mischte sich in sanftem Winde mit dem Lied der Vögel, die von Ast zu Ast hüpften. Burkard suchte eine Bank, auf der er ausruhen wollte. Aber auf jeder, an der er vorüberkam, saßen strickende Weiber, die ihn scharf musterten. Die letzte, auf die er hoffte, zeigte ihm schon von weitem ein helles Kleid.

Er wurde neugierig und verlegen zugleich. Durfte er es wagen, in seiner feldmarschmäßigen Uniform neben einer schönen Dame Platz zu nehmen? Daß es ein junges Mädchen war, wie er jetzt feststellte, verwirrte ihn nur noch mehr.

Unter blondem Haar, das eine schwarze Schleife zusammenhielt, lächelte ein liebliches Gesicht, dem eine runde Stirne rührende Anmut verlieh. Ein Strohhut, mit blauem Band umwunden, lag neben dem weiten, weißen Rock, den gestickte Blumen bestreuten.

Die Kleine rückte beiseite und lud so den Soldaten zum Sitzen ein, mit dem sie Mitleid hatte. Erst vor Jahresfrist war ihr Vater in derselben schlichten Uniform ins Feld gerückt, an der er nun das Eiserne Kreuz und Achselstücke trug.

Burkard dankte schweigend und ließ sich jenseits des Strohhutes nieder. Nach längerer Pause fühlte er sich verpflichtet, etwas zu sagen. Es gelangen ihm aber nur belanglose Sätze, an denen sein Herz keinen Anteil hatte.

Das Mädchen sprach von den Fliederdolden, die sich in dichten Büscheln über den beiden wölbten. Es sei schade, daß man davon keinen Strauß pflücken dürfe. Burkard blickte auf den Mund seiner Nachbarin und dachte sich dasselbe.

Morgen wird ein Zug mit ihm an die Front rollen. Warum sollte ihm heute etwas verboten sein, was ohnehin nur dann strafbar war, wenn man dabei erwischt wurde? Kein Mensch war in der Nähe. der Zeuge hätte sein können.

Er holte sein Messer hervor. Dabei fiel ihm der Ring ein. War er noch so unnütz wie vorher? Rasch bog er die Zweige ab, so daß sie plötzlich eine blühende, wohlriechende Laube umfing, hinter die kein Auge dringen konnte.

Statt aber einen Ast abzuschneiden, legte Burkard seinen Arm um das Mädchen, und er beugte sich zu ihm hinüber. Ohne daß es sich wehren konnte, küßte er es auf die roten Lippen. Dann lief er den schützenden Flieder los, der zurückflog.

Er fürchtete schon, daß die Kleine ihm entrüstet davonlaufen würde. Sie nahm jedoch nur ihren Hut, um ihn auf die andere Seite zu legen. Es sollte nichts mehr geben, was sie trennte. Und dabei wußten sie noch nicht einmal ihre Namen.

Jetzt tastete seine Hand nach dem Ring. Er bat sie um die ihre und steckte den Filigranreif an den Mittelfinger, für den er immer noch zu groß war. „Wenn ich falle, mußt du an mich denken. Ich heiße Burkard. Und du?"

„Juliane" antwortete sie und sah ihn fragend an, ob es ihm recht sei. Er wiederholte leise und langsam den Namen. Oft würde er ihn draußen so aussprechen. „Aber du kommst wieder, nicht wahr?" flehte sie ihn an. Er zuckte mit den Achseln. „Wer weiß es?"

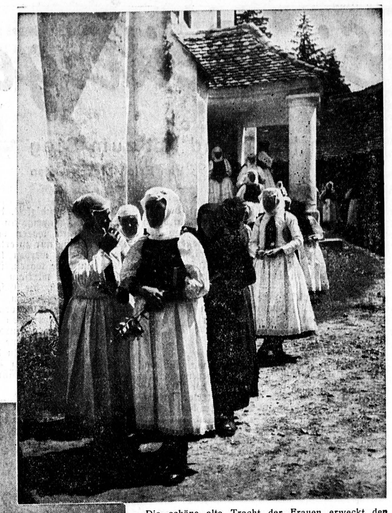
Um ihre Tränen nicht zu zeigen, stand sie auf und schnitt selbst einen Fliederzweig ab, den sie an seinen armen Waffenrock heftete. Er kam sich nun reich und wie ein Held vor in seiner feldgrauen Kluft. Und Hand in Hand gingen sie davon.

Die Volkstracht der Siebenbürger Sachsen

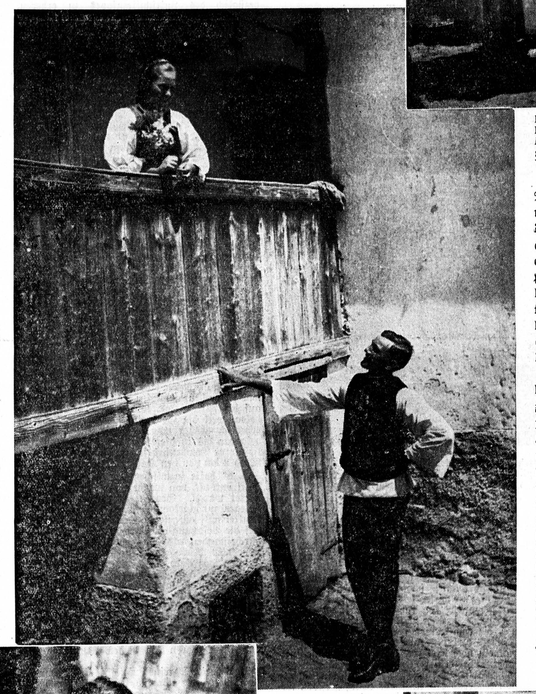
Bei der Betrachtung der Siebenbürger Sachsen und der Erörterung der Frage, welche Stellung sie im Rahmen des gesamten auslandsdeutschen Kulturschaffens einnehmen, fällt auf, daß die Sachsen — die schon im 12. Jahrhundert im Siebenbürgen einwanderten — in erstaunlicher Weise während dieser langen Zeit ihre Sprache, Sitte und Brauchtum bewahrt haben. Am sinnfälligsten kommt diese Erscheinung in der Pflege der verschiedenen ordnenden Einrichtungen gemeinschaftlichen Zusammenlebens, die ihren Ursprung im germanischen Genossenschaftswesen haben, und dem zähen Festhalten an der schon seit Jahrhunderten getragenen Tracht zum Ausdruck.

Der moderne Stadtmensch könnte eine solche Tracht, die den Schimmer der Jahrhunderte an sich trägt, nicht mehr unbefangen anlegen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, wie eine Maske zu wirken. Denn im Innern paßt er nicht mehr dazu. Das aber ist für den reisenden Beobachter, der aus der Stadt kommt, das Wunderbare und beinahe Unfaßbare, daß hier ein Volk lebt, für das diese von den Ahnen übernommene Tracht gleichsam Ausdruck des eigenen Wesens ist, daß sich in ihr gewissermaßen symbolhaft die innere Haltung dieser Menschen widerspiegelt.

Man könnte glauben, in eine andere Zeit versetzt zu sein, wenn man am Sonntag morgen beim feierlichen Läuten der Glocken, die vom Wehrturm der Kirchenburg ins Land hinein mahnen, durch das sächsische Dorf wandert. Da treten aus den mit Weinreben berankten Torbogen der Höfe die Mädchen in ihren wunderschönen buntgestickten Miedern und weiten Röcken. Vom hohen schwarzen „Borten", der Kopfbedeckung, die das Zeichen des jungen Mädchens ist, flattern lange mit Blumen und Mustern verzierte Bänder. — Breit und behäbig erscheinen auch bald danach die Männer in ihren schweren Kirchenpelz, in den oft auf der Brustseite der Name des Besitzers eingestickt ist; manche tragen auch den dunklen Tuchmantel aus selbstgewebtem Tuch. Frauen und Männer kommen nicht zusammen, denn es ist Sitte, daß man nach Geschlechtern gesondert in die Kirche geht und auch dort getrennte Plätze einnimmt. — Und wenn man dann den Zug der Frauen, den schwarzen Tuchmantel über die Schulter gehängt oder auch nur in ihren weiten, bunten Gewändern — der weiße Schleier ist in kunstvoller Weise um den Kopf gelegt, sich heranbewegen sieht, ist die Illusion vollständig, in andere, längst vergangene Jahrhunderte zurückgestiegen zu sein. Und doch — diese Menschen sind auch Kinder unserer Zeit, die jedoch in höchstem Maße ihre Eigenart bewahrt haben, in denen noch ewige, in Jahrhunderte bewährte Kräfte wohnen. Dem landfremden Städter erscheint ihre Tracht eigenartig interessant, er betrachtet sie, wie man exotische Tiere hinter Gittern bestaunt.



Die schöne alte Tracht der Frauen erweckt den Eindruck, als sei der Wandel der Zeit an diesen Menschen spurlos vorübergegangen; denn in der gleichen Tracht gingen schon vor 400 Jahren die Vorfahren dieser Frauen zur Kirche.



Doch jene Menschen empfinden ihre Tracht nicht als etwas Seltsames, Pittoreskes, sondern sie ist, etwas aus ihrem Lebensstil Herausgewachsenes. Wie diese deutschen Bauern Lebensformen haben, die schon die Väter pflegten, wie sie mit stolzer, innerer Sicherheit an allem Ueberkommenen hängen, so tragen sie auch ihre Tracht mit Unbefangenheit, die nur natürlich ist, denn sie führen ein spontanes Leben, sich ihrer selbst unbewußt.

Die Trachten der Siebenbürger Sachsen haben im 16. Jahrhundert ihre Ausbildung zur festen Volkstracht erfahren. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß Teile der Kleidung als auch besondere einzelne Benennungen in weit frühere Zeiten zurückweisen. Was bei der Betrachtung der Volkstracht der Sachsen als unübersehbar auffällt, ist der Umstand, daß sie sich zu einer Mannigfaltigkeit entwickelt hat, die Verschiedenheiten nach Gaue und Dorf, ja sogar nach Familie aufweist. Darin zeigt sich die stilisierende Kraft und das Formvermögen des Volkes, die in dieser Erscheinung echtes Kunstschaffen des Volkes aus dem Schöpferisch-Unbewußten offenbaren.

H. E. O.

Photos (4): Heinz E. Ockhardt

(Bild oben): Mädchen und Bursche aus Urwegen in der Tracht, wie sie Sonntags zum Tanz und bei anderen festlichen Gelegenheiten getragen wird.

(Bild rechts): Es ist ein schöner Anblick, sich die Mädchen in ihren weiten bestickten Röcken drehen zu sehen. Die langen, weiten und faltigen Gewänder geben den Bewegungen etwas Fließendes und unterstreichen die Anmut der Tanzfiguren.

(Bild links): Mann und Frau aus Nußbach im Burgenland.

Ein Reitergeneral erobert die Luft

Das Lebenswerk des Grafen Zeppelin

Durch Hohn und Not zum Sieg

(Schluß) Von Erich Musch-Osten

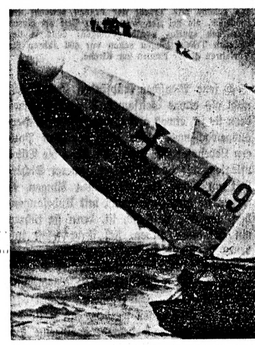
Die Landung ging vollkommen glatt vonstatten. Im kaiserlichen Auto fuhr der Graf durch die Straßen Berlins zum Schlosse, von den spalierbildenden Menschenmassen wie ein Triumphator begrüßt. Seit dem Begräbnis Wilhelms I. hatte man eine solche Ansammlung von Menschen in der Reichshauptstadt nicht mehr gesehen.

Das war wirklich eine nationale Huldigung, die dem Grafen Zeppelin an jenem Tage dargebracht wurde.

„. . . kein Mann populärer als Graf Zeppelin!"

Dann kam der Tag, an welchem man sich am Bodensee für einen ganz besonderen Besuch rüstete. Der Deutsche Reichstag, der Bundesrat und die deutschen Städtevertreter hatten den Entschluß gefaßt, an die Stätte des Schaffens des Grafen Zeppelin zu reisen, um dort das Werk in Augenschein zu nehmen, das nun schon dem ganzen deutschen Volke gehörte.

In sechs Luftstiegen konnten 88 Personen an den Fahrten des Luftschiffes teilnehmen und sich davon überzeugen, daß die Mittel, die das



Untergang des Marineluftschiffes L 19 in der Nordsee
Die Rettung der Besatzung wurde von dem englischen Fischdampfer „King Stephan" verweigert. Die Zeichnung erschien während des Weltkriegs in einer englischen Zeitschrift

Reich bewilligt hatte, nicht umsonst ausgegeben waren.

Am Abend feierten die Volksvertreter im Geburtshause des Grafen in Konstanz den greisen Mann, der mit seinem Luftschiff der deutschen Weltgeltung wieder einen neuen Ruhmeskranz angefügt hatte. Es entsprach der Meinung des ganzen Volkes, wenn in der Festrede der Reichstagsvizepräsident Paasche sagte: „Heute ist im ganzen Vaterlande kein Mensch populärer als Graf Zeppelin!"

Würdig und schlicht antwortete Zeppelin auf die glanzvolle Ehrung der gewählten Vertreter des Volkes und der deutschen Städte durch ein paar zu Herzen gehende Worte, die das ganze Denken und Fühlen dieses Mannes charakterisieren. Er schilderte den schwarzen Tag von Echterdingen, den er wie einen Vernichtungsschlag des Schicksals empfunden habe. Und nun leuchteten seine blauen Augen, als er sagte: „Aber da ist das deutsche Volk eingesprungen und hat mich herausgeholt aus der Asche!"

Das war am 4. September 1909.

Das Luftschiff als Kriegswaffe

Es ist schon davon gesprochen worden, daß eine Denkschrift des Generalpostmeisters von Stephan über die Zukunftsbedeutung von Luftfahrzeugen für den Verkehr einer der äußeren Anlaß gewesen war, Zeppelin darauf zu bringen, sich mit Konstruktionsplänen für ein solches Luftschiff zu befassen. Aber es ist klar, daß ihm als Soldaten auch sofort der Gedanke kommen mußte, wie ein solches Schiff der Wehrkraft des Volkes nutzbar gemacht werden könnte. Deshalb ging Graf Zeppelin bei der fortschreitenden Vervollkommnung seiner Erfindung mit an die Aufgabe heran, ein militärisch brauchbares Luftschiff zu schaffen. Dieser Absicht stand zunächst noch vieles im Wege. Man tastete ja auch hier völlig im Dunkeln. So konnte man nicht wissen, in welcher Weise das Luftschiff von der Erde aus durch kleinkalibrige Brandgeschosse gefährdet werden könne.

Im Juni 1910 zog Graf Zeppelin einen Sachverständigen für Armierungsfragen bei, der die Aufgabe bekam, die Möglichkeiten der Bewaffnung des Luftschiffes mit Maschinengewehren festzustellen und auch eine Bombenabwurfvorrichtung zu konstruieren.

Nach den glänzenden Leistungen der Zeppelin-Luftschiffe, insbesondere des letzten Luftschiffes „Schwaben", begann sich auch die Heeresleitung lebhaft für die starren Luftriesen des Grafen Zeppelin zu interessieren. So ergab sich die Notwendigkeit, die Frage der Bewaffnung der Fahrzeuge an erster Stelle zu lösen. Denn Kredite waren vom Reichstag für die Heeresleitung nur zu erlangen, wenn der Nachweis erbracht werden konnte, daß die Fahrzeuge imstande waren, sich gegen die Angriffe von Fliegern wirksam zu verteidigen. Man gelangte dahin, die Gondeln mit Maschinengewehren auszurüsten, und auch oben am Luftschiff eine Plattform für die Aufstellung von Maschinengewehren herzurichten.

Im Jahre 1912 wurde das erste Luftschiff für die deutsche Marine gebaut. Später folgte ein zweites Schiff. Zu den mächtigen Kriegsschiffen, die das Meer durchfurchten, gesellten sich nun als Kampfgefährten die gelben Giganten der Luft.

Der Luftriesen erste Todesopfer

So oft auch die Idee des Grafen Zeppelin im Laufe der Jahre durch Luftschiff-Unglücke betroffen wurde, war es doch als ein Glück zu betrachten gewesen, daß niemals dabei Menschenleben dem Rasen der Elemente zum Opfer gefallen waren. Im Jahre 1913 aber mußten der nunmehr Sechsundsiebzigjährige an die Orte, wo seine persönliche Anwesenheit notwendig war. Heute konferierte er in Berlin, morgen reiste er nach Kiel zu Bombenabwurfversuchen eines Marine-Luftschiffes, und am übernächsten Tage stand er schon wieder mitten im Motorengedröhn der Werft am Bodensee.

Es entsprach garnicht dem frischen Draufgängergeist des Grafen, als er sah, wie zögernd in der ersten Kriegszeit entsprechend der Zauderpolitik Bethmann-Hollwegs seine Luftfreuzer gegen den Feind eingesetzt wurden. Es war die gleiche Tragödie wie bei den Unterseebooten.

Dabei hatte der Graf als alter Generalstabsoffizier realen Tatsachensinn genug, um von vornherein seine übertriebenen Forderungen bezüglich des Luftschiffeinsatzes zu erheben. Aber die sparsame Dosierung der Bombenangriffe, durch die der Gegner gewissermaßen langsam an die Schrecken der Zeppelin-Luftangriffe gewöhnt wurde, wie ein Kranker an eine übel schmeckende Medizin — das war dem aufrechten Sinn des Grafen zuwider.

Da begehrte er auf und schlug auch mitunter sogar kräftig mit der Faust auf den Tisch. Als Soldat war er das Leisetreten nicht gewöhnt, und ein ewig zögernder Staatsmann wie der Reichskanzler Bethmann-Hollweg schien ihm ein Typ zu sein, den man nur mit Faustschlägen auf den Bürokratentisch zum Handeln bringen konnte. Der Konflikt zwischen dem Grafen Zeppelin und dem Reichskanzler führte soweit, daß Zeppelin später keinerlei öffentlichen Erklärungen mehr abgeben durfte, die nicht den Zensurvermerk Bethmann-Hollwegs trugen.

Der Luftkreuzer Feuertaufe

In rastloser Arbeit entstand auf den Werften des Luftschiffbaus ein Luftkreuzer nach dem andern. Ende 1914 verfügte die Marineleitung bereits über 8 Luftschiffe. Am 15. Dezember kamen die Luftkreuzer zum ersten Male über See mit dem Feinde in Berührung. Es war ein funkentelegraphischer Bericht eingelaufen, daß englische Seestreitkräfte in der Nähe von Helgoland gesichtet worden seien. Sofort wurden die Besatzungen der Marine-Luftschiffe 5 und 6 alarmiert. Die beiden Luftkreuzer gingen hoch und nahmen Kurs auf den Feind. Schon nach wenigen Minuten sichtete „L 5" mehrere englische Flugzeuge, die Richtung auf den Luftschiffhafen Nordholz nahmen, und dort wohl Bomben abwerfen sollten. „L 5" ging auf die Flieger los, konnte sie aber nicht einholen, weil die Geschwindigkeit der Flugzeuge erheblich größer war. Eines der Flugzeuge gelangte bis in die Nähe des Flughafens und ließ seine Bombenlast fallen, die aber nur einen Wald 2 km von den Hallen entfernt traf.

„L 5" hatte inzwischen das Flugzeugmutterschiff entdeckt, von welchem aus die Flieger gestartet waren. Gerade waren auch zwei der Flieger zurückgekommen und hatten neben dem Mutterschiff aufgesetzt. Wie ein Bienenschwarm lief die Besatzung an Bord zusammen. Englisch durcheinander, als der Zeppelin heranbrausend kam. Es blieb gerade noch Zeit, die beiden Piloten an Bord zu nehmen, die Maschinen konnten nicht mehr eingeholt werden. In rascher Fahrt dampfte der Engländer los und entschwand bald den Blicken des Luftschiffes. „L 5" ging herunter, gerade an der Stelle, wo die im Stich gelassenen zwei Apparate schaukelten. Ein paar wohlgezielte Bomben, einige Geschoßgarben aus den Maschinengewehren — und schon waren die beiden Flugzeuge vernichtet.

Das zweite Marine-Luftschiff „L 6" war inzwischen weiter nördlich vorgestoßen und sichtete, als es über Helgoland stand, etwa anderthalb Dutzend feindliche Minenleger, die im Schutze der beiden Kreuzer „Undounted" und „Arethusa" Minen auslegten.

Als die englischen Kriegsschiffe des auf sie zuhaltenden Luftschiffes ansichtig wurden, sammelten sie sich und dampften davon. Es war für die Besatzung des „L 6" natürlich ein erhebendes Gefühl, vor ihrem Luftschiff gegen 20 feindliche Schiffe ausreißen zu sehen.

Die englischen Schiffe bewegten sich übrigens im Zickzack-Kurs, so daß das Luftschiff keine Bomben abwerfen konnte.

Deutschlands Luftheld Zeppelin stirbt . . .

Es ist bekannt, wie viele Heldentaten die deutschen Luftschiffe während des Weltkrieges verrichteten. Ihre Aufklärungsarbeit über der See war für die Marine unentbehrlich geworden.

Im Januar 1915 starteten die Zeppelin-Luftkreuzer zum ersten Male zu einem Bombenangriff auf die befestigte Küste Englands, eine Aktion die sehr erfolgreich verlief.

Eines Tages lief bei der Marineleitung die Bitte des greisen Grafen Zeppelin ein, ihm zu erlauben, an einem solchen Luftangriff auf England persönlich teilnehmen zu dürfen. Der alte Reitergeneral war noch wach in Zeppelin. Aus verständlichen Gründen wurde die Bitte des Grafen nach Rücksprache mit allen verantwortlichen Stellen abgelehnt. Deutschland war damals ein einziges großes Kraftwerk. An jedem Hebel stand ein Mann, der nicht zu entbehren war. An einem der wichtigsten Hebel hatte Graf Zeppelin zu hantieren, und er konnte dabei durch niemanden ersetzt werden. Deutschland konnte es sich einfach nicht leisten, einen Mann wie den Grafen Zeppelin leichtsinnig tödlicher Gefahr auszusetzen.

Wie tatsetzig der Graf trotz aller persönlichen Widrigkeiten blieb, geht schon daraus hervor, daß er nun auch den Bau von Großflugzeugen aufnahm und der Verwirklichung zuführte. Nicht allzuweit von der Luftschiffwerft entfernt, entstand in Seemoos eine Flugzeugabteilung, wo Großwasserflugzeuge gebaut wurden. In Gotha ging man an den Bau von riesigen Landflugzeugen heran. Daneben interessierte sich der Graf auch noch stark für die Konstruktion elektrischer Fernlenkboote. Er war unermüdlich tätig. Ein Greis mit jugendlicher Tatenfreude. Und dann kam jener dunkle Tag heran, der das Leben des Schöpfers der Luftschiffe auslöschte. Eine kurze Krankheit. Dann war dieses Leben zu Ende. Graf Ferdinand von Zeppelin hatte seine Augen für immer geschlossen. Man schrieb den 8. März 1917.

*

Die schönsten Erfolge seines Luftschiffes hat der Graf nicht mehr selber erlebt.

Ein halbes Jahr nach dem Tode Zeppelins wurde der grandiose Entschluß gefaßt, ein Luftschiff mit Munition und Medikamenten nach Afrika zu schicken, um dort dem heldenhaft mit seinen Truppen um Deutschlands Kolonien ringenden General von Lettow-Vorbeck Hilfe zu bringen. Es war „L 59", das mit dieser Aufgabe betraut wurde. Schon in Karthum angelangt, wurde das Luftschiff durch eine falsche Meldung wieder zurückgerufen. Der kühne Flug erregte damals in der ganzen Welt Aufsehen.

*

Durch das Versailler Diktat wurde dann auch der deutsche Luftschiffbau erdrückend getroffen. Lange Zeit hat es gedauert, bis die härtesten Fesseln fielen. Dann kam der große Amerikaflug des Zeppelin, der der Welt den Beweis dafür lieferte, daß deutscher Fleiß und deutsche Tatkraft sich immer wieder siegreich erhebt, allen Widerständen der Neider zum Trotz.

Und dann im August 1929 ein wahrhaft phänomenales Ereignis in der Geschichte der Luftschiffahrt: Die Weltfahrt des Luftschiffes „LZ 127" um den ganzen Erdball, die in Lakehurst begann und über Paris, Königsberg, Tokio in Los Angeles endete. In 108 Stunden hatte der Zeppelin 12384 Kilometer zurückgelegt.

Nun hatte sich der Lebenstraum des Grafen Zeppelin erfüllt. Die stolzen Luftgiganten flogen ruhig und sicher über den Atlantik und fündeten über fremden Ländern den Ruhm jenes Mannes, dessen Name für alle Zeiten mit ehernen Lettern in die Geschichte der Luftfahrt eingemeißelt ist: des Grafen Zeppelin.

LZ 104 — Kriegsmarineluftschiff „L 59", 1917
Das Luftschiff fuhr von Bulgarien nach Aegypten (Karthum), um Lettow-Vorbeck Material zu bringen. Es wurde aber von Karthum aus drahtlos zurückgerufen. Photo (2): Hist. Bilderdst.

Ich war Zeuge als sie . . .

Kriminal-Roman von Bert George

Mit zweiundzwanzig Jahren wurde ich aktiver Leutnant des österreichischen Husarenregiments Nr. . . ., aber die Nummer tut nichts zur Sache. Ich war im Regiment der einzige Offizier bürgerlicher Herkunft, man kann daraus die Exklusivität des erwähnten Regimentes ermessen. Aber meine großen Geldmittel, die glänzenden gesellschaftlichen Verbindungen meiner Eltern, die einer bekannten Wiener Patrizierfamilie angehörten, die Protektion eines damaligen österreichischen Erzherzogs ermöglichten mir den Eintritt in das feudale Husarenregiment.

Den Krieg machte ich in vorderster Linie mit, das Glück blieb mir günstig, ich erlitt keine Verwundung. Der Zusammenbruch des alten Kaiserreichs zerbrach den Wohlstand unserer Familie, und meine Eltern starben, nachdem sie ihr ganzes Vermögen verloren hatten. Fast alle meine Verwandten gerieten in Not. Ich quittierte den Dienst als blutjunger Rittmeister, verwahrte alle meine Orden und Auszeichnungen, die ich mir auf dem Schlachtfelde erworben, in der Schublade meines wackeligen Schreibtisches, der im kleinen Mansardenstübchen eines Wiener Vororthauses stand, und wurde hintereinander Versicherungsagent, Autohändler, Bücherreisender, Fremdenführer, Klavierspieler in einem Kino (wir schrieben 1925), bis ich, durch die Fürsprache eines ehemaligen Regimentskameraden, im Bruderdienst einer großen illustrierten Zeitung als Photoreporter landete.

So war ich ein kleiner Reporter geworden. Meine einstige himmelblaue Attila, goldverschnürt, mit Pelzventaille, hatte sich in einen flatternden Havelock verwandelt, statt des schweren Kavalleriesäbels hing an meiner Linken ein mit größten Entbehrungen erworbener Photoapparat.

Gewissenhaft knipste ich mit meinem vortrefflichen Helfer den diamantenen Hochzeiter, wie den auf einem Trambahnanhänger verunglückten Kohlenwagen, den jubilierenden Schwankautor oder einen durchreisenden indischen Nabob. Ich fand immer mehr Freude an meinem Beruf, beschäftigte mich gerne mit Photographien und beteiligte mich eines Tages an einem Preisausschreiben, das eine große Photozeitung veranstaltete. Und damit beginnt der Bericht einer der seltsamsten Kriminalgeschichten, die seinerzeit der gesamten Presse Stoff lieferte, alle Leser in Atem hielt, lange Zeit die französischen und deutschen Behörden beschäftigte, und in die ich ohne mein geringstes Zutun und gegen meinen Willen verstrickt wurde.

Ich gewann also das Preisausschreiben der Photozeitung, und zwar eine Ferienreise Wien—Nizza, zweiter Klasse, hin und zurück, alles „inklusive", das heißt Verköstigung, Ausflüge und so weiter inbegriffen. Von Genua bis Nizza hatte ich die Wahl: Bahn oder Schiff. Man stelle sich vor: ein kleiner Journalist mit 360 Schilling Monatsgehalt! Ich überlegte längere Zeit, ob ich diesen Hauptpreis nicht lieber „diskontieren" sollte. Bargeld wäre mir angenehmer gewesen. Aber als ich die in glühenden Farben prangenden Reklameankündigungen der Reisebüros betrachtete, das azurblaue Meer, durchfurcht von schimmernd weißen schwimmenden Hotelpalästen, darauf Ladies und Gentlemen, tadellos angezogen, in angenehme Gespräche vertieft — Heiterkeit, Seeluft —, im Hintergrund der Steward mit unzähligen, köstlichen Speisen, die ich nur noch aus besseren Romanen kannte, — da packte mich die Lust, wieder einmal einen vollen Atemzug zu tun, die Augen zu schließen, alles hinter mich zu werfen und das Geschenk, das mir ein blinder Zufall gab, anzunehmen.

Mein Chef lächelte milde. Zeitungsmenschen sind immer voll Verständnis für romantische Ideen. Ich erhielt sogar den ehrenvollen Auftrag, einen Photobericht meiner Reise zu verfassen, bekam ein Monatsgehalt Vorschuß, und die Welt stand mir offen nach langen Jahren schlimmster Erlebnisse und Entbehrungen.

Ich wohnte in Nizza im Hotel Français.

Nizza! Frühling und Sonne! Promenade des Anglais, Café Français, ein Garten vor dem Hotel, nachmittags zur Teestunde. Gewirre von Menschen. Deutsche Vergnügungsreisende, französische Rentner, englische alte Damen, ihre gewichtigeren Hunde in vorteilhafteren Francs verzehrend, reiche Amerikaner — alles schwätzt, schnattert, — alle Sprachen klingen in einem plätschernden Gemisch an mein Ohr, und über dem Ganzen liegt die milde, wohltuende Sonne des Mittelmeeres, hängt ein blauer Himmel, südlicher Himmel, weht eine frische, köstliche Luft von der See her. Löffel und Tassen klirren leise, behende Kellner sitzen geschickt durch das Gedränge, elegante Toiletten rauschen an mir vorbei, deren schöne Trägerinnen mich mit kühlen, sachlichen Blicken streifen (mein bescheidener Anzug ist fertig gekauft, frisch „von der Stange", Massenfabrikat) — aber was tut es? Ich freue mich, ein Bild in Wirklichkeit zu erleben, das mir bisher nur auf der Leinwand im Kino erreichbar war . . .

Wohlig umschmeichelt von der weichen Luft, dem halblauten Stimmengewirr der Menschen, dem Duft der in nahen Gärten blühenden Rosen, lehne ich im behaglichen Korbstuhl und lausche der Musik einer knallrot uniformierten Zigeunerkapelle. Die Leute spielen wirklich vorzüglich. Aber seiner der Gäste schenkt den schluchzenden Geigen die geringste Aufmerksamkeit. Alles plaudert, trinkt Tee, studiert Zeitungen riesigen Formats, raucht oder liest einen Roman.

Ich sitze in der Nähe einer der zahlreichen, durch zeilne Blätter verhüllten Lauben, die ringsherum den Cafégarten einrahmen. Mühelos kann ich in die mir zunächst liegende Laube hineinblicken, eine Neugier, die hier nicht üblich ist, denn niemand kümmert sich um seinen Nachbarn. Aber ich habe Interesse für jedes Detail meiner Umgebung, und so sehe ich im Innern der Laube, umspielt von Sonnenstrahlen, die durch das lockere Geränk der Blätter fluten, einen recht alten Herrn im Korbstuhl sitzen, weißhaarig, müde und wie in Gedanken versunken vor sich hinblickend. Ihm gegenüber eine Frau mittleren Alters in Schwesterntracht, eine Zeitung lesend. Mit der Linken das Blatt haltend, schiebt sie mit der Rechten in kleinen, leisen Bewegungen einen Kinderwagen hin und her, wie es Wärterinnen oft tun, um ein Kind in Schlummer zu wiegen oder um es zu beruhigen. Anscheinend wollte aber das kleine Würmchen nicht still sein, denn die Wärterin legt die Zeitung hin und hob das Kindchen aus dem Wagen. Ich sah ein winziges, entzückendes Blondköpfchen in Spitzen und Wäsche. Endlich schien sich das Baby zu beruhigen, die Frau küßte es, legte das kleine Geschöpfchen wieder in den Wagen und schlug die Vorhänge.

Die beiden Personen sprachen nichts. Der alte Herr machte einen vornehmen Eindruck. Trotz seines hohen Alters — ich schätze ihn in der Entfernung auf wenigstens 80 Jahre — war er sehr modern gekleidet. Hellgrauer Zylinderhut, dunkelgrauer Cutaway-Anzug, helle Gamaschen. Im Knopfloch irgendeine Auszeichnung. Weiße Piquéweste, auf der eine lange, altmodische goldene Uhrkette liegt. Vor ihm, auf dem Tisch, liegt eine kleine, runde Goldbose, mit der die langen, hageren Greisenhände gedankenlos spielen. Ich sehe noch ein Ding, das aussieht wie ein Brillenfutteral. Es ist zum Tee gedeckt, die Tasse steht bereit, daneben die Kanne.

Die Wärterin ist von tadelloser Sauberkeit. Ein dunkelblaues, einfaches Schwesternkleid, schneeweiße Manschetten, auf dem Kopf eine gleichfalls in schneeiger Weiße strahlende Schwesternhaube, die Haare vollständig verdeckend.

Eben wollte ich meine harmlose Beobachtung beenden, als ich merkte, daß der alte Herr nach seiner Zeitung greift. Er öffnet das Brillenfutteral, blickt dann unruhig umher. Aha — die Brille ist nicht im Futteral, er kann seine Zeitung nicht lesen. Ich merke, wie er der Schwester einen Auftrag gibt. Wieseicht jemand, der mich, den Preisträger des Wiener Photowettbewerbs, interviewen wollte? Kapital aus meinem Kapital schlug? Nun, wer immer es auch sein würde, ich spreche fließend französisch, beinahe wie ein Franzose, er soll gern von mir Auskunft erhalten.

Ich nahm den Hörer zur Hand, aber es meldete sich niemand. Ich wartete längere Zeit, in der Annahme, daß jemand geholt werden müßte, aber niemand kam. Eine Mystifikation! Ich hing ein. Entweder ein Irrtum, oder es war wirklich jemand, der mich zu sprechen wünschte? Mein Name stand in der Fremdenliste, er ist einer der ältesten Wiener Familiennamen. Franz Leopold Hardegg, ich hatte viel in der Gesellschaft verkehrt, vielleicht war ich hier entdeckt worden. Na, der Unbekannte wird sich sicher wieder melden.

Als ich an meinen Tisch zurückkam, sank die Sonne langsam dem Horizont zu. Die Zigeuner spielten mit unveränderter Frische, die farbenprächtige Gesellschaft erfüllte die Luft mit ihrem Summen und Geplauder. In der Laube nebenan war alles, wie ich durch einen flüchtigen Blick feststellen konnte, unverändert. Leider war die schöne Dame nicht anwesend. Der alte Herr hatte seinen Tee getrunken und schien zu schlafen. Die Brille hatte man ihm anscheinend noch immer nicht gebracht, denn seine rechte Hand hielt die ungeöffnete Zeitung, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, ohne daß das vernitzte Augenglas auf seiner Nase saß, der schöne Zylinderhut war ihm während des Schlafes herabgefallen und lag am Boden. Sicherlich war er während des Wartens eingenickt. Schlafend erschien er mir noch bleicher und verfallener als vorher.

Da kam auch schon die Schwester mit der Brille des alten Herrn. Ich sah, wie sie rasch in die Laube trat und den Arm des Schlafenden berührte, um ihn zu wecken. Doch die Hand des Alten fiel schwer herab und hing wie Blei herunter. Aus seinen Fingern glitt die Zeitung und lag am Boden. Ich merkte wie die Schwester sich über den reglosen Körper beugte, das Gesicht nahe betrachtete und dann erschreckt zurückfuhr; wie sie den Mund öffnete, als ob sie schreien wollte, ohne jedoch einen Ton hervorzubringen. Sicher hatte sie Puls, die Pulsmeckerstelle der Menschen auf das entsetzliche Geschehnis zu lenken. Noch hatte niemand eine Ahnung, was in der Laube dort vor sich ging. Und indem sie ratlos, ohne sich von der Stelle zu rühren, um sich blickte, fielen ihre suchenden Augen auf mich, der, nicht minder erschrocken, die stumme Szene beobachtet hatte.

Rasch legte ich den Finger an die Lippen, ihr pantomimisch Schweigen bedeutend. Dann erhob ich mich und schlenderte langsam und unauffällig zu ihr in die Laube.

„Ist dem alten Herrn etwas zugestoßen?" fragte ich auf französisch.

„Er ist tot, mein Herr!"

„Tot?"

„Ja", sagte sie zitternd, „der Schlag muß ihn getroffen haben — er ist tot — sehen Sie nur —"

Ich betrachtete nun den alten Herrn, ohne ihn zu berühren. Ja — hier war ein Leben zu Ende gegangen. Der Stempel des Todes lag auf diesen Zügen.

„Wer ist der Herr, wenn ich fragen darf, Schwester?"

„Es ist der Fürst von Sch." Sie nannte einen bekannten deutschen Namen.

„Ein Deutscher?" fragte ich überrascht.

„Ja." Sie zog ein Taschentuch hervor und begann leise zu weinen.

„Hören Sie: Wir wollen jedes Aufsehen vermeiden. Bleiben Sie hier und lassen Sie niemand in die Laube eintreten; am besten, Sie stellen sich unauffällig vor den Eingang. Wenn jemand herein will, sagen Sie, daß ein schlafendes Kind im Wagen läge. Ich eile rasch zum Hoteldirektor, um ihn zu verständigen, er wird hier am besten entscheiden können."

Sie tat, wie ich ihr riet und stellte sich vor den Eingang der Laube. Die Zigeunerkapelle raste soeben einen wilden Csardas herunter, ich eilte durch die schwatzende Menge ins Hotel und wandte mich an den nächsten Kellner.

„Wo ist der Hoteldirektor, rasch!"

„Oh, der Herr Direktor, mein Herr, da müssen Sie erst zum Portier gehen, er wird Sie anmelden, ohne Anmeldung —"

„Schnell, schnell, sagen Sie mir sofort, wo ich den Direktor finde!"

Meine Aufregung oder irgend etwas in meiner Stimme mußte den Kellner wohl ahnen lassen, daß die Sache ernst sei. So sagte er: „Kommen Sie, mein Herr." Wir eilten rasch durch mehrere Korridore, bis wir über die Haupttreppe, sondern schien einen Seitengang zu benützen.

Schade, ich hatte sie sicher verletzt, ohne es zu wollen. Der alte Herr trank in kleinen Schlückchen seinen Tee weiter. Ich überließ mich meinen Gedanken, die sich, seit ich in Nizza weilte, in einem ersten Hotel wohnte — alles „inklusive", — ganz rosenrot gefärbt hatten. Ja — so ließ es sich leben! Ich wünschte, es sollte mir nie schlechter gehen, und wollte mir eben eine Zigarette anzünden, als mir ein Hotelboy eine Verbeugung machte und mich ans Telefon in die Hotelhalle bat.

Erstaunt erhob ich mich und folgte dem Jungen. Wer wollte mich denn hier in Nizza telefonisch sprechen? Wer wußte von meiner Anwesenheit. Ein Kollege von der Zeitung? Vielleicht jemand, der mich, den Preisträger des Wiener Photowettbewerbs, interviewen wollte? Kapital aus meinem Kapital schlug? Nun, wer immer es auch sein würde, ich spreche fließend französisch, beinahe wie ein Franzose, er soll gern von mir Auskunft erhalten.

Aber der alte Herr hat sich nicht beruhigt. Nach der Art alter, pedantischer Menschen sucht er mechanisch weiter. Er befühlt seine Taschen. Lehnt sich dann zurück. Sekundenlang höre ich, wie das Kind im Wagen weint. Der Alte erhebt sich, sucht den Griff des Kinderwagens, findet ihn und bewegt ihn in gleicher Weise, wie es vorhin die Wärterin tat.

Das Kinderweinen scheint zu verstummen. Der Alte setzt sich und will den Tee eingießen. Seine zitternden Finger suchen die Kanne, aber er wagt es nicht, den Tee in die Tasse zu gießen und hält die Kanne unschlüssig in der Hand.

In diesem Augenblick betritt eine große, schlanke, junge Dame die Laube; vertraulich tätschelt sie den alten Herrn auf die Schulter, nimmt ihm lächelnd die Teekanne aus der Hand und gießt Tee ein. Ich merke, wie der Alte sein Gesicht demjenigen der Dame nähert, um sie zu betrachten. Er erkennt sie, nickt ihr zu und setzt sich wieder behaglich in seinen Korbstuhl. Jetzt schwatzt er. Die schöne junge Frau stellt eine Frage, der Alte verneint, indem er wie ein Wagade mit dem Kopf wackelt. Sie hält lächelnd das goldene Döschen in der Hand.

Ein zuckerkranker alter Herr, stelle ich bei mir fest, der seinen Tee nach Diabetiker-Art verfüßt erhält. Die Dame hat sich jetzt zu ihm gesetzt und reicht ihm die Tasse. Dann blickt sie wie zufällig herum, hinaus in den Garten und entdeckt, daß in der Nähe ein stiller Beobachter dieser häuslichen Szene sitzt. Ein kalter, abweisender Blick trifft mich, und ich wende sofort den Kopf. Nichts liegt mir ferner, als indiskret zu sein. Ich lausche wieder den Zigeunern, meine Blicke überfliegen die bunte Menschenmenge des vollen Gartens, sie schweifen über die weltberühmte Promenade des Anglais auf das weite Meer.

Die hübsche junge Dame beschäftigt mich. Interessantes Gesicht! Seltsame Frisur, blauschwarzes Haar, in der Mitte gescheitelt, zu beiden Seiten in sanfter Welle herabgezogen und — zwei entzückende kleine Ohren freilassend — rückwärts in einen Knoten geschlungen. Griechisch. Enganliegendes, schwarzes Kleid, das eine Figur von vollendetem Ebenmaß verrät. Anscheinend in Trauer. Aber — ich hatte Pech! Als ich vorsichtig den Kopf wandte, um mich an der Schönheit der Unbekannten zu erfreuen, traf mich abermals ihr Blick, diesmal voll verärgerten Erstaunens. Sie drehte sich um, sagte dem alten Herrn anscheinend ein paar Worte und entfernte sich zum Hotel. Aber sie ging nicht her. Aha — die Brille ist nicht im Futteral, er kann seine Zeitung nicht lesen. Ich merke, wie er der Schwester einen Auftrag gibt. Wieseicht jemand, der mich, den Preisträger des Wiener Photowettbewerbs, interviewen wollte? Kapital aus meinem Kapital schlug? Nun, wer immer es auch sein würde, ich spreche fließend französisch, beinahe wie ein Franzose, er soll gern von mir Auskunft erhalten.

Ich nahm den Hörer zur Hand, aber es meldete sich niemand. Ich wartete längere Zeit, in der Annahme, daß jemand geholt werden müßte, aber niemand kam. Eine Mystifikation! Ich hing ein. Entweder ein Irrtum, oder es war wirklich jemand, der mich zu sprechen wünschte? Mein Name stand in der Fremdenliste, er ist einer der ältesten Wiener Familiennamen. Franz Leopold Hardegg, ich hatte viel in der Gesellschaft verkehrt, vielleicht war ich hier entdeckt worden. Na, der Unbekannte wird sich sicher wieder melden.

Als ich an meinen Tisch zurückkam, sank die Sonne langsam dem Horizont zu. Die Zigeuner spielten mit unveränderter Frische, die farbenprächtige Gesellschaft erfüllte die Luft mit ihrem Summen und Geplauder. In der Laube nebenan war alles, wie ich durch einen flüchtigen Blick feststellen konnte, unverändert. Leider war die schöne Dame nicht anwesend. Der alte Herr hatte seinen Tee getrunken und schien zu schlafen. Die Brille hatte man ihm anscheinend noch immer nicht gebracht, denn seine rechte Hand hielt die ungeöffnete Zeitung, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, ohne daß das vernitzte Augenglas auf seiner Nase saß, der schöne Zylinderhut war ihm während des Schlafes herabgefallen und lag am Boden. Sicherlich war er während des Wartens eingenickt. Schlafend erschien er mir noch bleicher und verfallener als vorher.

Da kam auch schon die Schwester mit der Brille des alten Herrn. Ich sah, wie sie rasch in die Laube trat und den Arm des Schlafenden berührte, um ihn zu wecken. Doch die Hand des Alten fiel schwer herab und hing wie Blei herunter. Aus seinen Fingern glitt die Zeitung und lag am Boden. Ich merkte wie die Schwester sich über den reglosen Körper beugte, das Gesicht nahe betrachtete und dann erschreckt zurückfuhr; wie sie den Mund öffnete, als ob sie schreien wollte, ohne jedoch einen Ton hervorzubringen. Sicher hatte sie Puls, die Pulsmeckerstelle der Menschen auf das entsetzliche Geschehnis zu lenken. Noch hatte niemand eine Ahnung, was in der Laube dort vor sich ging. Und indem sie ratlos, ohne sich von der Stelle zu rühren, um sich blickte, fielen ihre suchenden Augen auf mich, der, nicht minder erschrocken, die stumme Szene beobachtet hatte.

Rasch legte ich den Finger an die Lippen, ihr pantomimisch Schweigen bedeutend. Dann erhob ich mich und schlenderte langsam und unauffällig zu ihr in die Laube.

„Ist dem alten Herrn etwas zugestoßen?" fragte ich auf französisch.

„Er ist tot, mein Herr!"

„Tot?"

„Ja", sagte sie zitternd, „der Schlag muß ihn getroffen haben — er ist tot — sehen Sie nur —"

Ich betrachtete nun den alten Herrn, ohne ihn zu berühren. Ja — hier war ein Leben zu Ende gegangen. Der Stempel des Todes lag auf diesen Zügen.

„Wer ist der Herr, wenn ich fragen darf, Schwester?"

„Es ist der Fürst von Sch." Sie nannte einen bekannten deutschen Namen.

„Ein Deutscher?" fragte ich überrascht.

„Ja." Sie zog ein Taschentuch hervor und begann leise zu weinen.

„Hören Sie: Wir wollen jedes Aufsehen vermeiden. Bleiben Sie hier und lassen Sie niemand in die Laube eintreten; am besten, Sie stellen sich unauffällig vor den Eingang. Wenn jemand herein will, sagen Sie, daß ein schlafendes Kind im Wagen läge. Ich eile rasch zum Hoteldirektor, um ihn zu verständigen, er wird hier am besten entscheiden können."

Sie tat, wie ich ihr riet und stellte sich vor den Eingang der Laube. Die Zigeunerkapelle raste soeben einen wilden Csardas herunter, ich eilte durch die schwatzende Menge ins Hotel und wandte mich an den nächsten Kellner.

„Wo ist der Hoteldirektor, rasch!"

„Oh, der Herr Direktor, mein Herr, da müssen Sie erst zum Portier gehen, er wird Sie anmelden, ohne Anmeldung —"

„Schnell, schnell, sagen Sie mir sofort, wo ich den Direktor finde!"

Meine Aufregung oder irgend etwas in meiner Stimme mußte den Kellner wohl ahnen lassen, daß die Sache ernst sei. So sagte er: „Kommen Sie, mein Herr." Wir eilten rasch durch mehrere Korridore, bis wir

Waldwiese

Umfriedet von dem kühlen Schattendunkel,
Liegst du bestrahlt im blanken Lichtgefunkel,
Ein sonnig Eiland in der grünen Flut,
Darüber des Himmels goldne Schale ruht.
Des Sommers Glanz strömt, über dich ergossen,
Und bunte Blütensterne sind erschlossen,
Dem Flammenkuß des Lichtes hingeschenkt.
Von herbem Würzduft bist du tief durchtränkt,
Veratmend sacht im Blau der Mittagsstille,
Und trägst des Werdens fruchtbereite Fülle,
Des kleinsten Lebens vielgestaltig Regen
In deiner Gräser zitterndem Bewegen,
Im Grillensummen und im Mückenschwirren,
Im Falterschweben und im Grillengirren —
Stell überkreist von flinken Vogelzügen,
Befriedend dich an eigenem Genügen.
Des Waldes Dämmer zirkelt deinen Rand,
Die Straße rollt dahin, ein graues Band,
Du aber träumst im klaren Strahlenglast
Den lichten Traum friedsamer Wanderrast,
Wunschlos zu liegen und mit durstigem Munde
Zu schlürfen Glanz und Glück der Sonnenstunde.

Heinrich Leis.

vor dem Büro des Chefs standen. „Hier, bitte, treten Sie ein."

Der Direktor empfing mich lächelnd.

„Oh, der Herr Vereinsträger! Ich hoffe, Sie sind zufrieden in unserem Hotel, mein Herr. Haben Sie Wünsche? Bitte, nehmen Sie Platz."

„Hören Sie, Herr Direktor," sagte ich hastig, ohne mich zu setzen, „es handelt sich jetzt nicht um mich. In Ihrem Garten, in einer der Lauben, ist der alte Fürst von Sch. vom Schlag gerührt worden, er ist tot."

„Um Gottes willen!" Er wurde blaß vor Schrecken. „Haben die Gäste etwas gemerkt?"

„Niemand — aus diesem Grunde komme ich zu Ihnen. Kein Mensch ahnt etwas. Ich wollte Sie verständigen, damit Sie alle notwendigen Vorkehrungen treffen könnten. Die Schwester ist bei ihm und gibt acht, daß kein Mensch die Laube betritt."

„Mein Herr, ich danke Ihnen tausendmal! Sie erweisen dem Hotel einen großen Dienst!" Und er drückte mir dankbar die Hand. Dann eilte er ans Telefon.

„Portier, schnell Dr. Deveaux, den Hotelarzt, zu mir ins Büro, aber rasch, rasch!"

Wenige Minuten später trat der Arzt ein, ein noch jüngerer Mann mit einem kleinen Handköfferchen.

„Doktor Deveaut, kommen Sie sogleich mit uns in den Garten. Der alte Fürst von Sch. ist leider vom Schlag gerührt worden. Vielleicht können Sie ihm noch helfen."

Wir gingen uns durch den Garten, und ich bewunderte die Geschicklichkeit des vorsichtigen Hoteldirektors, der, um die Gäste nicht auf uns aufmerksam zu machen, uns zur Laube brachte, indem er erklärend wie ein Fremdenführer, bald aufs Meer zeigte, bald liebenswürdige Grüße erwiderte oder auf einen Gegenstand wies und so vortrefflich unsere Aufregung verbarg.

Vor der Laube stand die fassungslose Schwester, begrüßte den Doktor und deutete stumm auf den Körper des Fürsten. Der Direktor stellte mich, die Schwester und sich selbst so auf, daß wir jeden Vorübergehenden den Blick in die Laube verperrten. So konnte der Doktor ungestört seine Untersuchung vornehmen. Er prüfte Puls und Herz des Verlosten, und nach kurzer Pause sagte er: „Tot — Herzschlag."

„Es wird am besten sein", meinte der Direktor zu mir und dem Doktor, „die verlassen unauffällig die Laube. Ich bleibe hier, Sie, Doktor, schicken mir zwei Bedienstete, die ich hier beauftrage, niemand eintreten zu lassen. Ich werde die Leiche abends, wenn der Garten leer ist, nach dem Hotel ins Zimmer des verstorbenen Fürsten tragen lassen. Und Sie, Schwester", wandte er sich zu ihr, „bringen sogleich das Kind nach oben und teilen dem Neffen Seiner Durchlaucht und dessen Gattin schonend mit, was vorgefallen ist."

Die Schwester nickte stumm und wollte den Wagen zum Eingang der Laube rollen. Kaum hatte ihre Hand ihn einen Schritt vorwärtsgeschoben, als sie innehielt. Schnell schlug sie die zusammengefalteten Vorhänge auseinander — dann stieß sie einen leisen Schrei aus, griff sich ans Herz und starrte entsetzt auf die Kissen. Wir blickten alle rasch in den Wagen; er war leer — das Kind war verschwunden —!

Keiner von uns hatte die Laube verlassen. Geistesgegenwärtig winkte der Direktor den nächsten Kellner aus dem Garten herbei: „Bringen Sie sogleich einige Decken und mehrere Paravents aus dem Hotel hierher. Aber unauffällig und nicht alles auf einmal."

Der Kellner verbeugte sich vor dem allmächtigen Direktor und lief fort. Der Auftrag wurde geschickt ausgeführt. In wenigen Minuten hatten wir den Eingang der Laube durch einen Paravent verschlossen. Die Leiche des alten Fürsten wurde mit Decken verhüllt. Und unter den Bemühungen des Doktors beruhigte sich die Schwester langsam. Ein entsetzter, irrer, hilfloser Blick lag in ihrem Gesicht. Stumm, voll Verzweiflung saß sie im Stuhl, auf den man sie gesetzt hatte, unfähig, auch nur eine Silbe zu reden.

Das Kind war verschwunden! — Das ihr anvertraute, wenige Wochen alte Baby, das Söhnchen des jungen Grafen von Sch., der mit seiner Frau und dem alten Onkel zur Erholung in Nizza weilte. Starr standen wir Männer vor der Unglücksfeligen, gleichfalls unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Endlich brach der Direktor das Schweigen.

„Wie war das möglich? — Wie konnte man Ihnen das Kind rauben? Waren Sie denn abwesend?"

„Der Fürst schickte mich ins Hotel, um seine Brille aus seinem Zimmer zu holen. Er hatte sie verlegt. Ich ging in sein Zimmer und mußte längere Zeit suchen. Als ich dann zurückkam, war der Fürst tot. In der Zwischenzeit muß jemand hier gewesen sein."

Die Arme war vor Schrecken wie unzurechnungsfähig. Der Arzt hielt ihr Riechsalz hin und reichte ihr ein Glas Wasser.

„Verzeihung", sagte ich, „vielleicht kann ich zur Aufklärung des Geschehenen beitragen: Ich saß in der Nähe dieser Laube und habe, ohne zu wollen, den Vorgang beobachtet. Es war tatsächlich eine Dame in der Laube, gerade als die Schwester abwesend war."

„Wer, wer, wie sah sie aus?" Alle drei fragten rasch durcheinander.

„Eine sehr hübsche junge Dame in Trauer, brünett, geschneiteltes Haar, Knoten im Nacken —"

Das Schloß des Deutschen Ritterordens in Bad Mergentheim (Erich Zander M.)

„Die Frau Gräfin!" rief die Schwester aufspringend. „— Gott sei Dank —!"

„Ja!" sagte der Direktor aufatmend zu mir, „das war die Mutter, die junge Gräfin von Sch. Haben Sie denn auch gesehen," fragte er mich, „daß sie das Kind aus dem Wagen nahm?"

„Ich sah nur, wie sie dem alten Herrn Tee in die Tasse goß — dann wurde ich ans Telefon gerufen. Aber außer ihr war niemand in der Laube."

„Die Gräfin hat das Baby nach oben getragen", sagte der Arzt, „da die Wärterin abwesend war, wollte die Mutter das Kind nicht allein lassen und nahm es mit nach oben. Das ist ganz natürlich. Eilen Sie hinauf, Schwester, klären Sie die Sache auf und benachrichtigen Sie die Herrschaft von dem traurigen Ereignis."

Zwei Bedienstete des Hotels betraten jetzt die Laube. „Meine Herren", sagte der Direktor, „diese beiden Leute werden streng darauf achten, daß niemand hier hereinkommt, gehen wir jetzt."

Die Wärterin eilte rasch voraus ins Hotel, wir gingen durch den Garten, der sich inzwischen fast gelert hatte. Hier und dort saß noch ein Gast, auch die Musik spielte noch. Die Dämmerung war hereingebrochen, und mit ihr kam abendliche Kühle. In wenigen Minuten mußte es dunkel sein.

Das vornehme Hotel war in diesem Augenblick still. Die meisten Gäste befanden sich in ihren Zimmern, um sich für das Abendessen umzukleiden. Wir betraten die leere Halle, ihr Direktor nahm meine Hand und schüttelte sie in herzlicher Dankbarkeit, sich in liebenswürdigen Worten erschöpfend, als er plötzlich innehielt.

„Pssst!" sagte er und lauschte. Aus der Ferne hörte man gedämpft einen Schrei. Dann Stille. Jetzt nochmals — der durchdringende Schrei einer Frau.

„Was ist das?" Der Arzt sah uns fragend an.

„Das kommt aus einem der Parterrezimmer", sagte der Direktor, „eine unangenehme Störung!" Damit ging er in den Korridor, der sich an die Halle anschloß, in welchen sich die Gemächer besonders anspruchsvoller, die Bequemlichkeit liebender Gäste befanden. Auf der Treppe waren schon einige Leute stehen geblieben. Auch sie hatten den Schrei gehört. Der Direktor wurde nervös. Alles, nur kein Aufsehen, keine unliebsamen Vorkommnisse in seinem Hotel. Kaum hatten wir einige Schritte getan, als eine der hohen gepolsterten Türen aufgerissen wurde. Aus dem Zimmer stürzte die Schwester, sie hatte die Kopfbedeckung verloren, die Haare hingen ihr wirr im Gesicht, schreckensbleich, mit entsetzter Miene kam sie auf uns zu.

„Helfen Sie, meine Herren, helfen Sie — die Frau Gräfin — —" mehr brachte sie nicht über ihre Lippen.

„Was ist mit ihr?" fragte der Arzt.

„Das Kind — es ist verschwunden — sie weiß von nichts — es ist fort — helfen Sie!"

Wir betraten das Zimmer. Der Direktor schloß sofort die Tür und verperrte sie. Ein prachtvolles Gemach. Auf einer Couch saß eine junge Dame — es war dieselbe, die ich während des Nachmittagskonzertes in der Laube gesehen hatte. Sie preßte ein Taschentuch an die Lippen, ihre Augen waren tränenüberströmt, sie trug noch dasselbe anliegende, schwarze Kostüm, das ihre wundervolle schlanke Figur zeigte.

Der Arzt näherte sich der jungen Frau, die nicht die Kraft hatte, sich zu erheben.

„Frau Gräfin — ist es richtig, daß Sie Ihr Kind vermissen?"

Sie nickte stumm, dann sagte sie:

„Ich flehe Sie an, telefonieren Sie sofort der Polizei — mein Mann wird erst gegen Mitternacht heimkommen, er ist eingeladen — vielleicht ist das Kind bis zu seiner Rückkehr gefunden — ich bin so schwach, das Kind ist erst fünf Wochen alt —"

„Wir glaubten, Frau Gräfin, Sie hätten das Kindchen selbst geholt! Sie waren doch bei dem Fürsten in der Laube, wo auch der Kindermagen stand?"

Sie sah uns erstaunt an.

„Ich war nicht in der Laube —"

Einen Augenblick waren wir sprachlos. Der Direktor blickte mich fragend an. Ich zuckte die Schultern, eine innere Stimme hieß mich schweigen. Der Arzt wollte etwas fragen, aber unmerklich drückte der Direktor seinen Arm, so daß auch er schwieg.

„Frau Gräfin, wir überlassen Sie der Obhut der Schwester. Ich werde sofort alles veranlassen, damit unverzüglich Nachforschungen durch die Polizei gemacht werden. Sie haben Ihr Kind noch vor der Rückkunft des Herrn Grafen in Händen — ich garantiere dafür."

Ein dankbarer Blick der unglücklichen Frau traf ihn. „Oh, wenn es wahr wäre — bitte, setzen Sie eine Belohnung aus — eine hohe Belohnung — ich opfere jeden Betrag —"

„Wir wollen nichts versäumen, seien Sie ganz beruhigt. Indes — noch eins, Frau Gräfin, ich habe die schmerzliche Pflicht, Ihnen eine betrübliche Mitteilung zu machen."

Sie rührte sich kaum. Der Gedanke an ihr geraubtes Kind hatte jedes Interesse für andere Dinge in ihr ausgeschaltet.

„Ihr Onkel, der Fürst von Sch., ist leider vom Schlag gerührt worden."

„Ja", sagte sie stumpf.

„Er ist tot."

„Tot? — Wie traurig," sagte sie — das war alles, dann schüttelte sie von neuem verzweiflungsvoll den Kopf und flüsterte unter Tränen: „Mein Kind, mein Kind — ich bitte Sie, suchen Sie mein Kind — eilen Sie — eilen Sie!"

„Seien Sie beruhigt, Frau Gräfin, Sie werden das Kind noch heute abend bekommen. Schwester", wandte er sich an die Wärterin, „Sie verlassen unter keinen Umständen die Frau Gräfin. Gehen wir, meine Herren."

Wir verneigten uns höflich vor der jungen, unglücklichen Mutter und verließen das Zimmer.

Im Büro des Direktors.

„Hier ist etwas Unerklärliches geschehen", sagte er aufgeregt. „Der Tod des Fürsten — das gleichzeitige Verschwinden des Kindes — die Behauptung der Gräfin, daß sie nicht in der Laube gewesen — wie soll man sich das zusammenreimen?"

„Herr Hardegg", wandte sich der Arzt an mich, „Sie sagten vorhin, Sie hätten die Gräfin in der Laube bei dem alten Fürsten gesehen —?"

„Ich muß dabei bleiben, ich habe sie deutlich gesehen."

Dann müssen wir den Leichnam unberührt liegen lassen, bis die Polizei eingetroffen ist", sagte der Hoteldirektor, „ich vermute, daß hier etwas nicht stimmt; jedenfalls erstatte ich pflichtgemäß sofort Anzeige, damit das Hotel nicht in Unannehmlichkeiten verwickelt wird. Ich bitte Sie, meine Herren, gedulden Sie sich noch einige Augenblicke, die Polizei wird gleich da sein."

Nach einer Viertelstunde standen wir wieder in der Laube, in der eine kleine elektrische Birne brannte. Ein französischer Polizeikommissar, Mr. Severin, war anwesend, ein kleiner, beweglicher, untersetzter Herr mit Spitzbart, Kneifer, klugen, durchdringenden Augen.

Man hatte die Decke vom Körper des Toten entfernt. Er lag unverändert in der gleichen Haltung da. Der Kopf war auf die Brust gesunken, die rechte Hand hing herunter, die linke lag auf seinem Schoß, der schöne, graue Zylinderhut an derselben Stelle am Boden. Auf dem Tisch stand noch die Teetasse, die er geleert hatte, daneben lag das Futteral mit der Brille, die die Schwester gebracht hatte, und schließlich die kleine Dose mit den Tabletten.

„Sie haben einen Schlaganfall festgestellt?" fragte der Kommissar den Arzt.

„Herzschlag, hochgradige Sklerose der Aorta", erwiderte Doktor Deveaux. Der Kommissar griff nach der Dose und öffnete sie. „Süßstoff?" fragte er weiter.

„Der Fürst war Diabetiker."

„Hm", meinte der Kommissar, „jedenfalls muß das Zeug untersucht werden", damit verwahrte er die Dose sorgsam in Zeitungspapier und steckte sie ein. „Selbstmord wäre möglich — wenn auch sehr unwahrscheinlich."

„Verzeihung", mischte ich mich leise ein, „Selbstmord ist ausgeschlossen."

„Ah —" der Kommissar sah mich plötzlich interessiert an, „woher wollen Sie das wissen?"

„Weil — weil — —" ich stockte; blitzschnell erfüllte mich die entsetzliche Gewißheit, daß ich mit meiner Aussage das Schicksal der jungen Gräfin in Händen hatte — sie vielleicht ins Verderben brachte; ich wünschte, ich hätte nichts gesehen — aber ich durfte nicht anders handeln — als einziger Zeuge durfte ich dem untersuchenden Kommissar diese wichtige Mitteilung nicht verschweigen. So sagte ich:

„Herr Kommissar, ich saß nachmittags, als ich meinen Tee trank, in der Nähe dieser Laube. Wider Willen konnte ich alle Vorgänge beobachten. Daher sah ich auch, wie die junge Gräfin den Tee eingoß; sie hatte ein Döschen in der Hand, vermutlich mit den Süßstofftabletten —"

„Hat die Gräfin Tabletten in den Tee des alten Herrn geworfen?"

„Ich nehme es an", sagte ich vorsichtig, „aber ich habe es nicht gesehen."

„Ich danke Ihnen", sagte der Kommissar, „aber Sie vergessen, daß der alte Fürst, falls die Gräfin nicht in der Laube erschienen wäre, sich seinen Tee vermutlich selbst mit diesen Tabletten versüßt hätte."

„Das ist richtig —" erwiderte ich aufatmend, weil der kluge Kommissar den Verdacht, der auf der Gräfin lastete, zerstreute.

„Indes", fuhr der Kommissar fort, „Sie sagten soeben, daß die Gräfin dem alten Herrn Tee einschenkte. Der Hoteldirektor berichtet jedoch, daß die Gräfin gar nicht in der Laube war; also kann sie doch auch den Tee nicht eingeschenkt haben." Sein Blick streifte mich etwas geringschätzig.

„Der Hoteldirektor berichtet Ihnen nur, was die Gräfin gesagt hat."

„Sehr richtig; sie sagte ihm, daß sie die Laube nicht betreten hat. Ich meine, das genügt."

„Und ich muß feststellen, daß ich sie mit meinen Augen gesehen habe, als sie in die Laube hereinkam. Leider war die Schwester gerade abwesend, sonst müßte sie meine Angaben bestätigen."

Nun sah er mich überrascht an. „Das ändert natürlich meine ganze Einstellung. Ihre bestimmte Aussage zwingt mich, eine Untersuchung gegen die Gräfin zu eröffnen. Ich zweifle keinen Augenblick an der Diagnose des Arztes" — er verbeugte sich flüchtig vor dem Doktor — „aber als Kriminalbeamter muß ich in dieser seltsamen Sache, solange das Gegenteil nicht feitgestellt ist, annehmen, daß hier ein Verbrechen geschehen sein könnte. Die Untersuchung des Süßstoffes wird ja volle Klarheit schaffen."

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Kinderland / *Die Insel der Seligen*

Auf meinen Reisen kam ich einst an eine kleine, idyllisch mitten im Weltmeere des Alltags gelegene Insel. Während alles rings umher in grauem Nebel lag, war hier ewige Sonne.

Große, bunte Blumen, rote, blaue, violette lugten über die Mauer, die die Insel umgab. Süße, goldene Früchte hingen überall greifbar an Reisen und Zweigen. Alle Wege waren mit weißem Sand bestreut, und auf den Wiesen wuchs Kelch an Kelch, rot, blau, violett. Allerliebste Häuschen standen dort, aber alles war von eigenartig kleinen Ausmaßen. So auch die Bewohner selbst, von denen einige nur im Hemde herumliefen, andere sich mit bunten Seidenbändern köstlich geziert hatten. Die Bewohner dieser märchenschönen Insel werden nur fünf bis sechs Jahre alt. Dann beginnt für sie eine Art Seelenwanderung, die sie auf ein großes Festland wirft, wo andere Leute sind.

Nur ganz selten legen Barken an diesem wunderroten Eilande an, und wenn ein „Großer", ein Erwachsener entsteigt, dann sind seine Begriff, Vorstellungen und Größenverhältnisse so verschieden von denen der Ureinwohner, daß das kleine Eiland in Gefahr gerät, völlig verschüttet und zerstört zu werden. Denn die Neugierigen, die auf diesem kunstvollen, zerbrechlichen Eilande aussteigen, nehmen sich nicht immer in Acht beim Betreten dieses Stückchen Landes. Auch fahren sie häufig mit klobigen Füßen in die kleinen wunderlichen Dinger, die von den Bewohnern höchst sinngerecht und kunstvoll aufgebaut worden sind. Viel zu oft begehen diese großen Frager den Fehler, mit plumpen Fragen an die kleinen Leute heranzutreten; auch wohl gar sich gegenseitig zuzulächeln, wenn sie etwas nicht verstehen. Dadurch werden die Bewohner des Eilandes scheu und verschüchtert und verlieren ihre wundervolle Naturlichkeit. Da ist zum Beispiel ihre Sprache. Ueber sie ist noch nie ein Buch geschrieben worden. Sie überträgt sich mündlich und ist voll süßer Laute, vergleichbar nur dem Gesang der Vögel im Walde. Auch sind die Vorstellungen dieser kleinen Leute ganz andere, als bei den Großen, und wer bei den Bewohnern der Insel gefallen will, muß mit lachender Seele, aber todernster Miene versuchen, den scheinbar so eigenartigen, aber im Grunde doch so natürlichen Gedankenpfaden derselben nachzugehen. Die Beschäftigung der Bewohner besteht darin, daß sie den ganzen Tag Berge aus Freude bauen. Was sie sehen und erben, wird in ihren Händen und Herzen Freude, daraus sie jene großen schimmernden Berge bauen. Ihre liebsten Freunde sind die Tiere. Selbst der böse Wolf wird, wenn er ein Holzbein zerbrochen hat, gehegt und gepflegt und genau so behandelt, wie die Ortsheiligen der Insel: die Marga, die Inge, die Ruth und die Hilde. Leid gibt es auf dieser Insel nur wenig, und dieses ist schnell verscheucht. Als Arznei dient in den meisten Fällen ein Stückchen Schokolade. Die Bewohner der Insel sind sehr reich. Ihr Reichtum besteht aus allerlei lustigen Dingen, welche die Bewohner des Festlandes zwar nicht schätzen, diesen aber unermeßliche Werte darstellen. Eine Entwertung der Dinge gibt es dort nicht. Manchmal steigen sie sogar im Werte, besonders wenn sie entzwei sind. So steht ein abgerissener Arm der Marga in hohem Werte. Das Schönste an den Bewohnern des kleinen Wunderlandes ist die natürliche Güte. Böses kennen sie nicht. Gleich groß ist das Vergessen von Leid und Weh. Wenn aber der Fremdling aus der Barke stieg, der ihnen Freund geworden, dem jubeln sie zu, wenn er wiederkommt; dem schauen sie lange nach, wenn er von dannen scheidet.

Und jedesmal, wenn ich wieder die Barke bestieg, um dem wüsten Festland des Alltags zuzusteuern, sah ich am Heck des Nachens und schaute unverwandt übers Meer, bis der letzte Sonnengipfel verschwunden war dem sonnenseligen Kinderland.

Franz Predeek

Milch als Erfrischungsgetränk

Vollmilch, Magermilch, Buttermilch

Die Reichsfrauenführung hat in Verbindung mit dem Reichsausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung auch den Ernährungsfragen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Hausfrauen werden, so schreibt die Korrespondenz für Volksaufklärung und Rassenpflege, u. a. darauf hingewiesen, daß man, wenn irgendwo als Speisesehandeil einfach „Milch" vorgeschrieben ist, nicht immer Vollmilch zu nehmen braucht, sondern daß man in fast allen Fällen mit dem gleichen Endertolg statt der Vollmilch auch entrahmte Milch, die sogenannte Magermilch nehmen kann. Die Verwendung von Magermilch zum Kochen von Milchspeisen und namentlich zum Backen bedeutet nämlich nicht allein eine Ersparnis für die Hausfrau selbst. Darüber hinaus beruht ihr volks- und ernährungswirtschaftlichen Bedeutung angemessenen Verwendung kommt. Magermilch enthält nämlich alle Nährbestandteile der Vollmilch mit Ausnahme des Milchfettes. Namentlich ist der Gehalt an hochwertigem Milcheiweiß unverändert und unbeeinträchtigt. Daneben läßt sich Magermilch in der wärmeren Jahreszeit noch sehr vielseitig verwenden. Mit etwas Zitronensaft gut verquirlt, mit Zucker versüßt und mit Mark von beliebigen Beerenfrüchten vermischt, gibt Magermilch ein vorzügliches, erfrischendes und nahrhaftes Sommergetränk, das bei weitem besser bekömmlich und namentlich für den Körperhaushalt wertvoller und zuträglicher ist als die vielfach beliebten Getränke aus Wasser, Süßstoff und künstlichem Fruchtgeschmack. Jedenfalls ist der Erfindungsgabe der Hausfrau für die Bereitung von Magermilch-Erfrischungsgetränken (auch mit Kaffee oder Kakao) keine Grenze gesetzt.

Noch ein anderes Milchprodukt entsteht bei der Butterbereitung, das ist die Buttermilch. Die wenigsten wissen, daß in der Buttermilch das für den menschlichen Körperhaushalt wichtige Lezithin zu fast dem Doppelten des Lezithingehaltes der frischen Vollmilch angereichert vorhanden ist. Auch sonst wirkt Buttermilch sehr wohltätig auf den menschlichen Stoffwechsel und namentlich bei Säuglingen und Kleinkindern, so daß sich namhafte Aerzte stark für die Anwendung von Buttermilch in der Säuglings- und Kleinkinderernährung eingesetzt haben. Abgesehen von der Buttermilch als Getränk oder ihrer Verarbeitung auf sich unbegrenzt viele Arten von Süß- und Fruchtspeisen, kann Buttermilch auch fast stets da angewendet werden, wo sonst gewöhnlich die Verwendung von saurer Sahne vorgeschrieben ist. Also mehr Magermilch und mehr Buttermilch als bisher sollen die Hausfrauen verwenden. Das heißt indessen nicht, daß man den gewohnten Vollmilchgenuß entbehren solle. Beim, die Verwendung von Magermilch, der Verbrauch von Buttermilch zu Speisen und Getränken aller Art soll den Butternebenprodukten den nötigen Absatz verschaffen, damit die Butterherstellung nicht unwirtschaftlich wird und damit sie namentlich wegen der besseren Verwendung der Nebenprodukte sogar noch erweitert werden kann.

Feierabend so und so

Die Freizeit der berufstätigen Frau

Sehr verschieden sieht der Feierabend der arbeitenden Menschen aus, und auch die Freizeit, die den berufstätigen Frauen nach Beendigung der Arbeitsstunden übrig bleibt, ist sehr verschieden. Bei manchen beginnt der Feierabend schon nachmittags um vier, für viele andere erst abends um sieben Uhr nach Geschäftsschluß. Diese freilich haben dafür den Vorteil, daß ihnen während des Tages meist eine längere Tischzeit und Erholungspause zur Verfügung steht.

Aber es kommt letztendes nicht so sehr darauf an, ob der Feierabend eine halbe Stunde früher oder später beginnt, als darauf, daß man ihn richtig anzuwenden weiß. Denn die Stunden, in denen der Mensch sein eigenes, privates Leben lebt, sollen ganz besonders der Erholung und Auspannung gewidmet sein, um uns wieder neue Spannkraft für den nächsten Arbeitstag zu geben.

Im Sommer ist stets die wichtigste Forderung, daß jede freie Minute in der frischen Luft verbracht wird. Und wer nur irgend die Möglichkeit dazu hat, sollte deshalb den Mauern der Stadt den Rücken kehren und den Abend im Freien verbringen. Viele sind sehr schnell draußen in Wald und Feld, mancher hat vielleicht ein Rad, das ihn rasch ins Freie bringt, und zahlose andere wissen, daß der Sportplatz in nächster Nähe winkt, wo sie sich nach Herzenslust tummeln können.

Erfreulicherweise gibt es heute fast keine berufstätige Frau mehr, die noch nicht die segensreiche Wirkung gesunder Sportausübung aus eigener Erfahrung kennen würde. Gerade für alle diejenigen, die die vielen Stunden der Berufsarbeit über sitzend beschäftigt sind oder die — vielleicht in Fabrikbetrieben — eine durchaus einseitige körperliche Arbeit leisten müssen, ist der Sport der gesunde und natürliche Ausgleich. Deshalb herrscht gerade in den Abendstunden, nach Schluß der vielen Büros und Betriebe auf den Sportplätzen reges Leben. Vielen unserer jungen, sportgestählten und braungebrannten jungen Mädel sieht man es gar nicht an, daß sie den größten Teil des Tages einer anstrengenden Berufsarbeit nachgehen müssen. Ein Beweis dafür, daß schon die wenigen Abendstunden, richtig angewendet, genügen, um die berufstätige Frau frisch und widerstandsfähig zu erhalten.

Freilich soll man auch nicht verallgemeinern. Es wird natürlich immer Frauen geben, die abends, nach Schluß der Berufsstunden, einfach nicht mehr in der Lage wären, sich sportlich zu betätigen. Man braucht dabei nur einmal an den anstrengenden Beruf mancher Verkäuferin zu denken, die acht Stunden lang ununterbrochen auf den Beinen war, vielleicht ein paar hundertmal am Tage in diesen Laden hin und hergelaufen ist und abends nur noch den einen Wunsch kennt: sich auszuruhen! Auch für sie wird es freilich immer das Beste sein, wenn sie auch diese Ruhezeit im Freien, in frischer Luft verbringen. Vielleicht werden sie mit einem Buch hinauswandern und irgendwo auf einer Bank am See oder sonstwo den Abend genießen, wenn nicht sogar daheim der kleine blühende Balkon für diese Stunden der Freizeit eine herrliche stille Oase bietet.

Feierabend — so und so. Es gibt sogar berufstätige Frauen, denen schönste Feierabendbeschäftigung es ist, sich noch im Haushalt zu beschäftigen, die in der praktischen Hausarbeit Entspannung und Gegengewicht gegen die geistige Berufsarbeit finden. Es gibt keine festen Richtlinien, wie man am besten seine Freizeit gestalten soll. Jede Frau muß das selbst herausfinden. Sobald sie sich froh und glücklich dabei fühlt, hat sie das Richtige gefunden.

Erdbeeren in vielerlei Gestalt

Reis wird mit Butter, Zucker und Milch gekocht. Zwei Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, werden darunter gemischt und die Masse zum Erkalten in eine Ringform gefüllt. Die Erdbeeren werden gewaschen, von den Stielen befreit und gezuckert. Der kalte Reis wird gestürzt, der Rand mit einigen frischen Erdbeeren belegt und das Innere mit den gezuckerten Früchten gefüllt.

Erdbeercreme

Den Boden einer Glasschale belegt man mit Löffelbiskuits, die man mit etwas Maraschino angefeuchtet hat. Dann schlägt man ½ Liter Sahne zu steifem Schaum, vermischt diesen mit 150 Gramm gesiebtem Zucker sowie zehn Blatt in wenig Wasser aufgelöster Gelatine, leat eine Schicht von dem Sahneschaum auf die Biskuits, darauf eine Lage frische, eingezuckerte Erdbeeren, gibt wieder Sahneschaum darauf, füllt auf diese Weise abwechselnd die Cremeschale und stellt dieselbe bis zum Gebrauch recht kalt.

Erdbeerschnee oder -Rahm

Ein Rohkostgericht, das rasch geht. Die Erdbeeren werden durch ein grobmaschiges Sieb getrieben, mit gezuckert und dann mit Eierschnee vermischt. Man garniert die Speise mit ganzen Beeren hübsch in einer Schüssel oder reicht sie in Gläsern. Dasselbe Gericht, etwas herber aber vielleicht noch erfrischender, läßt sich mit Sauerkirschen herstellen.

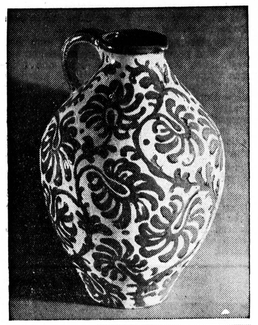
Erdbeeren mit Milch

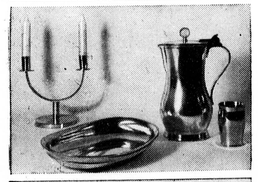
An warmen Sommertagen schmecken als Suppe bei der Mittagsmahlzeit oder auch als Abendgericht Erdbeeren mit kalter Milch sehr gut. Die Erdbeeren werden verlesen und mit Zucker bestreut, und so eine Weile stehen gelassen. Kurz vor dem Anrichten wird die Milch darüberaegossen.

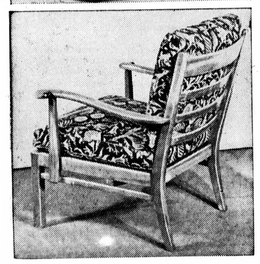
Bilderbogen der Wohnung

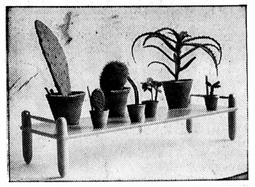
Natürlich ist das Wichtigste für eine Wohnung der Grundriß. Gut geschnittene Zimmer bedürfen nicht großer Künste zu ihrer Verschönerung. Sie verbreiten Wohlbehagen allein durch ihre Maße, ihre Ausgewogenheit. Aber in den meisten Fällen müssen wir ja den Grundriß, gut oder schlecht, hinnehmen so wie er ist. Wir können nur bei der Wahl von Möbel und Hausrat unseren eigenen Geschmack anwenden. Wichtiger als das, was wir kaufen, ist das, was wir nicht kaufen. Eine vorsichtige Auswahl weniger guter Stücke hebt den Haushalt heraus aus der Durchschnittlichkeit des billigen Gegenstandes. Nichts ist bedeutungslos in der Wohnung, nicht einmal das Tablett, auf dem die Speisen aufgetragen werden, nicht einmal die Untersetzer, in denen die Zimmerblumen stehen, der kleine Zuckerlöffel, mit dem du den Zucker herausschaufelst. Die kleinen Dinge geben der Wohnung ein Gesicht. Die Anschaffung edlen Hausrates werden wir nur durchsetzen und vor unserem Etat verantworten können, wenn wir über Jahre hinaus die Disziplin des Verzichtes aufbringen. Der gute Sessel aus anpoliertem Kirschbaumholz mit den bunten Auflegekissen ist des Opfers langen Sparens wert. Zuliebe des kostbaren Brotkorbes aus Zinn, der edlen zartgrauen Craquelévase aus der Staatlichen Manufaktur oder der wunderbar einfachen Blumenbank unterdrücken wir kleinere spielerische Wünsche. Immer bleibt uns das Ziel vor Augen: ein Heim der guten Dinge!

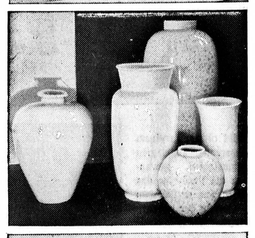
I. D.











Krug: Lunghard, Zinn: Wiedamann, Sessel: Nothhelfer
Blumenbank: Nothhelfer, Vasen: Staatl. Manufaktur, Komode: Foto Selle

Wir besuchen:

Ein Cheruskerdorf

In geschichtlicher Landschaft ersteht ein germanisches Dorf neu
Zwei Häuser bereits vollendet

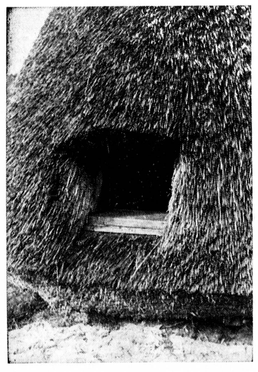
Das nationalsozialistische Deutschland fördert in ganz besonderer Weise die Erforschung der Geschichte und der Lebensweise unserer germanischen Vorfahren. Eines der bedeutendsten Unternehmen auf diesem Gebiete ist die Wiedererrichtung einer germanischen Siedlung bei dem Städtchen Oerlinghausen am Fuße des Teutoburger Waldes.

Oerlinghausen, im Juni

In schneller Fahrt verläßt der Wagen das alte, schöne, vielwinklige Paderborn in Richtung Neuhaus—Senne-lager. Da weiß jeder, der Soldat gewesen ist, gleich Bescheid. Aber diesmal wollen wir nicht zu den Soldaten; den großen Truppenübungsplatz lassen wir rechts liegen. Freundliche Heidelandschaft tut sich vor unseren Blicken auf: Fern hinter Wiesen, Aeckern und Feldern blinken rote Schindeldächer zwischen Birkengrün. Die Sonne lacht über allen Wegen, die sich hier endlos ins Land schlängeln. Wir kommen durch kleine Flecken und tiefen Wald. Dann wird die Gegend hügelig, die Straßen laufen auf und ab, und über der Heide blinken Wacholder und Birken, ragen einsam dunkle Föhren. Das ist das Lipperland, das Land Hermanns, das Land der Cheruster. Vor unseren Augen leuchten in hellem Blau die Hänge des Teutoburger Waldes; nicht weit muß über grünen Tannen auf einsamer Höhe Ernst Bandels stolzes Denkmal ragen . . . Urlandschaft ist hier, unberührt noch vom Getriebe der großen Straßen und Städte. Still ist das Leben hier dahingegangen und hat uns so eine der urtümlichsten und in ihrer herbfarbigen Schlichtheit schönsten Landschaften unseres Vaterlandes bewahrt. —

Unser Wagen steuert in eine Senke, vor uns liegt freundlich und sauber das kleine Städtchen Oerlinghausen. Hier finden wir abseits der Stadt in einer stillen Mulde eines der eigenartigsten Freilichtmuseen ganz Deutschlands: das germanische Dorf. Zunächst sehen wir nur den großen Pallisadenzaun, der die ganze Siedlung umgibt. Die einzelnen Pallisaden sind mit Flechtwerk eng miteinander verbunden, ganz so wie unsere Vorfahren den Schutz ihrer Siedlungen anlegten. Dann aber kommen wir schließlich ins „Dorf", wo wir von Schulleiter Diekmann, der die Ausmauerarbeiten hier unter Leitung von Prof. Reinerth besorgt, freundlich begrüßt werden. Er ist auch gleich bereit, uns sein Werk zu zeigen und zu erklären.

Lange hat Schulleiter Diekmann gesorscht und gesucht, bis er diese Stelle fand, an der er in den Jahren 1927/1928 die Grundrisse einer germanischen Ehrenniederlassung ausgraben konnte. Aber nicht der Zufall, sondern wohlerwogene Ueberlegungen haben ihn hierhergeführt. Zur Siedlung muß der Platz Wasser aufweisen, er muß gegen Feinde gut geschützt und nach Osten offen sein, weil die Germanen die Sonne in ihrem Aufgang verehrten. Ferner ist es gut, wenn nach Westen gegen die Wetter ein natürlicher Schutz vorhanden ist und der Boden nach einer Seite abfällt, damit das Wasser schnell abfließen kann. Wichtig aber ist vor allem, daß der Pflug nicht über das Land gegangen ist und das, was vielleicht noch an Resten einer alten Siedlung vorhanden war, zerstört hat.



(Bild links) **Ein kleines Fenster läßt durch das dicke Strohdach Licht in das Haus.**

Alle diese Bedingungen nun sind für diesen Ort in überraschend günstiger Weise gegeben, so daß wenn überhaupt, dann hier die Möglichkeit war, auf wertvolle Funde zu stoßen. —

Zwei Häuser stehen nun schon fix und fertig vor uns. (Im Ganzen sind drei Höfe aufgefunden.) Große Strohdächer, von deren Giebel auf gekreuzten Balken Tierköpfe schauen, nehmen die Häuser unter ihren Schutz, die mit ihrem Fachwerk recht lustig dreinschauen. Als wir näher zuschauten, waren wir überrascht von der Schönheit und planvollen Einrichtung dieser Bauten. Nur etwas klein, denken wir, und haben dabei die riesigen Bauernhäuser Niedersachsens im Sinn, die Stall, Werk- und Wohnraum unter einem Dach beherbergen. Aber da bekommen wir schon von Schulleiter Diekmann die Erklärung: Wir haben hier ein Cheruskerdorf vor uns, und da sind Wohnraum, Werkhaus, Viehhaus, Bienenhaus und die Halle voneinander getrennt. Jedes ist ein Haus für sich, und so kommt es, daß das Cheruskergehöft mindestens aus vier oder fünf Häusern besteht. Die Grundrisse dieser Häuser sind hier aufgefunden worden, und nach ihnen wird nun genau Haus um Haus wieder errichtet. —

Treten wir in das Wohnhaus ein, so finden wir es dort recht gemütlich. Herdfeuer, Bett, Tisch und Bank haben gut ihren Platz und unter dem Dach ist sogar noch Raum für einen Speicher. Man bestaunt die Mühe und Sorgfalt, mit der hier alles wiederhergerichtet ist. Dabei sind keinerlei Mittel moderner Technik zu Hilfe genommen worden. Das Strohdach ist mit der Hand gebunden, die Fachwerkbalken gespalt und die Wände aus Lehm errichtet. —

Die schmale fachwerkhelle Giebelwand krönt das Strohdach mit den Tierköpfen

Eine eigenartige Form hat das Werkhaus. Es ist vorn 7 Meter breit und hinten nur 5 Meter, dazu hat es hinten eine apisartige Rundung. Hier finden wir an der Schmiede Amboß, Beil und Eisenspitzen, mit denen der Mann werkte, während an einem Töpfertisch die Frau aus Ton das Geschirr herstellte, von dem wir wundervolle, originalgetreue Nachbildungen hier vorfinden. Hier brauchen keine großen Worte Lobreden zu halten, hier überzeugt sich das Auge von dem hohen Stand der Kultur, den die Germanen schon vor Christi Geburt erreicht hatten.

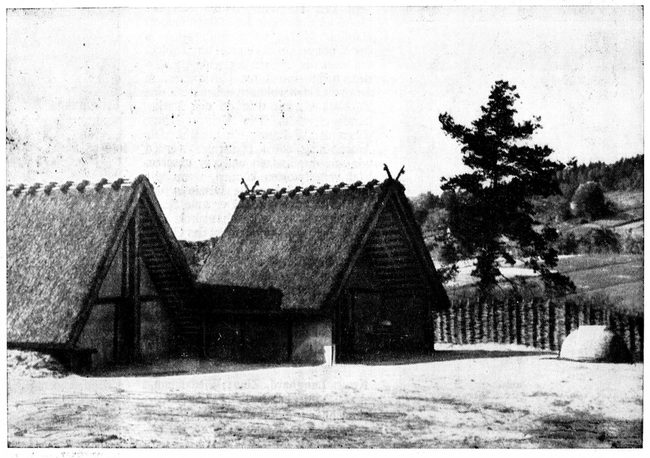
Auf noch etwas müssen wir unser besonderes Augenmerk richten. Auf freiem Platz vor den Häusern steht ein kegelförmiger, nach oben sich verjüngender Ofen. Das seltsame ist, daß er an einem Abhang steht. Aber bei genauerem Zusehen finden wir schon die Erklärung: wir sehen nämlich einen Luftschacht, der unten in drei Kanälen in den Ofen mündet; er ist so angelegt, daß er die Luft auf 6 m Zug auffängt und dem Ofen zuleitet. In den Ofen, der innen gemauert ist, legten unsere Väter mehrere Schichten von Holzkohle und Eisenstein, den sie aus den nahen Bergen sich verschafften. Nun brauchte nur das Feuer entfacht zu werden, damit das Eisenerz ausgeschmolzen wurde. Das Erz konnte dann in der Schmiede in dem Werkhaus weiter verarbeitet werden.

Nicht ohne tiefe Ergriffenheit, daß man hier einen Blick zurück über zwei Jahrtausende des menschlichen Fortschrittes tun darf, und nicht ohne Bewunderung für den fleißigen und findigen Rekonstrukteur verlassen wir das germanische Dorf. Wer mögen seine letzten Bewohner gewesen sein? Welches Geschick ist ihnen hier beschieden? Schulleiter Diekmann erzählt uns, wie er den Topf noch auf dem Herdfeuer gefunden und lange verkohlte Balken (die das Dach getragen haben), ausgegraben hat. Vielleicht hat ein Brand die Siedlung zerstört, und im Wüten des Elementes haben die Bewohner einen Wink Wotans gesehen und sind fortgezogen und hierher nicht wieder zurückgekehrt. So ist alles liegen geblieben, wie es verlassen wurde. Die Erde hat es zugedeckt, bis nach zweitausend Jahren Menschenhand das Dorf wieder aufrichtet, in Ehrfurcht vor dem Leben der Vorfahren.

J. J. Link.

Photos (4) „7. Tag" / (Blanke)

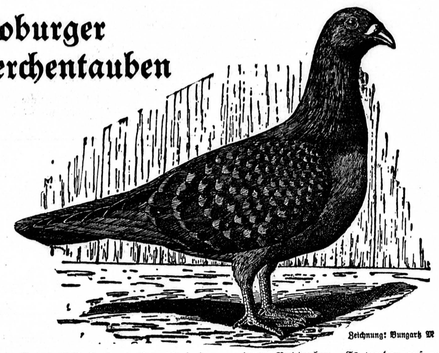
(Bild oben): **In einem kunstvoll angelegten Schmelzofen gewannen die Vorfahren das Eisen aus erzhaltigem Gestein der nahen Berge.**



(Bild rechts) **In der herrlichen hügeligen Landschaft bei Oerlinghausen ersteht das germanische Heidedorf.**

Haus, Hof und Garten

Koburger Lerchentauben



Zeichnung: Bungarth M

Lerchen sind deutsche Farbentauben, die in der fränkischen Landschaft aus der dort heimischen hellgrau gehämmerten und gelbbrüstigen Feldtaube gezüchtet wurden. Wir finden sie in zwei Schlägen vertreten: die kleinere Nürnberger Lerche und die große Koburger Lerche.

Letztere ist hauptsächlich in Oberfranken und in der Koburger Gegend zu Hause. Sie wurde in jener Gegend schon lange als Feldtaube gehalten. Als dann später die Liebhaberzucht ihren großen Aufschwung nahm, fanden die Lerchen eine stattliche Anzahl Liebhaber. Man war aber mit der kleinen Feldtaube nicht zufrieden und schuf durch Einkreuzen schwerer Rassen einen neuen Schlag. Man kann nicht sagen, daß das Aussehen der Lerche dadurch gewonnen hat, denn es ging viel vom Lerchentyp verloren. Aber das gesunde Feldtaubenblut behielt doch die Oberhand, und so wurde der neue Lerchenschlag, der heute in ganz Deutschland unter dem Namen Koburger bekannt ist, zu einem Schlag, der an Wirtschaftlichkeit an erster Stelle unter den deutschen Tauben steht.

Ist die Koburger Lerche auch eine Farbentaube, so verdankt sie ihre weite Verbreitung über ganz Deutschland doch in erster Linie ihren ganz vorzüglichen Nutzeigenschaften. Daher zählt man sie ebensosoft zu den Wirtschaftstauben.

Von einer guten Nutztaube muß man zuerst verlangen, daß sie federt. Sonst kommt sie für den bäuerlichen Zuchtbetrieb nicht in Frage. Bei der Feldtaubenabstammung ist das eine selbstverständliche Eigenschaft. Gute Brüter und Eltern sind die Lerchen auch, eine Eigenschaft, die bei manchen schweren Tauben zu wünschen übrig läßt. In der Regel bringt ein Paar fünf Paar Junge hoch, es werden aber auch bis zu sieben Brüten nicht selten sein. Dazu kommt noch das gute Gewicht der jungen Tauben, das mit vier Wochen über 300 Gramm erreicht.

Für den bäuerlichen Betrieb ist die Koburger Lerche eine ganz ausgezeichnete Taube. Sie eignet sich auch vorzüglich zur Verbesserung unserer Feldtauben und zur Kreuzung mit anderen Nutztauben. Es werden auf manchen Höfen immer noch viele Feldtauben gehalten, die leider aus Unachtsamkeit und Unkenntnis häufig durch jahrelange Inzucht wirtschaftlich wertlos geworden sind. Hier tut neues Blut not, und es ist nicht einzusehen, warum das gute Futter, das minderwertige Feldtauben fressen, nicht besser angewandt werden soll. Auch hier im Kleinen liegen Werte, die nutzbar gemacht werden können.

Das Auge hat auch etwas von dieser Taube. Sie ist eine schöne Farbentaube. Die eigenartige Lerchenzeichnung macht sie reizvoll. Die Brust ist hellockerfarben, die Färbung verläuft nach Bauch und Brust allmählich. Der Hals zeigt eine mattgrüne Tönung. Unterleib und Brust sind fahl schiefergrau. Flügel und Rücken sind dunkelgrau geschuppt (gehämmert), man nennt diese Zeichnung Lerchung, dunkle Binden. Der Schwanz ist hellgrau mit einem dunkelgrauen Ende. Es gibt auch noch ungeschuppte Lerchen, die Mohrlerche genannt werden.

Praktischer Ratgeber

Ohrwurmfraß bei Dahlien. Mancher Gartenbesitzer wird sich darüber wundern, daß seine Dahlien stark zerfressene Blätter haben. Dies wird meistens vom Ohrwurm verursacht, der in allen möglichen Verstecken zu finden ist. Die in den Verstecken sitzenden Würmer kann man leicht mit kochendem Wasser töten, was alle fünf bis sechs Tage geschehen sollte, da sich immer neue Bewohner einfinden. Die Dahlienstengel vom vorigen Jahr, die von den Dahlienknollen etwa bisher noch nicht entfernt wurden, wimmeln von junger Brut, die nur darauf wartet, sich auf die jungen Triebe zu stürzen; man sollte deshalb die alten Stengel sofort noch abschneiden und verbrennen. — Ein bewährtes Mittel gegen den Ohrwurm, der hauptsächlich nachts arbeitet und auch die Erdbeeren, Pflaumen, Kirschen und anderes Frühobst sowie Chrysantemum und Nelken heimsucht, ist außerdem das Aufhängen eines mit Holzwolle gefüllten leeren Blumentopfes auf dem Dahlienpfahl, der alle Morgen leitig nachzusehen ist: die Töpfe samt Inhalt werden dann zur Vernichtung der Schädlinge am besten sofort in heißes Wasser gelegt und am Abend wieder frisch gefüllt und aufgehängt.

P. S.

Abb. 1. Rosenkohl wird im Juni auf ein freiwerdendes Beet gepflanzt

Abb. 1. Rosenkohl wird im Juni auf ein freiwerdendes Beet gepflanzt

Abb. 2. Mit Endivie wird ein jetzt freies Beet noch gut genützt

Abb.1. Hinterleib eines männlichen Ohrwurms 6fache Vergrößerung

Abb.2. Hinterleib eines weiblichen Ohrwurms 6fache Vergrößerung

Die zweite Ernte im Gemüsegarten

Bei einigermaßen günstiger Lage ist es durchaus möglich, zwei Ernten im Jahre von den Gemüsebeeten zu erzielen. Nach vielen frühen Gemüsen und auch nach Frühkartoffeln läßt sich mancherlei pflanzen, was noch in der zweiten Hälfte des Jahres heranwächst und vor dem Frost erntereif wird oder auch etwas Kälte verträgt. Am bekanntesten ist die Ausnützung eines früh freiwerdenden Landes durch Grün- oder Rosenkohl. Grünkohl sollte eigentlich in keinem Garten fehlen, zumal er nicht nur zur guten Landausnützung beiträgt — er kann im Juni/Juli und auch noch im August gepflanzt werden —, sondern er ist auch ein an Nährwerten und Vitaminen reiches, also gesundes Gemüse. Hierzu kommt noch, daß er bis lang in den Winter hinein als wertvolles frisches Gemüse geerntet werden kann. Da, wer die abgeernteten Strünke noch an einer warmen Hauswand einschlägt, der kann im zeitigen Frühjahre noch die jungen Austriebe, die „Sprossen", als gutes Gemüse abernten. Dabei stellt der Grünkohl von den Kohlarten mit die wenigsten Ansprüche an den Boden. Auch im leichten Halbschatten kommt er vorwärts. Sogar in Winter Schnee liegt, überstehen die niedrigen Sorten die Frostzeit besser als die hohen, die die Schneedecke nicht voll schützen kann.

Rosenkohl wird im Juni gepflanzt. Eine wesentlich spätere Pflanzung ist nicht angebracht. Sonst stellt er ähnliche Ansprüche wie der Grünkohl. wenn er in der Regel auch nicht so lange Kälte bzw. so starken Frost wie dieser verträgt.

Auf Beeten, die bis Mitte Juli frei werden, kann man auch eine Frühsorte von Kohlrabi auspflanzen, die noch rechten Ertrag bringen wird. Anfang Juli ist auch noch eine Pflanzung von Kohlrüben möglich. Ja selbst eine Bohnensaat in der ersten Hälfte dieses Monats bringt in den meisten Jahren eine gute Ernte, ehe der Frost die Pflanzen vernichtet. Auch hier muß man aber Frühsorten wählen, da diese eine kürzere Entwicklungszeit von der Saat bis zur Ernte benötigen.

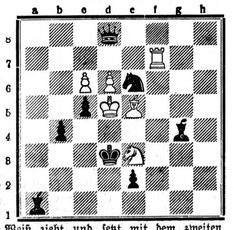
Schließlich denkt man im Hausgarten auch im Sommer noch an eine Saat bzw. Pflanzung von Salat, Rapünzchen und Endivien, womit ein freiwerdendes Beet genützt werden kann. Und schließlich darf der Spinat nicht vergessen werden, der für die Herbstmonate Anfang August, für die Frühjahrsernte im September gesät wird. Die Aussaat von Winter- und Frühjahrsspinat ist wie das Pflanzen von Grünkohl in keinem Garten zu vergessen, da wir in diesem Gemüse eine gesunde Pflanzennahrung zu einer Zeit, in der sonst im Garten nichts zu ernten ist, besitzen.

So ist denn die Sorge für eine zweite Ernte im Garten nicht nur zur Nützung unseres Bodens, sondern auch zur Erzielung einer gesunden Nahrung in der gemüsearmen Jahreszeit von Wichtigkeit.

Schfd.

FLECHTENLEIDEN
Hautausschlag. Wie schwer ist es oft, sich von diesen unangenehmen Uebeln verbliebenden Leiden zu befreien. Ich gebe Ihnen gern kostenlos ein einfaches Mittel bekannt, das lt. vielen beglaubigten Dankschreiben in kurzer Zeit, oft schon in 14 Tagen, auch bei hartnäckiger Schuppenflechte völlige Heilung brachte.
Heilmittelvertrieb MAX MÜLLER, Dresden-Weiß. Hirsch A. 80

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Kontrollstellung: (14): Weiß (8): Kd3: Dd8; Ta1 und g4, Sc6; Bb4, c5, e2. — Schwarz (6): Kb5; Le5; Tf7; Se3; Bc6, b6.

Buchstabenergänzungsrätsel.

Rache — Ebre — Tadel — Erfolg — Saat — Rade — Asche — Ulm — Achse — Rebus — Adel.

Durch Anfügung je eines Buchstabens am Anfang soll aus vorstehenden Wörtern je ein neues Wort gebildet werden, während die zu suchenden Anfangsbuchstaben, zusammengefügt, eine beliebte Blume nennen.

Gegensätze.

Zu den nachstehenden je 2 Wörtern suche man die Gegensätze; jeder von diesen muß ein Hauptwort ergeben.

1. Hatte viel, 2. Weiß Lange, 3. Geh Land, 4. Feld Katze, 5. Stet Wasser, 6. Kuh verzweifelt, 7. Feuer findet, 8. Komm laut.

Silbenrätsel

ch — baut — be — bith — e — en — ern — gar — grimm — hip — im — in — ir — le — kus — krit — li — mann — me — na — nau — ne — nel — now — pe — ra — rac — fans — schlie — ße — te — ten — ter — tisch — tur — un — war — zy.

Aus vorstehenden 38 Silben sind 19 zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Hölzernes Küchengefäß, 2. weiblicher Personenname, 3. Bad in Hohenzollern, 4. Wesensanlage, 5. größere Wegstrecke, 6. asiatischer Strom, 7. Stadt in Frankreich, 8. Vortragsreihe, 9. eingefriedigtes Land zur Zucht von Obst, Pflanzen usw., 10. Einkerbungen der reifen Feldfrucht, 11. volkstümliche Bezeichnung für Lärm, 12. Stadt und Fluß in Mecklenburg, 13. Spielkartenblatt, 14. Gewürzblüte, 15. Altertumsforscher, 16. südamerikanischer Freistaat. 17. Sichelmesser, 18. verhaltener drohender Zorn, 19. Hindusprache.

Richtig gebildet, müssen die Wörter in ihren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben einen Ausspruch von Friedrich Rückert ergeben.

Homonym.

Wer es hat, der freut sich, hofft,
Auch in Zukunft werd' er's wieder;
Wer es ist, den schmerzt es oft,
Fühlt's wohl gar durch alle Glieder.
An dem Schönen findet man
Viel, doch keinen am Gemeinen;
Jeder tut, womit er kann,
Guten Freunden gern mal einen.

Buchstabenrätsel.

Ein lieber Verwandter ist's, älter als ich;
Mit anderem Kopfe verwandelt er sich;
Bleibt lieb und verwandt, doch wird jung und wird klein.

Wer mögen die sieben Verwandten wohl sein?

Denkportaufgabe.

Ein Geographieprofessor übergibt einem jungen Studenten eine größere Menge Notizen, die ihrem Inhalt nach nach Erdteilen geordnet werden sollen. Unter den Notizen befindet sich auch folgende: „. . . Trotzdem ist der größte Teil des Erdteils dem Ozean und seinem Einfluß ziemlich entrückt, was sich darin zeigt, daß die küstenfernsten Punkte 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind, weiter als in jedem anderen Erdteil." Auf welchen Erdteil bezieht sich diese Notiz?

Bilderrätsel.

Vierfältige Scharade.

Eins-zwei ist in Lüften zum Fluge bestimmt,
Drei-vier auf dem Felde zum Schießen;
Und wenn man eins-zwei zieht als Schreibwerkzeug nimmt,
Kann eins-zwei-drei-vier sie umschließen.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Kc6—b6, beliebig; 2. Kb6—c5 oder Dc7—c4 matt.

Wortbaurätsel: Ultimo, Tiara, Morawa.

Synonym: 1. haschen, 2. innehaben, 3. summeln, 4. zwicken, 5. einsehen, 6. wirtschaften, 7. ehelichen, 8. setzen, 9. leiden, 10. einbüßen. — Hiebwelle.

Magisches Mosaik:

es	muß	sehn	was	nützt	die
und	soll	ten	lie	be	oh
wich	tah	ren	ne	treu	e
mit	stam	gen	er	hat	im
ver	schuft	man	mer	ei	ne
die	freu	de	oft	ne	hand

Verwandlungsaufgabe:

Eifer, Stuhl, Klaus, Quarz, Weiher, Gau, Kantine, Dampfer, Gestein, Uran, Luchs, Orden, Engel. — Fußwanderung.

Kreuzwortsilbenrätsel:

Von links nach rechts: 1. Ameise, 3. Arena, 5. Brenta, 6. Bengal, 7. Rabe, 9. Nordsee, 10. Ende, 12. Borsig, 14. Siena, 16. Nemesis, 17. Adele, 18. Askari, 19. Rimini, 21. Karo, 23. Pius, 24. Longe, 26. Maria, 27. Eutin, 28. Racine, 29. Novelle. — Von oben nach unten: 1. Ata, 2. Sebenico, 3. Alten, 4. Nana, 5. Brennabor, 8. Helena, 9. Nordamerika, 11. Desderius, 13. Seneka, 15. Etemi, 18. Askalon, 20. Mikotin, 22. Romane, 23. Piano, 25. Gera, 27. Eule.

Denksportaufgabe:

Die Antwort lautete: Wenn wir eine Straßenbahnlinie entlanglaufen, müssen uns immer mehr Wagen begegnen als uns überholen können. Die von beiden Seiten kommende Wagenzahl kann nur dann gleich sein, wenn wir an der Strecke stehenbleiben, denn wenn wir die Strecke in einer Richtung entlanggehen, brauchen die Wagen, denen wir entgegengehen, keine 10 Minuten, um uns zu erreichen, weil wir ihnen einen Teil der Strecke abnehmen. Die Wagen aber, die uns überholen, müssen die Teilstrecke, die wir bereits gelaufen sind, erst aufholen.

Nicht so schlimm

Knicker prahlt am Stammtisch: „Gestern war ich beim Verleger, er hat meinen Roman verlegt."

Darauf sagt Meeker tröstend: „Ist doch nicht so schlimm, er wird ihn schon wiederfinden."
(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Was glauben Sie, wieviel Hasen ich gestern geschossen habe?"
„Nur die Hälfte."

*

In einen Friseurladen treten zwei Jungen im Alter von ungefähr sechs bis acht Jahren. Der Friseur fragt: „Na, Jungens, was wollt ihr denn hier?"

Darauf der eine: „Ach, wir wollten bloß mal gucken, wie wir im großen Spiegel aussehen!"

*

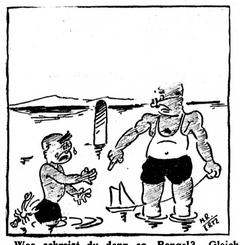
„Vater, der Lehrer hat mich heute gelobt."
„Das ist ja sehr erfreulich, mein Junge. Was hat er denn gesagt?"
„Es gibt noch viel faulere Bengels in der Klasse."

*

Sänger: „Hat meine Stimme den großen Saal gefüllt?"
Zuhörer: „Den Saal nicht, aber den Erfrischungsraum!"

*

„Wie steht es denn mit dem Geld für den Wein, den ich Ihnen geliefert habe?"
„Donnerwetter! Schon wieder mahnen Sie mich?! Ich habe Ihnen doch seinerzeit gesagt, Sie sollen mich mit dem Betrag belasten, aber nicht belästigen!" (Allgemeiner Wegweiser.)



„Was schreist du denn so, Bengel? Gleich bist du ruhig!"

Die Hälfte von den Kirschen, Kathrin'!

Die Villrichs Kathrin war ein knickriges Weibsstück; weit und breit war solch ein Geizkragen nicht zu finden. Man sagte ihr nach, daß sie des Nachts ihre Schwarzwälder Uhr anhielte, damit die Mädel sich nicht abmutzten. Dabei war sie nicht arm. Kisten und Kasten waren voll bei ihr; aber ehe sie einen Groschen ausgab, brachte sie sich halb um.

Jedoch bei dem Dreyers Bastian kam sie eines Tages doch an den Unrechten.

Sie hatte einen Kirschbaum an der Landstraße gesteigert, und der hing bis oben hinauf voll der schönsten Kirschen; es war ein wahrer Staat.

Aber der Baum war hoch, und die Kathrin war doch schon zu füllig und hatte zu steife Knochen, als daß sie daran denken konnte, selbst die Kirschen herunterzuholen.

Der Bastian stand in der Nähe, als sie den Baum gesteigert hatte, und weil er noch so über fünf Stuhlbeine mit ihr verwandt war, kriegte sie ihn an:

„Bastian, hör', die Kirschen müssen heute noch herunter. Geld hab' ich nicht; fürs Abmachen gibt's nichts. Die Hälfte von den Kirschen soll dir gehören; aber ich muß mich auf dich verlassen können!"

„Soll ein Wort sein!" sagte der Bastian, ging heim, holte seine Schubkarre, den größten Spreukorb und eine lange Leiter und machte sich an die Arbeit.

Die Villrichs Kathrin hatte sich mittlerweile in der Nachbarschaft ein Handwägelchen geliehen; aber das dauerte eine Weile; denn sie plegte sich dabei zu verplaudern. Und als sie in der Landstraße zu ihrem Kirschbaum kam war weit und breit kein Bastian mehr zu sehen. Daß er aber oben geerntet hatte, das konnte man wohl bemerken. Die Erde lag voller abgerissener Blätter, und genau die eine Hälfte vom Baum war radekahl leergepflückt; nicht eine einzige Kirsche hing da mehr.

Der Bastian war gerade beim Kirschensortieren, als die Kathrin wütend die Haustür aufriß.

Als sie sich ausgetobt hatte, die Kathrin, und einen Augenblick verschnaufen mußte, meinte der Bastian trocken:

„Ich weiß gar nicht, was du willst, Kathrin! Es war doch so ausgemacht. Die Kirschen sollen heut' noch vom Baum herunter, hast du doch gesagt, und die Hälfte von den Kirschen sollt' mir gehören. Die hab' ich mir vorhin geholt. Mein Teil ist herunter. Jetzt mußt du dir noch einen suchen, der dein Teil abmacht, Kathrin!"

Georg Graf

„Beschränkte Personen"

Mein Jagdfreund Dr. L. hat einen älteren Jagdaufseher, der ihn schon manchmal in Verlegenheit hätte bringen können, wenn nicht jeder aus dem Bekanntenkreis wüßte, daß der alte N. ein urwüchsiger Bursche ist, der eben so redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

So wird er einmal ausgeschickt, um einige Jäger zur Treibjagd auf eingekreiste Sauen zu bitten.

„Kommen viele Schützen?" fragte einer der eingeladenen Herren.

„Es kommen nur beschränkte Personen", war die Antwort. (Nachtausgabe.)

*

Neulich, als ich ziemlich spät nach Hause kam, traf ich meinen Nachbarn, den Radiobastler, an der Haustür. Er duftete nach Starkbier, schwankte stark und fingerte unsicher am Türschloß herum.

„Lassen Sie sich doch helfen!" meinte ich.

„Still", murmelte er, „hupp, gerade hätt' ich beinahe London gehabt!"

Nach dem Kopfsprung
„Mensch, du hast ja wieder Haare?"
„Nee, Blutegel!!"

Danebengehauen

„Alkohol ist der Feind des Menschen. Wenn ich einen Betrunkenen aus einem Gasthaus kommen sehe, so möchte ich ihm am liebsten zurufen: Du bist auf dem falschen Wege! Noch ist es Zeit; kehre um!"

*

„Herr Doktor, darf ich wenigstens Ochsenzunge essen?"
„Nein; die müssen Sie sich schon aus dem Kopf schlagen!"

*

Schulze, leidenschaftlicher Angler, besucht das Aquarium. Lange Zeit steht er sinnend vor den großen Glasbehältern, in denen es von Fischen wimmelt. Als der Aufseher vorbeikommt, hält er ihn an und fragt ihn begeistert: „Sagen Sie mal, Herr Aufseher, was kostet eigentlich bei Ihnen eine Anglerkarte?"

„Wie gefällt Ihnen denn unsere Wohnung?"
„Sehr gut! Nur schade, daß das Badezimmer fehlt!"
„Das macht nichts. Wir fahren doch jedes Jahr vier Wochen an die See!"

*

„Mein Sohn wird dieses Jahr mit der Schule fertig. Ich weiß noch gar nicht recht, in welchem Beruf ich ihn unterbringen soll!"
„Lassen Sie ihn doch Flieger werden!"
„Wieso!"
„Als Flieger hat er eine großartige Aussicht, kommt schnell in die Höhe und sehr rasch vorwärts!"

*

„Ich bin deiner Schwiegermutter zu großem Dank verpflichtet. Weißt du nichts, womit ich ihr eine Freude machen kann?"
„Wenn du sie wieder besuchst, schimpf tüchtig über mich."

*

„Herr Hartwig, Sie waren am Sonnabend krank, sind aber auf dem Rennplatz gesehen worden!"
„Jawohl, Herr Direktor, da habe ich mich gesund gemacht!"

A.: „Denke dir nur, der Doktor hat mir dringend empfohlen, unsere Stadt zu verlassen."
B.: „Welcher Doktor?"
A.: „Ein Dr. jur."

*

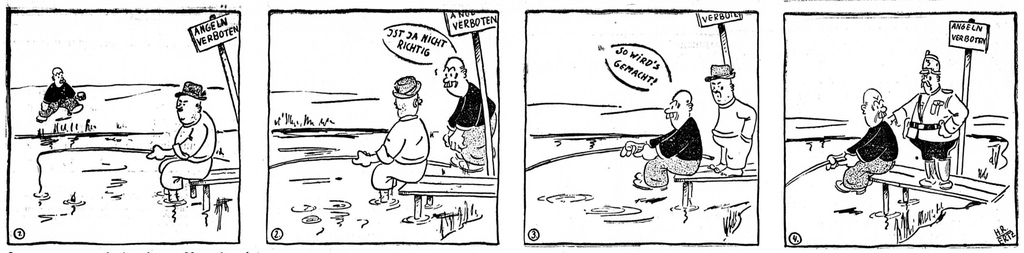
Kundin: „Ich würde den Papagei kaufen, wenn Sie mir die Versicherung geben, daß er ein wirklich guter Sprecher ist."
Vogelhändler: „Und ob das ein guter Sprecher ist! Die letzte Besitzerin hat ihn nur deshalb verkauft, weil der Papagei sie überhaupt nicht mehr zu Worte kommen ließ!"

*

„Warum haben Sie Fräulein Mieze eigentlich nicht geheiratet?"
„Störe Vergangenheit hat mich gestört."
„Die ist aber doch tadellos!"
„Gewiß — aber viel zu lang!"

*

„Heinz, was machst du da?"
„Ich gebe der Inge Löschpapier zu essen; sie hat vorhin von der Tinte getrunken!"



Jupp unter falschem Verdacht — Zeichnungen: Ertz

Photo
Anschlussvergrößerung — Photo-Tausch — Fernbestellung-Teilzahlung — Gratis-Katalog 1937
Seiten M 64 Gelegenheitsliste
DER PHOTO-PORST
NÜRNBERG-O.A.O.64
Der Welt größtes Photo-Spezialhaus

Damenbart Radikal beseitigung 100 Jahre durch die weltbekannte Heilwatafur. Rezept. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Dp. 468 509 Gold Medaille. Großh. Preis Brüssel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinkur RM 2.75, Start RM 3.85, f. größ. Flächen RM 5.50 und 8.50 Nachnahme. Heiwata G. m. b. H., Köln 114

Gegen Darmträgheit die weltberühmten Kneipp-Pillen
Kneipp-kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Echte schöne Dirndlstoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Stunden, die Geld kosten ...
das sind Stunden, die unnötigerweise am Waschfaß zugebracht werden! Würde jede Hausfrau wissen, wie sehr sie sich die Wascharbeit durch richtiges Einweichen verkürzen kann, so hätte sie es leichter und hätte gleichzeitig weniger Ausgaben. — Lassen Sie doch Henko die Arbeit tun! Henko löst über Nacht allein durch Einweichen allen festhaftenden Schmutz und erleichtert dadurch das Waschen ganz erheblich!
Henko macht's für: 13 Pfennig!

HAGON gegen Nerven- u. Kopfschmerzen in Apotheken M 0.90 u. 1.50

Herdfeger putzt Herdplatten

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad .. 36.-
Motorfahrrad Frontantrieb Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Dankaufgabe kostenl. E. & P. Sticker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfen „AKUSTIKA" bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf! In Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Heirats-Wünsche
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Auflage IV. Vj. 36: 34130
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Nähmaschinen von Ritter besonders gut. Ab 124.- RM
Ritter Paderborn (Dom gegenüber)

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Ja., kath. Dame, 26 Jahre, angen. Erscheinung, da Diaspora und es mir an kath. Herrenbekanntschaft fehlt, möchte auf diesem Wege kath. Herrn zwecks Heirat kennen lernen. Bildzuschrift. erb. u. Nr. 7/157 „Der 7. Tag", Paderb.

Deutliche Schrift
bei der Einsendung von Anzeigentexten
hilft Fehler und Rückfragen vermeiden

Der Anzeigenteil
unserer werbestarken Zeitung gibt auch Ihnen wertvolle Anregungen!

Kleine Anzeigen
in unserer Zeitung haben nachweisbar den besten Erfolg und kosten nicht viel

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 1. Vj. 37: 35 895. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

6. Jahrg. – Nr. 25 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. Juni 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kleine Sehnsucht

Es ist schön, eine kleine Sehnsucht zu haben. Jeder kennt sie, jeder gibt sich ihr auf irgendeine heimliche Weise hin, niemand kann ohne sie ganz auskommen. Sie ist die glücklichere Schwester der großen Sehnsucht, die unsere Herzen schwermütig und traurig macht. Aber eine kleine Sehnsucht ist leicht zu tragen; sie bricht kein Herz, auch wenn sie sich nie erfüllt. Sie richtet sich nur auf kleine Dinge und hat sehr oft seltsame Umstände, die zu allermeist lustiger Art sind. So ist um die Gedanken, die ihr nachgehen, fast immer eine leichte Fröhlichkeit und ein stilles Vergnügen, das andere in den meisten Fällen gar nicht verstehen; und erst dadurch bekommt eine solche kleine Sehnsucht ihren Reiz. Sie ist wie eine erste Liebe, von der niemand etwas wissen und erfahren darf und bei der man, dennoch ertappt, errötet . . . So seltsam ist das, und so schwer läßt es sich beschreiben! —

*

Je kleiner das Herz, desto kleiner diese Sehnsucht. Wer entsinnt sich nicht, daß er als ranzenbeschwerter Schulbub oft, während der Lehrer mit vielen Kunststücken an der Tafel einen Kreis zerlegte, seine Gedanken bei irgendwelchen Dingen ertappte, die durchaus nicht mit dem vorgeführten Rechenexempel in Einklang zu bringen waren. Vielleicht war es ein schöner bunter Vogel, der ganz nahe im sonnigen Gras gesessen hatte und den man so gern noch einmal wiedergesehen hätte, und hätte man viele Meilen drum laufen müssen. Oder der dicke Fußball des Klassenkameraden, der immerfort wie ein toller Wirbel durch die kindlichen Gedanken ging und für den man all sein kleines Eigentum gern und freudig geopfert hätte. Oder es waren die dicken blutroten Kirschen in Nachbars Garten, die einen auch bis auf die Schulbank verfolgten — nur weil man auf keine Weise an sie herankommen konnte. Ganze Nachmittage hat man vielleicht damit verbracht, vor dem hohen Zaun zu stehen und hinüberzuschauen und sich die Augen auszuguken nach der köstlichen Frucht. Konnten im eigenen Garten der edelsten Früchte die Hülle und Fülle sein, eben Kirschen hatte man nicht, und die drüben lockten, je länger man hinüberschaute, um so heftiger. Auch die Kirschen, die Mutter vom Markte mitbrachte, hielten ja keinen Vergleich aus, denn sie waren ja nicht unerreichbar. Als aber dann die Zeit kam, da der Nachbar die Kirschen vom Baume nahm und auch eine Handvoll über den Zaun warf, da wunderte sich das kindliche Herz sehr, daß das nun auch ganz gewöhnliche Kirschen waren, die man in Händen hielt und nun sinnend Stück um Stück verzehrte. Das war dann das Ende einer solchen kleinen Sehnsucht, und vielleicht tauchte einem schon damals in blassen Umrissen der Gedanke auf, daß es besser wäre, man hätte von den herrlichen Kirschen gar nie welche zu schmecken bekommen . . . .

*

So ist es uns in späteren Jahren dann noch öfter gegangen. Denn wenn wir auch „vernünftiger" wurden, von den kleinen sehnsuchtsvollen Träumereien haben wir uns doch nicht frei machen können und auch wohl nicht frei machen wollen. Denn allzu glücklich sind wir doch immer dabei gewesen, und wir haben gedacht, daß ohne die Sehnsucht nach irgendeinem kleinen Ding im Herzen der Alltag des Lebens allzu nüchtern und eintönig wäre. Vor allem in dieser schönen Zeit, wenn der Sommer mit Sonne und hellen Wolkenflügeln über das Land kommt, wenn der rote Klatschmohn blüht und die blauen Augen der Kornblume aus den weiten Feldern schauen, wenn die Autos reisefreudig durch die Städte und Dörfer sausen und die Züge vollgepfropft sind mit Menschen, die alle irgendeiner kleinen Sehnsucht nachfahren, dann wird auch der nüchternste Bürokrat von diesem romantischen Schimmer erfaßt. Er bringt ja soviel Sonnenschein auch ins kleinste Dasein. Ein kleines Büromädel erzählte, daß sie jeden Tag von morgens bis abends im Büro vor der Schreibmaschine sitzen muß, und daß sie aus dem Fenster nur gegen hohe Brandmauern schaut. Aber oben lassen ihr die Dächer ein kleines blaues Himmelsstück offen, und dort kommt jeden Tag, fast auf die Minute pünktlich ein Flugzeug dahergeflogen. In ihm schaut das Mädel auf, und an dem schmucken Silbervogel hat es täglich inmitten der vielen und anstrengenden Arbeit seine Freude. Sie sieht ihn immer nur für Sekunden, und nun ist ihre Sehnsucht, ihm einmal auf sommerlichem Feld ganz lange nachschauen zu können. Wenn sie Ferien hat, wird sie es sicher tun. Und dann hat sie sich noch etwas ausgedacht: Wenn sie ihre Hochzeitsreise — denn sie arbeitet ja jetzt tapfer für ihre Aussteuer — mit diesem Flugzeug machen könnte . . . . Das ist nun ihre kleine Sehnsucht, und als sie davon erzählte, erschrak sie ein wenig, ob ihre Wünsche wohl auch nicht zu weit gingen. Aber sie muß

Nachbars Kirschen schmecken gar zu gut! (Zeichnung von H. v. Falkenhausen / Bavaria-Verlag)

doch immer daran denken und ist glücklich, wenn sie sich in Gedanken aus dem silbernen Flugzeug auf das vielfenstrige und doch so sonnenarme Bürohaus herunterwinken sieht. Wer weiß, wer weiß . . . .

*

Wer weiß, wer weiß! Das sagt sich jeder, der sich mit einer kleinen Sehnsucht trägt. Es gibt so viele wunderliche Dinge in der Welt, warum sollte nicht auch ein kleiner Wunsch in Erfüllung gehen, mit dem man sich so lange getragen und der einem soviel Glück schon geschenkt hat. Aber ob so oder so, man weiß auch nicht, wofür es gut ist, wenn einem etwas unerfüllt bleibt. Denken wir nur an die Kirschen, bei denen sich der kleine Kerl gewünscht hat, daß er sie nie hätte zu schmecken bekommen . . . .

Die Zitronentauben / Von Irmgard Spangenberg

Alle im Dorf waren eine einzige, nette Gemeinschaft, nur der Bauer Westfahl wollte immer etwas mehr sein als die anderen. Wenn die anderen Hü sagten, sagte er Hott, waren die andern bescheiden, mußte er auftrumpfen, und wenn sich alle einig waren, kam er ganz gewiß dazwischen und spaltete alles wieder auseinander und war immer derjenige, der das große Wort führte. Er hatte die größten Kartoffeln und die dicksten Schweine — wenn es nach ihm ging! Er hatte eben das Beste, das Größte, das Teuerste und Vornehmste von allen, und anders ließ er es einfach nicht gelten. Sie nahmen es so hin, weil sie ihn gar nicht anders kannten, und da sie ihn ja doch nicht ändern konnten, war es vielleicht das allerschlauteste!

Nur einer war im Dorf, der gegen Westfals Aufspielerein gelegentlich einmal mit einem guten Schuß zu Felde zog und das so meisterhaft verstand, daß er immer die Lacher auf seiner Seite hatte. Dann zog Westfal ein feures Gesicht und zuckte nur hochmütig die Achseln: „Was wollt ihr — ach, Bauer Kluth!" Aber er ging ihm doch aus dem Wege und war ihm nicht gerade freundlich gesonnen, wenngleich er sich das auch nicht anmerken ließ. Bis dann in einem Frühling die Geschichte mit den Zitronentauben geschah — und das war so:

An einem Sonntagmorgen nach der Kirche standen alle noch eine Zeitlang auf dem Kirchplatz zusammen, weil ja Sonntag war, und die erste Frühlingssonne so wundervoll warm schien. Bauer Westfahl war auch dabei und hatte wieder einmal das große Wort, und grade, als er so im schönsten Protzen war, machte es sich so, daß ein paar wundervolle Prachttauben dicht vor ihnen niedergingen. Es waren Tauben, wie sie hier noch keiner gesehen hatte, wie weißer Schaum sanken sie auf den grünen Rasen, federleicht, schneeweiß und prachtvoll. Bauer Westfahl stand grade so, daß er ihnen den Rücken zukehrte, aber an den vielen aufgerissenen Augen sah er, daß hinter ihm etwas vorging. Er warf nur einen kleinen Blick über die Schulter. „Meine Tauben", sagte er förmlich satt vor Befriedigung. „Neue Sorte, ja, sowas hat man hier zu Lande noch gar nicht zu sehen gekriegt! Trommeltauben, teuer, teuer, aber mal was ganz Besonderes!"

„Tauben sie denn auch?" fragte einer, aber er bekam nur ein hochmütiges Achselzucken und keine Antwort.

„Ja, Westfahl", sagte Bauer Kluth, „die sind schön, das muß man dir lassen! Die sehen aus wie die Seidenpapierrosetten, die Müller immer in seinem Tanzsaal anbringt —"

Westfahl wandte sich ab und ließ sich die Freude über seine Tauben nicht stören. Aber Kluth lachte in sich hinein und dachte: Du mit deinen Tauben', und hatte schon seinen Plan bereit.

Er besorgte sich in der Stadt beim Drogenhändler schöne gelbe Eierfarbe, ‚ungiftig und stark färbend', stieg am Abend in seinen Taubenschlag und färbte ein paar seiner weißen Tauben schön gelb und farbecht.

Und als sie am nächsten Sonntag wieder alle nach der Kirche noch ein wenig beisammen standen, und Bauer Westfahl wieder das große Wort führte und dabei mit seinen Wundertauben prahlte, sah plötzlich eine knallgelbe dazwischen und pickte vergnügt im Sand.

„Meine Taube", sagte Kluth, „auch was Neues, Zitronentauben, ganz nett, wie?"

Nun wurde diese neue Sorte bewundert, und mit Neider stellte Westfahl fest, daß sie noch weit mehr bewundert wurde als seine schaumigen Flocken. Gelbe Tauben, gelb wie Kanarienvögel, das war wirklich etwas Besonderes! Das Wundern nahm kein Ende. woher er die habe, ob sie sehr teuer seien, wieviele davon, alles wollten sie wissen. Vielleicht übertrieben sie ihren Eifer auch ein bißchen, um Westfahl zu ärgern. Jedenfalls stand das eine fest: daß Westfahl mit diesen Tauben zweifellos übertrumpft war!

Westfahl machte gute Miene zum bösen Spiel. Ja, das seien wunderschöne Tauben, woher er die bezogen habe?

„Aus der Drogenhandlung", lachte Kluth, und seiner wußte, daß er damit im Grunde die Wahrheit sagte. Er will es nicht verraten, dachte Westfahl, und seine Neugier wurde immer reger, gar zu gern hätte er sich auch solche Tauben angeschafft! Aber immer, wenn er fragte, lachte Kluth und sagte: „Was willst du eigentlich? Aus der Drogenhandlung, wie oft soll ich das noch sagen?"

Von dem Tag an sah Westfahl überall gelbe Tauben, ihm schien, als sei das ganze Dorf voll gelber Tauben, und doch waren es nur die paar, die Kluth so schön gefärbt hatte. Und immer, wenn er Kluth traf, fragte er wieder, und immer wieder bekam er dieselbe Antwort. Er bot, von oben herab zuerst, dann sehr bescheiden, er flehte zuletzt, aber Kluth verriet nichts aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht konnte.

Aber dann eines guten Tages hat er Westfahl ein Paar seiner Zitronentauben zur Weiterzucht an. „Geschenkt?" fragte Westfahl mißtrauisch. Ja, geschenkt. — Nein, nein, schenken ließ er sich nichts, und wenn er das Taubenpaar annahm, dann nur gegen ein Paar seiner schaumschlagenden Trommeltauben.

Kluth schmunzelte. Auch das. Also einverstanden? — Einverstanden! — Und so zog ein Pärchen schön gelber Zitronentauben in Westfahls Taubenschlag ein!

Alle im Dorf erfuhren es. Alle wunderten sich über diese plötzliche Tauschfreundschaft. Nun hat Westfahl aber', spotteten sie und verfolgten neugierig den Verlauf der Sache.

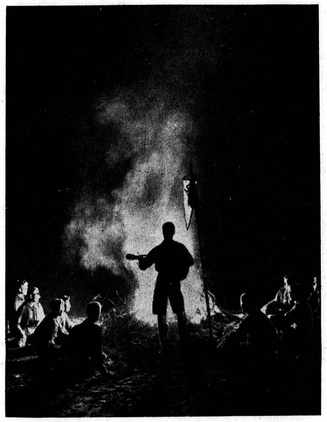
Aber da nichts erfolgen konnte, erfolgte auch nichts. Aus der ersten Brut nicht, aus der zweiten auch nicht. Und was herauskam, waren schlichte weiße Hof- und Haustauben, nichts von Kanariengelb, nichts von Zitronenrasse. Wenn Westfahl damit geneckt wurde, sagte er: „Das kommt nach der Mauser, wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Aber nach der Mauser sah es erst recht verdrießlich aus: nicht nur, daß die junge Brut nicht gelb wurde, ach nein, auch das alte Paar verlor seine köstliche Farbe! Die schönen gelben Federn flogen auf dem Hof herum, ein wenig verblichen und fahl schon, und die neuen, die nachwuchsen, kamen schlohweiß ans Licht, und aus den Zitronentauben wurden in kurzer Zeit einfache, alltägliche brave Hof- und Haustauben.

Da wurde Bauer Westfahl sehr klein und bescheiden, wenigstens, was die Tauben anbetraf. Ob er hinter den Betrug gekommen war, und wie, das erfuhr keiner. Nur, als Kluth ihn eines Tages fragte, wie das nun mit den eingetauschten Trommeltauben sei, die müsse er doch wohl wieder herausgeben von wegen — —

Da fuhr ihn Westfahl entsetzt an: „Bleib mir mit Tauben vom Leibe; ich kann von Tauben nichts mehr hören und sehen!"

Aber von den Zitronentauben wurde im Dorf noch lange gesprochen, und jedesmal, wenn Bauer Westfahl so recht im Protzen war, fiel ihm plötzlich die Geschichte ein. Dann gab er sein Protzen auf und war ein bescheidenes, freundliches Glied der Gemeinschaft.



Zur Sonnenwendfeier

„Flamme empor"
Dieses Lied wird in der Nacht der Sonnenwende in deutschen Landen an den Feuern, die die Jugend entfacht, zum Sternenzelt aufsteigen.

Wertvolle Freundschaft / Humoreske von Walter Jelen

„Die Idee ist brillant!" Pietro Combi lächelte entzückt. Mit großen Schritten durchmaß er sein hübsches, kleines Zimmer und je mehr er nachdachte, desto besser gefiel ihm das, was er zu tun beabsichtigte.

Pietro liebt nämlich Angela, ein schönes junges Mädchen, und sie liebt ihn. Sie waren so gut wie verlobt. Die Ursache seines Kummers war, daß ihr Vater ihn nicht so behandelte, wie er es sich wünschte Signore Morel sah in ihm nur den kleinen Beamten der großen Weinhandelsfirma und nicht den tüchtigen, energischen Mitarbeiter, mit Aussicht auf eine glanzvolle Karriere. Das verdroß Pietro und er beschloß etwas zu tun, damit sein Ansehen bei den Eltern Angelas gewinne.

Eines Abends, als die Familie Morel und Pietro beim Nachtmahl beisammensaßen, fragte der junge Mann wie von ungefähr, ob er in den nächsten Tagen einmal einen Bekannten mitbringen dürfte.

„Natürlich Pietro?" sagte Herr Morel. Und er fügte neugierig hinzu: „Wer wird uns das Vergnügen erweisen . . .?"

Auch die schöne Angela blickte Pietro fragend interessiert mit seelenvollem Augenaufschlag an.

„Ja, das ist so eine Geschichte", meinte Pietro wichtig und lächelte stolz: „Nämlich: bei der Weinhandelsfirma, deren Beamter ich bin, ist ein Direktor, ein Mann, der besonderen Einfluß besitzt. Luigi Rovero. Ein reizender Mensch übrigens. Er behandelt mich wie seinen Sohn. Signore Rovero fördert mich auch wann und wo er kann. Und da er nun gehört hatte, daß ich mich verloben werde . . . nun . . . also kurz: er würde sich gerne . . ." Pietro errötete ein wenig und sagte leise: „Er würde gerne die Auserwählte meines Herzens sehen. — Direktor Rovero ist einflußreich und liebenswürdig . . . Ich glaube — —"

„Aber selbstverständlich!" nickte Herr Morel. „Sagen Sie Direktor Rovero, wir würden uns glücklich schätzen, wenn er uns mit seinem Besuch beehrte."

„Ist er nett . . .? fragte Angela leise.

„Na, du wirst schon sehen . . ." meinte Pietro und lächelte vielsagend.

So kam der Tag heran, an dem Direktor Rovero erwartet wurde.

Um acht Uhr abends fuhr eine schnittige, karminrote Limousine beim Hause vor. Ein soignierter, älterer Herr entstieg ihr. Pietro eilte ihm sogleich entgegen. Sie begrüßten sich herzlich. Dann geleitete er den Gast in die Wohnung, wo er der Hausfrau ein Bukett gelber Rosen überreichte, ihrer charmanten Tochter anmutige und geistvolle Komplimente machte. Bald war eine angeregte Unterhaltung im Gange.

Direktor Rovero gratulierte dem Bräutigam zu seiner Wahl und sagte, er verdiene sein Glück. Als sich das junge Paar für einige Minuten zurückzog, bemerkte der Gast, er kenne und schätze Pietro und äußerte sich weiter in Worten aufrichtigen Lobes über ihn. Lange blieb die Gesellschaft plaudernd beisammen.

Es war gegen elf Uhr nachts, als der Herr Direktor sich verabschiedete. In Begleitung des Bräutigams, dessen Renommee durch diesen Besuch eine gewaltige Stärkung erfahren hatte, bestieg er die Limousine.

Am Balkon stand Angela und winkte herunter. Hinter ihr standen die Eltern, die erst jetzt erkannten, was sie an ihrem zukünftigen Schwiegersohn besaßen.

„Mein Herr!" sagte Pietro Combi im Auto zu dem Direktor!" Sie haben Ihre Rolle meisterhaft gespielt! Hier, zweihundert Lire! Ich werde nicht ermangeln, Sie meinen Freunden bei Gelegenheit zu empfehlen."

„Ich danke Ihnen im Voraus verbindlich" lächelte der „Direktor". — Er war ein alter Schauspieler, der auf diese originelle Art seinen kleinen Verdienst aufbesserte.

„Krause sagte mir, er hätte zwölf Enten geschossen, als er das letzte Mal auf Jagd war!"

„Mir erzählte er von 24 Enten!"

„Dann fand er wohl, daß du doppelt so dumm bist, wie ich!"

(Zeichnung: Rösch eisen.)

Dies nebenbei

Der Amorphophallus aus der Gattung der indisch-malaiischen Arazeen gilt als die größte Blume der Welt. Diese in Sumatra heimische Pflanze besitzt einen knolligen Wurzelstock und bringt meist nur ein einziges riesenhaftes dreiteiliges Laubblatt hervor und einen mächtigen Blütenkolben, der von den Eingeborenen abgekocht und gegessen wird. Das Seltsame an der größten Blume der Welt ist, daß sie außerhalb ihrer Heimat nur höchst selten zur Blüte gelangt. Im Londoner Kew Garden hat sie bisher nur zweimal geblüht, und im Newyorker Botanischen Garten am 27. Mai zum ersten Male.

Die exotische Pflanze verweilte über 5 Jahre lang in einem schlafähnlichen Zustand und entwickelte lediglich drei Blätter. Die amerikanischen Botaniker waren daher nicht wenig überrascht, als die eigenartige Blume plötzlich zu sprießen begann. Es sind die ungewöhnlichen Ausmaße dieser Pflanze, die von jeher das Interesse der Botaniker erweckten. Das Newyorker Exemplar mißt über 2,5 Meter, wovon nur 50 Zentimeter auf den ebensodicken Stengel entfallen. Der Blütenkolben weist eine Länge von 2 Meter auf, und die Blüte, die einer umgestülpten Glocke gleicht, hat einen Umfang von 4 Meter. Außen ist sie gelb und grün, innen aber braun. Die Blüte strömt einen widerwärtigen Geruch aus. Durch außerordentlich hohe Treibhaustemperaturen und nachgeahmten tropischen Regen in großen Mengen wurde die größte Blume der Welt zum Blühen gebracht.

*

Ein Gaunerstreich, der selbst in Newyork ohne Beispiel ist, spielte sich unlängst in einer Großbank in der Wallstreet ab. Ein Mann trat zu den beiden Polizisten, die den Eingang des Bankhauses bewachten und erklärte: „Ich bin Inspektor Brown von der Kriminalpolizei. Ich verfolge einen Hochstapler, der mit einem falschen Scheck in der Bank 40 000 Dollar behoben hat. Folgen Sie mir unauffällig! Der Mann wird verhaftet." Mit der Sicherheit eines erprobten Kriminalisten schritt der Inspektor in Zivilkleidung dann auf einen Mann zu, der soeben mit einer Tasche unter dem Arm die Bank verließ, und erklärte den Erstaunten für verhaftet. Angesichts der beiden uniformierten Polizisten wagte der Verhaftete keinen Widerstand und ließ sich zum Polizeipräsidium führen. Dort nahm der Kriminalbeamte die Tasche mit den 40 000 Dollar an sich und befahl den Schutzleuten, den angeblichen Hochstapler in das Verhörzimmer zu bringen. Er selbst, so erklärte er, werde nur das Geld deponieren und dann sofort nachkommen. Die beiden Polizisten warteten mit ihrem Häftling jedoch vergebens auf den angeblichen Inspektor. Und als es sich herausstellte, daß der Verhaftete der Kassenbote einer bekannten Newyorker Firma war, bemerkte man, daß die Polizei einem raffinierten Gauner zu 40 000 Dollar verholfen hat.

*

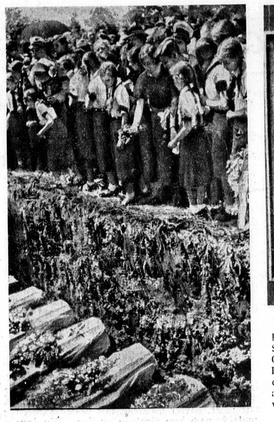
Einen bösen Skandal erlebte der berühmte italienische Tenor Tino Rossi, als er unlängst im Theatre Francais in Bordeaux ein Gastspiel gab. Als er auf der Bühne erschien, ertönten grelle Pfiffe, und von der Galerie aus wurde der Tenor mit faulen Aepfeln beworfen. Die Demonstrationen hielten an, bis die Polizei einschritt und für Ruhe sorgte. Dieser Vorfall hat eine merkwürdige Vorgeschichte. Der Tenor war im Vorjahr von einem Studentenverband in Bordeaux eingeladen worden, an einer künstlerischen Veranstaltung teilzunehmen. Als er in letzter Minute absagte, besorgten sich die Studenten mehrere Schallplatten von Tino Rossi, einer von ihnen zog die bekannte korsische Tracht des Sängers an und machte zur Grammophonmusik die entsprechenden Mund- und Handbewegungen. Als Rossi von diesem Studentenulk erfuhr, nahm er die Sache übel und strengte ein Klage an. Das Gericht verurteilte die Studenten zu einer größeren Geldstrafe. Nun haben sich die Bestraften bei dem Gastspiel Rossis in Bordeaux dafür gerächt, daß der Sänger ihren harmlosen Scherz mit einem Prozeß beantwortet hatte.

*

In Cottbus trug sich dieser Tage folgendes zu: Ein junges Mädchen kam besuchsweise in die Stadt, um Verwandte zu besuchen. Wie erstaunt war es, als es die Tante bewegungslos auf einem Stuhl sitzend vorfand, den Mund weit offen haltend und statt aller Antworten nur eifrige Gesten machend. Ueber eine halbe Stunde währte diese ungewöhnliche Unterhaltung, während der die Tante nicht dazu zu bewegen war, ein einziges Wort zu sprechen — immer hielt sie den Mund weit aufgesperrt. Nach Ablauf einer Stunde kam dann endlich der Onkel nach Hause, und jetzt löste sich das Rätsel. Der Tante war nämlich ein künstlicher Zahn aus dem Gebiß ausgefallen. Um den Arzt zu ersparen, wendete ihr Mann ein selbsterfundenes Klebemittel an, mit dem er den Zahn wieder einsetzte. Bei seinen Versuchen mit dem Klebstoff hatte es nun die Festestellung gemacht, daß dieser mindestens zwei Stunden trocknen müsse, bis er die richtige Haltekraft besaß. Infolgedessen schrieb er seiner Frau vor, zwei Stunden lang den Mund offen zu halten und ging inzwischen in eine benachbarte Wirtschaft, um sich dort von seinem zahnärztlichen Experiment zu stärken. Damit es seiner Frau nicht allzu schwer falle, den Mund weit aufzuhalten, hatte er noch ein übriges getan und ihr zwischen Gaumen und Zunge ein Holzstück eingespreizt. Vielleicht war das ganze nur eine kleine Rache . . .

Die Unglücksstätte von Edesheim

Während einer furchtbaren Unwetter-Katastrophe, die unerwartet über einen Teil der Südpfalz hereinbrach, wurden 40 BDM.-Mädchen, die in dem bei Edesheim liegenden Schwimmbad badeten, von einer riesigen Flutwelle überrascht. Zehn Mädchen kamen bei dem Unglück ums Leben. — Das Schwimmbad nach der Katastrophe. Noch deutlich erkennt man die Spuren der Flutwelle, die auch in den benachbarten Ortschaften größte Verheerungen anrichtete. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)



Französische Kunstausstellung in Berlin

In der Akademie der Künste wurde die unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten Hermann Göring und des französischen Botschafters François Poncet stehende Ausstellung „Französische Kunst der Gegenwart" eröffnet. Unter vielem anderen ist auch dieses Porträt des französischen Botschafters von Lucien Jonas zu sehen. (Zander-K.)

Die zehn Jungmädel des BDM. werden beigesetzt

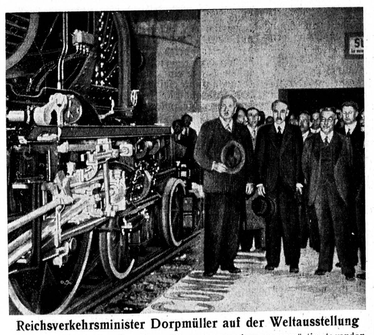
Unter starker Beteiligung zahlreicher Volksgenossen wurden in Rhodt unter Rietburg die zehn Jungmädel des BDM. beigesetzt, die bei der Naturkatastrophe bei Edesheim ums Leben kamen. — Die BDM.-Mädels erweisen ihren toten Kameradinnen die letzte Ehre. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Italienische Jugend besucht Deutschland

In Berlin trafen 1200 Mitglieder der Opera Nazionale Balila zu einem mehrtägigen Besuch ein. Sie werden 8 Tage in einem italienischen Jugendlager im Grunewald weilen. Unser Bild zeigt die italienischen Gäste, die sich unmittelbar nach ihrer Ankunft zum Ehrenmal begaben, auf ihrem Marsch durch die Straßen der Reichshauptsadt. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Der Festzug der 25 000

Der Höhepunkt der Reichstagung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" war der Festzug durch die Straßen der alten Hansestadt Hamburg. Auch die vielen ausländischen Volksgruppen nahmen in ihren Trachten daran teil. — Hier sieht man den rumänischen Trachtenzug im Festzug vor der Tribüne, auf der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und zahlreiche führende Persönlichkeiten und Gäste Platz genommen hatten. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)



Reichsverkehrsminister Dorpmüller auf der Weltausstellung

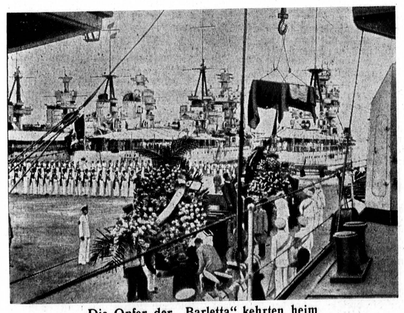
Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller, der an dem gegenwärtig tagenden Internationalen Eisenbahnkongreß in Paris teilnimmt, besichtigte mit den übrigen Teilnehmern des Kongresses die Internationale Weltausstellung, wo ihn (ganz links) unser Bild im Eisenbahnpavillon zeigt. (Weltbild, Zander-K.)

Rosemeyers Rekordfahrt auf dem Nürburg-Ring

Das Internationale Eifelrennen, der bisher schwerste Kampf der Rennwagen, Sportwagen und Motorräder, wurde von deutschen Fahrern auf deutschen Maschinen gewonnen. Bernd Rosemeyer, der hier haarscharf die Kurve nimmt, ging als Sieger des Hauptrennens der schweren Wagen auf Auto-Union in neuer Rekordzeit durchs Ziel. (Schirner, Zander-K.)

So macht ein Kriegsschiff fest

Matrosen des in Kiel zu Besuch weilenden französischen Kreuzers „Jeanne d'Arc" machen zusammen mit ihren deutschen Kameraden ihr Schiff an der Halteboje fest. (Weltbild, Zander-K.)



Die Opfer der „Barletta" kehrten heim

Im Hafen von Neapel trafen jetzt die Särge mit den sechs italienischen Offizieren ein, die bei dem verbrecherischen Bombenüberfall der spanischen Bolschewisten auf den italienischen Zerstörer getötet wurden. Unter militärischen Ehren wurden die Särge mit den toten Offizieren im Hafen von Neapel an Land gebracht. (Zander)

Frontkämpfer werfen ihre Kriegsauszeichnungen fort

Anhänger der belgischen Frontkämpfer-Organisation „Croix de Feu" zogen vor das Grabmal des Unbekannten Soldaten in Brüssel und warfen dort ihre Kriegsauszeichnungen fort, um auf diese Weise gegen das Verbot einer Demonstration zu protestieren, die sich gegen das Amnestiegesetz richten sollte. (Zander-K.)

General Putna zum Tode verurteilt.

Einer der acht Generale, die vom Obergerichtshof der Sowjet-Union zum Tode verurteilt wurden, ist General Putna. Der General, der sich schon seit etwa einem Jahr in Haft befindet, war früher Militärattaché in London. (Zander-K.)

Der späte Gast / Von Rudolf Ahlers

Der Fiebrerwirt, der neben seiner Wirtschaft zugleich die Stelle des Postverwalters versieht, wischt sich den Bart, wägt das kleine, in graues Packpapier gehüllte Paket prüfend in der schweren Hand. „Für den Karl in Frankreich? Den Absender müssen's noch draufschreiben, Bäuerin." —

Die Frau tritt an das kleine Pult am Fenster. Ihre Hand zittert ein wenig. Sie schreibt mit ungelenker Hand, den Zeigefinger hart gekrümmt, sehr langsam in steilen Schriftzügen den Namen: Margret Prechtmar, Ober-Gunsbach, Schwarzwald.

Dann reicht sie das Paket zurück.

„Hm, wird seine Freud haben, der Karl. Zwei Jahre nun schon. Ein Kreuz mit dem Krieg", sagt der Fiebrerwirt, lüftet die Waage pendeln und sieht die Frau dabei an.

Die Bäuerin sagt einen Gruß und geht zur Tür. Draußen fällt der Abend. Es ist später Herbst. Die Bäume stehen kahl schon vor dem dunkelnden Himmel. Regenwolken ziehen über die Höhen. Der Wind fetzt sie auseinander, treibt sie über die Hänge. —

Es wird regnen zur Nacht — denkt die Frau, während sie langsam den Weg zu ihrem Anwesen emporsetzt.

Frankreich? Gefangenschaft? Sie denkt die Worte durch. Zwei Jahre hat der Postverwalter gesagt. Stimmt, zwei Jahre! Gefangenschaft? Sie kann sich nichts darunter vorstellen. Sie kann gehen, wohin sie will. Der Blick schweift weit, wenn sie von ihrem Haus ins Tal späht, und dort von der Höhe des Waldes beim Holzsammeln kann sie ins Rheintal hinabschauen, drüben hinaus, weit ins Schweizerische hinein. Gefangenschaft? Irgendwo ein kahler Platz, Baracken, ein Zaun drum herum, und hinter ihm steht der Karl und sieht sie an. Sie sieht den Jungen vor sich. Nein, er sieht nicht traurig aus. Er hat die Hände in die Taschen vergraben, wippt den Körper auf den Zehen auf und nieder und lacht gar. Aber dazwischen, zwischen ihr und ihm ist der Zaun.

Nun wohl. Es wird sein Ende nehmen. Der Mann in Rußland. Der Karl arbeitet im Steinbruch. Es ist nichts dran zu ändern. Sie hält derweil Haus und Hof, das kleine Anwesen zusammen.

Das Tor des Gartenzaunes knarrt leise, als sie es schließt und den Riegel einhämmert. Der Regen fällt. Es ist dunkel geworden. Der Wind fährt durch die Bäume, und aus dem Tal blinken die ersten Lichter der Häuser herauf.

Die Frau wirft der Kuh das Futter vor, schließt den Hühnerstall und tritt in die Küche. Das Essen steht auf dem Tisch, Kartoffeln, Fett, Brot, Ziegenmilch. Die Magd hantiert am Herd. Die Bäuerin setzt sich nicht. Sie geht durch die Stuben. Es ist das immer so, wenn ein Brief, ein Paket zur Post hinuntergetragen ist. Sie fühlt die Einsamkeit, und als sie an der Küchentür wieder steht, ist es ihr, als müsse sie sie öffnen, über den Hof rufen:

„Komm Karl. Das Essen ist fertig", und wirklich hört sie, während sie eine Weile wartend da steht, die Tür auf einen Spalt geöffnet, sehr deutlich den Fall der schweren Holzschuhe, die über den Hof der Türe sich nähern.

Die Frauen essen schweigend. Die Magd räumt das Geschirr ab, wünscht gute Nacht und zieht die Tür hinter sich zu. Die Bäuerin ist allein. Sie läßt den Hund hinaus und setzt sich in den knarrenden Korbstuhl an den Ofen, die Hände in dem Schoß gefaltet.

Morgen muß die Milch früher an die Straße getragen werden, der Wilhelm hat Bescheid gebracht. —

Korn muß zum Müller. Die Wäsche — ja — das ist der kommende Tag.

Karl wird schlafen um diese Zeit. —

Die Sekunden mißt träge die Zeit. Das Feuer knistert im Herd, der Kessel summt. Draußen wirft der Wind den Regen gegen die Scheiben. Sonst ist es still.

Der Hund schlägt an. Ein rauhes kurzes Bellen.

Ein Wagen wird unten auf der Straße vorübergefahren sein. Es ist wieder still. Die Frau nimmt den Strumpf vom Schrank, setzt stirrend die Nadeln aneinander.

Wieder bellt der Hund. Heiser, erregt, pausenlos. Er läuft am Zaun auf und ab und heißt in die Latten. — Die Bäuerin öffnet die Tür. Der Lichtschein fällt weit in den dunklen Gartenweg und reicht bis an die Gattertür. Dort steht jemand. Eine dunkle Gestalt, die sich undeutlich gegen den Himmel abhebt. —

Die Bäuerin hat keine Furcht. Kommt noch jemand aus dem Dorf herauf? Ein Bettler? Ein Vertreter? Sie tut einige Schritte vorwärts. „He, was gibt's." —

Der Fremde antwortet nicht, und nun, als sie näher tritt, weicht er zurück, verschwindet lautlos fast, den Kopf eingezogen, ängstlich, geschmeidig in der schnellen Bewegung hinter den Fichten, die dunkel jenseits des Weges stehen.

Die Bäuerin wartet eine Weile und ruft noch einmal ins Dunkle. Niemand antwortet. So zerrt sie den Hund zurück. Doch als sie die Tür schließen will und nochmals zurückblickt, steht der Unbekannte wieder vor der Gartentür, schiebt den Arm über die Latten hinweg, den Riegel zurück und kommt mit langsamen Schritten, zuweilen zögernd innehaltend, den schmalen Gartenweg auf das Haus zu.

„Was soll's?" fragt die Frau und sieht nun in ein bleiches, härtliches Gesicht, in dem ein Paar unruhiger dunkler Augen stehen.

Der Unbekannte steht regungslos vor ihr. Er macht eine leichte Bewegung, schiebt den Arm etwas vor, hebt die Hand, öffnet sie. — „Brot!" —

Er sagt es ihr sehr schnell, gehetzt, würgt es hervor, hungrig, gierig, fordernd und bittend zugleich.

„Kommt herein."

Nun steht der Fremde im Raum. Er ist groß, hoch gewachsen. Er trägt einen zerschlissenen Mantel, der vor Nässe dampft, der die Brust oben frei läßt, die weder Hemd noch Kragen schließen. Die Hosen sind an den Knöcheln zusammengebunden, die groben Schuhe mit Bindfäden geschnürt.

„Setzt Euch. Wo kommt Ihr her?"

Der Mann verharrt stehend an der Tür. Er hat die Klinke nicht aus der Hand gelassen. Seine Gestalt ist leicht nach vorn geneigt, als er das gleiche Wort heiser, leiser jetzt, hervorstößt:

„Brot, bitte."

Die Bäuerin geht zum Schrank, legt den Laib Brot auf den Tisch, trennt von ihm eine starke Scheibe, tut Schmalz darauf, füllt eine Krumme mit Milch und schiebt alles auf die Tischdecke. Der ander verfolgt jede ihrer Bewegungen. Seine Hände heben sich leicht, fie zittern ein wenig, doch immer noch verharrt er in der gleichen Stellung.

„Setzt Euch. Eßt."

Es ist ein seltsames Gesicht, das nun langsam in den gelben Schein der Lampe eintaucht, während der Fremde sich niederläßt, um mit jäher, harter Gebärde, mit beiden Händen zugleich, nach dem Brot zu greifen. Ein junges Gesicht. Breitknochig, mit kräftiger Nase, mit festem, derbem Mund. Die Stirn ist niedrig, und eine Strähne nassen Haares fällt darüber. Aber die Augen. Sie liegen tief in den Höhlen. Sie brennen wie zäh aufflackernde Feuer. Sie schweifen durch den Raum wie irrende, suchende Vögel, stehen eine Weile still und mustern, blitzschnell hinter den sich senkenden Lidern auf einen Spalt verschwindend, die geschlossene Tür des Nebenraumes. Als der Blick aber wiederum die Frau trifft, die aufrecht am Tische steht, den Fremden musternd, werden die Augen wieder klar, trübia. Sie sind nun ganz groß, sie verändern dieses Gesicht, geben ihm Ruhe und schauen lange der Frau auf die Hände, bis der Blick ihre fragende Miene trifft. Dort verweilt er, bis ein Lächeln über das Gesicht des Mannes zieht, so als rühre der Mittagswind ein dunkles Wasser, über das plötzlich, unverhofft die Sonne fällt.

„Danke", sagt der Fremde. „Gut. Weiter nun!"

„Wohin?"

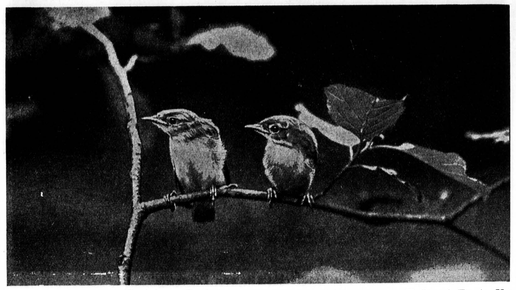
Der Gast steht an der Tür. Er wendet sich noch einmal um und sieht auf die Bäuerin, sieht ihre große Gestalt, das Gesicht, die Hände, diese harten, verarbeiteten Hände, die vor ihr auf dem Tisch im Lichte der Lampe liegen. Dann gleichzeitig es. Der Fremde faßt die Türklinke los, die seine Rechte schon umfaßt hatte, geht auf die Stehende zu, schlägt den Mantel auf und steht so, den Kopf fragend leicht gesenkt, wartend da.

Unter dem Mantel wird ein Russenhemd sichtbar, auf dem mit weißer Farbe in großen Lettern die Gefangenennummer gezeichnet ist.

Es ist lange still zwischen beiden.

„So ist das" —, dankt die Bäuerin und schiebt einen Hocker hervor. Der Fremde steht und wartet.

„Rußland! Dort auch Hof wie hier — und dort auch Mutter wie du!"



„Neugierige Jugend" / Zwei junge Laubsänger (E. Engel, Zander-K.)

Die Bäuerin sieht den Mann lange an, tritt an den Herd, und während sie die Ringe aus dem Feuer nimmt und die Töpfe richtet, überlegt sie.

Eine Viertelstunde ist es zum Ortsvorsteher. Die Lena könnte gehen. So will es die Ordnung. —

Aber sie füllt die Suppe in den Topf und wendet sich dem Fremden zu. „Eßt und wartet."

Dann geht sie in die Kammer und richtet das Lager.

Es ist Karls Bett. Sie öffnet den Schrank, legt eine warme, alte Joppe, eine Mütze, ein Hemd über den Stuhl und stellt einen Krug Wasser auf den Hocker. —

In dieser Nacht schläft die Bäuerin nicht. Sie sitzt in dem knarrenden Stuhl und sieht hinaus, bis im Geviert des Fensters der fahle Morgen steht. Dann tritt sie in die Kammer.

Er schläft ruhig. Das Gesicht ruht auf der ausgestreckten flachen Hand. Gleichmäßig, friedlich geht der Atem. Sie schützt das flackernde Licht der Kerze mit der Hand, doch als sein Schein auf das Gesicht des Fremden fällt, muß sie eine Weile innehalten und es betrachten. Dann rührt sie den Arm des Schlafenden.

„Es ist Zeit." —

Auf dem Tische stehen Brot und warme Milch, Brot, Wurst, Käse sind in ein graues Tuch gebunden. —

Ueber den Höhen dämmert fahl das erste Frühlicht des Morgens. Das Tal liegt noch im Dunkel, leicht erst rötet der Himmel im Osten sich. Die Frau steht an der Pforte des Gartens. Der Fremde tritt vorsichtigen Schritts aus dem Hause, schreitet an ihr vorüber. Er beugt leicht und schnell das Knie, schlägt das Kreuz und führt flüchtig die herabhängende Hand.

Sie sieht den Gast noch einmal an, dann zeigt ihr ausgestreckter Arm die Richtung gen Süden.

Die Schritte verklingen im Wald. Es wird still.

Knarrend schließt sich die Gartentür. Die Bäuerin schaut noch einmal zu den Höhen nach Westen herüber, dann geht sie zurück zu ihrer Arbeit. —

Der Lebensbaum / Novelle von Paul Raché

In dem kleinen Dorf des Tessin, wo ich diesmal meinen Urlaub verbrachte, war ich der einzige Gast. Das lag wohl nicht nur an der vorgeschrittenen Jahreszeit. Auch sonst pflegen sich in dieses stille Seitental der Südalpen nur selten Fremde zu verirren. Und daß man gar für längere Zeit hier Aufenthalt nahm, war etwas ganz Ungewohntes. Aber meinen verbrauchten Nerven tat diese Weltabgeschiedenheit, fernab vom Bahnverkehr und den großen Autostraßen gut, sie fanden hier Ruhe und Entspannung.

Die Abende, wenn ich heimkehrte von meinen Wanderungen, verbrachte ich gern in der Wirtsstube, mitten unter den Dorfbewohnern. So saßen wir eines Abends wieder zusammen, als plötzlich das Gespräch verstummte und es einen Augenblick in der Wirtsstube stille war, wie in der Kirche.

In der Tür war ein Mann erschienen, der nicht grüßte, nicht den Versuch machte, sich zu den andern zu setzen, sondern sich an einem kleinen Tisch in der äußersten Ecke niederließ und stumpf vor sich hinstarrte. Einer Bestellung bei dem Wirt schien es nicht zu bedürfen. Der kam mit einem großen Glas, das er schweigend dem neuen Gast hinstellte. Ich war natürlich begierig, zu erfahren, was das alles bedeutete, aber man wich meinen Fragen aus und schüttelte nur immer wieder den Kopf. Es war den andern ersichtlich peinlich, mir zu antworten, und ich unterließ deshalb auch jede weitere Fragen zu stellen.

Dafür betrachtete ich mir den Mann, der mit großen, bedächtigen Zügen seinen Wein trank, genauer. Er mochte Ende der Fünfzig sein, obgleich das schneeweiße Haar ihn vielleicht älter erscheinen ließ. Die Gestalt war hoch und massig, und auf dem Stiernacken saß ein starknochiger, mehr eckig als rund erscheinender Kopf, der besonders durch die breitausgewachsene, scharfkantige Stirn auffiel. Das Gesicht war stark gerötet, man merkte sofort, der Mann war nicht gewohnt, es bei einem Glase bewenden zu lassen. Aber die Augen waren seltsam glanzlos, wie nach innen gekehrt, als ob sie auf dieser Welt nichts mehr zu suchen hätten.

Die befremdende Stille, die bei seinem Eintritt an allen Tischen geherrscht hatte, war dann in ein leises Geflüster und Getuschel übergegangen, das aber nicht lange dauerte. Der Mann war hier anscheinend keine fremde Erscheinung, die allgemeine Unterhaltung nahm bald wieder ihren Fortgang, und es war, als ob der große stille Mann dort hinten in der Ecke für die andern nicht da wäre.

Zwei Tage später sah ich den Mann auf der Straße. Ich ging ihm in einiger Entfernung nach. Er schritt dahin, ohne sich um irgend jemand zu kümmern. Nicht ein Blick und noch weniger ein Gruß. Auch die andern beachteten ihn nicht. Es schien sogar, als ob sie seine Nähe mieden. Wenn sie ihn kommen sahen, gingen sie lieber auf die andere Seite.

Das alles machte mich natürlich um so neugieriger. Und am Nachmittag, als ich mit dem Wirt allein in der Gaststube saß, drang ich in ihn, mir doch zu sagen, was es mit dem seltsamen Mann eigentlich für eine Bewandtnis habe.

Auch der Wirt wollte anfänglich nicht recht mit der Sprache heraus. Dann aber sagte er doch: „Na, sehen Sie, Herr, die Sache ist nämlich die, der Mann ist ein Mörder."

„Ein Mörder?"

„Ja, er hat seinen eigenen Sohn getötet."

„Und dann läuft er so frei umher? Wie ist denn das nur möglich?"

„Na, das kommt, weil er seinen Sohn nicht wirklich getötet hat, daß man ihn verurteilen konnte, sondern nur in Gedanken. Dafür gibt es ja keine Strafe. Aber ein Mörder ist er doch, und das ist auch der Grund, weshalb ihn alle im Dorf meiden, denn mit einem Mörder mag schließlich niemand etwas zu tun haben, nicht wahr, Herr?"

„Nein, natürlich nicht, aber ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Wollen Sie mir nicht einmal richtig im Zusammenhang erzählen . . .!"

Und nun fing der Wirt an:

„Es mögen jetzt so an die dreißig Jahre her sein, daß Luigi Cintio, so heißt der Mann, heiratete. Es war eine glänzende Hochzeit, denn Luigi besaß den reichsten und schönsten Hof im ganzen Dorf. Und als dann ein Sohn kam, war Luigi überglücklich. Er ging auch sofort daran, in seinem Garten für den Neugeborenen einen Lebensbaum zu pflanzen, wie es bei uns im Tessin so Brauch ist. Da es ein Sohn war, wurde ein Apfelbaum gepflanzt, bei einem Mädchen wäre es ein Birnbaum gewesen. Der Baum wuchs prächtig, und der kleine Attilio, so hieß der Sohn, auch. Er wurde der stattlichste Bursch im ganzen Dorf. Der Stolz des Vaters kannte keine Grenzen, und als die Mutter starb, übertrug er seine ganze Liebe auf den Jungen.

Nun aber war der Vater ein Dickkopf. Alles sollte nach seinem Willen geben. Widerstand konnte er nicht vertragen. Dann wurde er förmlich blind vor Wut. Auch der Junge mußte ihm aufs Wort gehorchen. Anfänglich ging das auch. Aber je größer Attilio wurde, um so schwieriger wurde das Verhältnis zu dem Vater. Denn Attilio hatte den Dickschädel seines Vaters geerbt. Und nun gerieten die beiden mehr als einmal aneinander. Luigi merkte, daß sich der Sohn innerlich immer mehr von ihm abwandte. Das konnte er nicht ertragen. Denn er liebte den Attilio über alles. Aber ein bißchen nachgeben, das wollte er nicht. Das konnte er wohl auch nicht, das war eben zu sehr gegen seine Natur. Doch Attilio, der inzwischen die Zwanzig erreicht hatte, wollte sich natürlich nicht mehr wie ein Kind behandeln lassen. Er drohte, nach Amerika auswandern zu wollen. Geh nur, geh nur, je eher, je besser!, sagte der Vater, der keinen Augenblick glaubte, daß es dem Jungen ernst sei, und der absichtlich den Sohn reizte, weil er nicht merken lassen wollte, wie schrecklich ihm der Gedanke sei. Attilio verlieren zu müssen.

Wie das aber nun so kommen mußte, eines Tages war der Attilio doch auf und davon. Nach Südamerika. Von dort kam dann gelegentlich ein Brief an Bekannte, daß es ihm gut gehe. Dem Vater schrieb er nicht. Und der Vater schrieb nicht an den Sohn, trotzdem er von dem Augenblick an, wo Attilio ihn verlassen hatte, ein gebrochener Mann war. Er vernachlässigte seinen Hof, arbeitete nur noch das Notwendigste —, für wen soll ich auch? sagte er achselzuckend — und kam um so öfter hierher. Nickten ihn die anderen und sagten: Na, Luigi, du vertrinkst wohl deinen Kummer um den Attilio', dann lachte er nur höhnisch: Bah, Kummer! An den Jungen, an den denke ich überhaupt nicht mehr.'

Als bekannt wurde, daß Attilio drüben geheiratet hatte, raste er. Daß der Junge heiraten konnte, ohne seine Einwilligung, irgendeine Fremde, die er nicht kannte, das wurmte ihn über die Maßen. Seine Gesundheit litt darunter. Und eines Tages setzte er sich hin und schrieb Attilio einen Brief. Er solle sofort zurückkommen und den Hof übernehmen. Es muß ihm schwer geworden sein, den Brief zu schreiben. Und da er sich nichts vergeben wollte, schloß er den Brief mit den Worten: ‚Ich, Dein Vater befehle es Dir.'

Von Attilio kam die kurze Antwort, er dächte nicht daran, wieder zurückzukommen, und befohlen liefe er sich schon gar nicht.

Da packte den Vater eine sinnlose Wut. Wenn er nur den Jungen da gehabt hätte, erwürgen hätte er ihn mögen! Doch da, im Garten, da stand ja stolz und groß der Apfelbaum, Attilios Lebensbaum. Und da nahm er die Axt, stürzte in den Garten und hieb auf den Baum los. „Da, du Bengel, da, du Bengel!" . . . Immer wieder, immer wieder, fielen die Hiebe, und er ruhte nicht eher, bis der Baum jämmerlich zerhackt am Boden lag.

Im Dorf hatte man mit Entsetzen davon gehört. Einen Lebensbaum erschlagen, das war noch nie vorgekommen. So etwas konnte nicht gut ausgehen. Und nun kommt das Unfaßbare. Drei Wochen später langte ein Brief aus Südamerika an von Attilios Frau. Attilio sei an dem und dem Tage nachmittags von einem Auto überfahren und auf der Stelle getötet worden. Tag und Stunde waren genau die, an denen Luigi in seiner rasenden Wut den Lebensbaum vernichtet hatte.

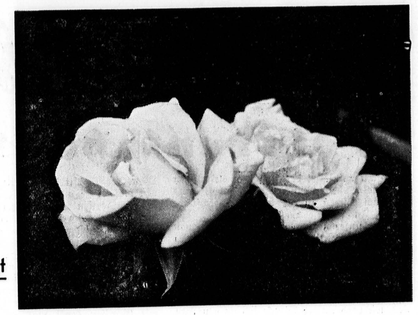
Ich warf ein, daß das doch nur ein Zufall sein könne. Aber der Wirt schüttelte ernst den Kopf.

„Ach nein, sehen Sie, an einen Zufall glaubt hier kein Mensch. Vor allen anderen Luigi selber nicht. Er meint, er habe den Sohn getötet. Und alle betrachten ihn auch als den Mörder und weisen mit Fingern auf ihn und weichen ihm aus. Mit Luigi wird es auch kein gutes Ende nehmen. Das Leben ist etwas Heiliges. Und ein Lebensbaum ist es auch. Man soll sich an ihm nicht vergreifen. Der Luigi mag es nicht gewollt haben . . . ein Mörder ist er doch!"

Die schöne Königin der Blumen

Rosen blühen prächtig in allen Gärten

Was deutsches Volk von ihnen singt und sagt



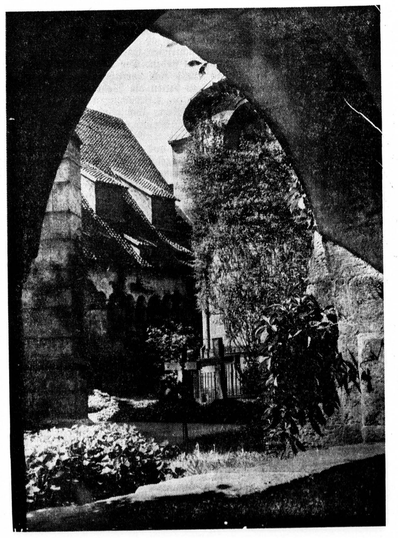
Wir stehen im Rosenmonat. Ueberall, in Stadt oder Dorf, im üppigsten und gepflegtesten Luxusgarten und im schlichtesten Bauerngärtlein erschließt sich die „Königin" der Blumen. Längst ehe im frühen Mittelalter auf dem Weg über Italien die gefüllte Gartenrose aus dem Orient ihren Weg auch nach Deutschland fand, blühte in unseren heimischen Wäldern die wilde Heckenrose. Unzählige Sagen, Märchen und Lieder künden von ihr und von der Bedeutung, die sie schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit im germanischen Volksleben gehabt haben muß. Kriemhild war die Besitzerin eines Rosengartens, der eine Meile lang und eine halbe Meile breit war und den zwölf Helden bewachten, unter ihnen auch Siegfried. Der Zwergenkönig Laurin hauste in seinem Rosengarten, in dem Dietrich von Bern ihn besiegte. Der „Rosenhag" kehrt immer wieder, vor allem im Märchen von Dornröschen, dessen Schloß ganz von wilden Rosenranken überwuchert war, bis der Königssohn es mit dem Kuß aus dem Zauberschlaf erlöste.

Im Dornrösschenmotiv klingt die doppelte Bedeutung der Rose im deutschen Volksglauben auf: als **Symbol von Leben, Liebe und Fruchtbarkeit**, aber auch als Symbol geheimnisvoller Zaubermacht und kultischer Verborgenheit. Hecken von wilden Rosen umfriedeten die altgermanischen Opferstätten und Thingplätze, anderseits aber war die fünfblätterige wilde Rose die Blume der Sonne, Zeichen des sieghaften Frühlings und der Liebe. Die Aufforderung des Jünglings an das Mädchen, mit ihm Rosen zu brechen, war eine Liebeswerbung, in dem Sinne wie es in Goethes schönem auf ein Volkslied zurückgehenden Gedicht noch zum Ausdruck kommt. In vielen unserer heutigen Bräuche verrät sich noch die uralte Bedeutung der Rose, so, wenn der Strauß der Braut aus weißen Rosen besteht oder wenn die Braut am Abend vor ihrer Hochzeit, am Polterabend, zum letzten Mal einen Kranz von roten Rosen trägt, bevor sie am nächsten Tage den Myrthenkranz empfängt.

Hier hat die Rose auch den Sinn, den das ganze Mittelalter ihr vor allen anderen verlieh, sie **verkörpert Reinheit und Unschuld**. Aufs innigste hat das Mittelalter die Rose mit der christlichen Mystik verschmolzen, sie wurde zur Blume Mariens, Maria selbst unter dem Bilde der „Rose ohne Dornen", „der Rose des Paradieses" oder der „mystischen Rose" gefeiert oder auch als Rosenstrauch, an dem Christus als Rose entsprossen ist, wie in dem Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen". Die rote Rose wurde mit dem Blute Christi und der Märtyrer in Beziehung gebracht, und auch der christlichen Mystik ist die Rose Siegel des Geheimnisses und der Verschwiegenheit. Die bildende Kunst schöpfte eine Reihe ihrer schönsten Motive aus dem Bilde der Rose, die Madonna im Rosenhag ist ein bevorzugter Gegenstand der deutschen Meister, Stefan Lochner hat in ihr den Inbegriff holdheiligen Frauentums geschaffen. Aus unseren gotischen Domen ist die mystische reich verzierte Fensterrose, die gewaltige steinerne Rosette nicht fortzudenken.

Der berühmteste und älteste deutsche Rosenstrauch ist der an der Gruftkapelle des Domes zu **Hildesheim**. Die geschichtlichen Zeugnisse über ihn reichen zwar nur bis in das 17. Jahrhundert zurück, aber diese schildern ihn schon fast ebenso groß wie er heute ist, nämlich ungefähr acht Meter hoch. Der Hauptstamm ist nur fünf bis zehn Zentimeter stark, aber die Aeste breiten sich über 10 Meter weit auseinander und bekleiden die ganze Wand im Juni mit tausenden hellrosafarbenen Blüten, im September mit scharlachroten Früchten. Niemand kann genau sagen, wie alt der Strauch ist, er gilt als tausendjährig, und die Legende führt seinen Ursprung auf Kaiser Ludwig den Frommen zurück, der an einem Wintertag bei der Jagd an dieser Stelle ein geweihtes Kreuz verloren haben soll. Er gelobte, dort, wo er es wiederfände, eine Kapelle zu bauen, und seine Diener fanden, der Spür der Jagd auf dem Schnee folgend, mitten im Walde einen mächtigen wilden Rosenstrauch in voller Blüte, an dessen Aesten das verlorene Kreuz hing. Seit diesem Tag grünt und blüht der Strauch jedes Jahr. Der Kaiser aber ließ, wie es es gelobt, neben ihm eine Kapelle errichten.

Eine besondere Bedeutung erlangte die Rose endlich auch in der **Heilkunst** des Mittelalters und der Renaissance. „Blumen, die eine brennende Farbe haben wie die Rose" sagt Paracelsus, „sind Heilmittel gegen Entzündungen; solche, welche die Farbe des vom Wein erhitzten Gesichtes haben wie die Rose, heben die Trunkenheit auf." Und der berühmte französische Arzt Pomet erklärt in seiner „Histoire des drogues", man brauche sich in den Apotheken nur umzusehen, um zu finden, daß fast jedes dritte Mittel aus Rosen bestehe oder mit Rosen vermischt sei. Einige der kostbarsten Geheimmittel jener Zeit bestanden hauptsächlich aus Rosen, so der aus der Damascenerrose bereitete „goldene Sirup des Herzogs von Mantua", das „trinkbare Gold des Rodericus a Fonseca" und das „königliche Geheimnis", das die Königin Elisabeth von England Kaiser Rudolf II. schenkte. C. K.



Zu unseren Bildern:

Wo wir auch der Rose begegnen, immer und überall freuen wir uns ihrer farbenprächtigen Schönheit. Gehen wir morgens in den Garten, ist ihre aufgebrochene Blüte vom Tau der Nacht benetzt, der wie rührende Tränen auf ihren Blättern perlt (oben). Es mag sein, daß schon früh die Rosen verwelken, aber immer neue Knospen drängen nach, die ihre duftige Pracht entfalten (unten rechts). Wo wir aber zu Feiern und Festen versammelt sind, da darf der festliche Rosenstrauß nicht fehlen, da prunkt er in kostbaren Vasen und läßt sich von niemand und nichts an festlicher Schönheit überbieten (Mitte). Unten links schauen wir aus dem alten Kreuzgang des Domes zu Hildesheim auf den 1000jährigen Rosenstock auf dem Annenfriedhof.

Photos: 7. Tag (Tölle) (3), Dr. Wiedemann, Hildesheim (1)

Schön deutsche Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

In die deutschen Alpen am Inn

Langsam entgleitet der Zug dem elektrischen Drahtgewirr des Münchener Bahnhofs und sticht nach Süden in die bayrische Hochfläche hinein. In flachen Wellen breitet sich das Land vor unseren Augen aus, durchzogen von den sumpf- und kiesreichen Tälern der grün schimmernden Alpenflüsse, die in raschem Lauf der Donau zustreben.

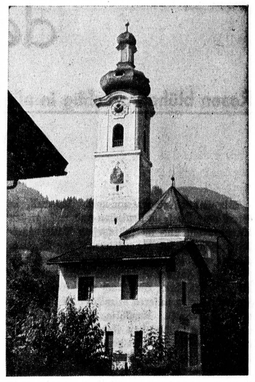
Wir fahren in die deutschen Alpen zum Inn: bei Rosenheim verläßt uns die andere große Linie nach Salzburg (Berchtesgaden)—Wien, während unsere Strecke sich an den Inn heranschlängelt und nun gerade Richtung auf die Alpen nimmt. Schon tauchen auf der Ebene die ersten verrauchemmlaufenen Alpenhäuser auf. Unwillkürlich wendet sich unser Blick nach Süden. Sehen wir nicht dort zwischen den Wolkenwänden die ersten scharfen Umrisse auftauchen? Sie werden immer klarer und deutlicher, gewaltig: Wir stehen vor dem großen Grenzwall zwischen Mittel- und Süd-Europa, dem Alpengebirge. Hart steigen die waldüberdunkelten Gebirgsmassen aus der Ebene empor, der Zug eilt voran in eine breite Gasse hinein, wir stecken mitten im Gebirge. Steile Bergwände schießen empor, wir schauen rechts und links zu nackten Felsen hinauf, auf denen sich allmählich der Wald verliert! Wir hören vom Brünnerstein und Wendenstein, vom Jahmen und Wilden Kaiser. Während sich über das Tal schon längst die Schatten legen, leuchten hoch oben ihre Zacken und Kronen in der Abendsonne auf. So bahnte sich der Inn, tief aus dem Innern der Zentralalpen kommend, einen Weg durch die Sperrketten der nördlichen Kalkalpen. Seine rauschenden Wasser sind abgedeicht gegen den Auwald, und die fruchtbaren Talwiesen, gegen das wohlbebaute Ackerland und die schmucken Dörfer, die sich in die Mündungsnischen der Seitenbäche schmiegen und mit ihren hellerleuchteten Barockkirchlein von Ufer zu Ufer, von Oesterreich nach Deutschland herübergrüßen. Wie mit den Flüssen um Mittenwald (Isar) und Oberndorf (Aller) greift hier am Inn deutsches Volksleben tief in die Alpen hinein. Dem Tal, das oft mehrere Kilometer breit ist, folgt eine dichte Siedlungslinie. Wer kennt nicht die als Kurorte längst bekannten Alpendörfer Kiefersfelden, Oberaudorf, Niederaudorf, Mühlbach, Fischbach mit ihrem eigenen Volks- und Bauernleben.

Wir verlassen das Hauptal mit einem rauschenden Sturzbach und erklimmen die erste Höhe. Noch einmal schallt vom Tal das Knattern der Züge herauf, die über den Brenner fort den Weg nach Italien nehmen. Immer höher windet der Pfad, immer ferner wird das Ziel. Harte Felsen starren uns an, dunkler Wald verengt uns Abgründe. Doch da begegnet uns ein einsamer Bauernjunge in seinem pfiffigen Hütte. Bald lugt durch den Wald eine lichte Bergweide, und unser Auge darf wieder ausruhen auf den sanften Linien einer würziggrünen Wiese. Ein stiller Weiser grüßt von fern. Gern gehen wir hin zu den einsamen Gehöften hier zwischen Wald, Fels und Tal. Von der Veranda hängen die Blumen tief herab. Auf dem Giebelbild bezwingt St. Michael mit Riesenkraft die Unterwelt, oder eine Madonna breitet an weißer Wand mild ihren Mantel aus, die gläubig frommen Menschen zu schirmen, die hier in der harten Gebirgswelt um ihr Heim und Habe kämpfen. Auf den Schindeldächern lasten schwere Steine, als ob sie das Haus bei Winds- und Wettersturm fest gegen die Erde drücken wollten. Unser Weg führt weiter zum „Brünnstein". Vor uns und hinter uns heben noch viele Wanderer Schritt für Schritt den Berg hinan. Oft bleiben sie stehen und schauen zurück, denn dort im fernen Süden glitzern zum Greifen die Schneealpen auf. Der Wald bleibt zurück, die Schuhe knirschen auf den harten, schroffen Felsen, immer steiler wird der Pfad, und nun windet er sich an steilen Felsen hin und her, unmittelbar über uns die heiße Felswand, unter uns die schwindelnde Tiefe. Tastend greifen die Hände nach dem Drahtseil oder an die Felsen. Keiner schaut zurück, und mit Grausen denkt mancher an den Abstieg. Endlich ist die Spitze erreicht. Doch jäh stürzt es an der anderen Seite wieder hinab in das Tal. Wir sitzen wie auf einer Nadel, auf einem schmalen Grat. Es dauert eine Weile, bis wir uns an die atembeklemmende Höhe, Steilheit und Wildheit der ungebändigten Natur gewöhnt haben. Dann aber werden die Augen wieder wach. Sie gleiten zurück zu den fernen Dörfern am Inn, über die entlegenen Weiler auf den Bergwiesen der unteren Waldregion und hin zu den Sennhütten auf der Alm, die zwischen Krüppelholz und Felsgestein liegt. Nun erst werden wir uns klar, daß wir von unten her eine Pflanzenzone nach der anderen durchschritten haben: Laubwald, Nadelwald, Krüppelholz, Gräsermatten bis hinauf zu dem nackten Felsgrund. An all den Hörnern, Pyramyden und Felsspitzen, die um uns frei in den Himmel ragen, kehrt dieselbe Stufenfolge wieder. — Die Hohen Tauern und Zillertaler Alpen reißen jedoch den Blick fort in ihre Höhe und Ferne: in die Region des ewigen Schnees hinein. Da brennen in heißer Glut die Schnee-, Firn- und Gletscherfelder des Groß-Glockners, des Groß-Venedigers und der Dreiherrspitze. Fern im Westen leuchtet unser höchster deutscher Berg, die Zugspitze, auf.

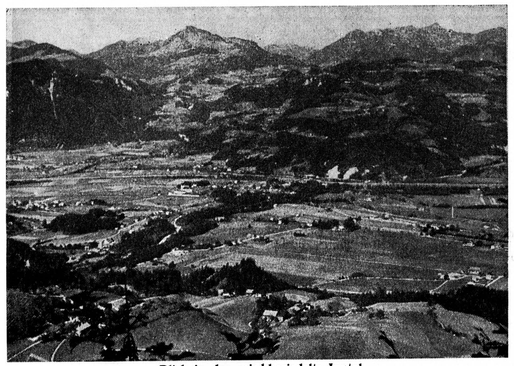
Ein leichterer Kletterpfad bringt uns hinab zu der stillen Alm mit ihren Sennhütten. Freundlich ist die Sennerin. Wir trinken von der köstlichen Milch, die sie hier zu Butter und Käse verarbeitet. Vom Stalle her schnauben die starkknochigen Rinder. Wenn am heißen Sommertag die Sonne ihre Lichtflut auf die Almen niedergießt, dann ruhen sie hier auf den Bretterbohlen der Sennhütten, die Stroh und Heu nicht kennen. Erst der Abend schickt sie hinaus, und tief in der Nacht bis zum Morgen fort schallt über die Almen hoch oben über Dorf und Tal das Klingen der Glöcklein. Es ist ein wahres Fest, wenn im Frühjahr die Dorfkühe den stundenweiten Weg hinauf und mehr noch, wenn sie im Herbst gesund und kräftig wieder ins Tal hinabgetrieben werden.

Wir verlassen die Sennhütte. Ein Mann begegnet uns mit der Kiepe. Er will die Butter holen. Wir folgen dem schmalen Pfad, den er langsam den Berg emporstieg. In schnellen Windungen, fast im Sturz, geht es zu Tal. Noch einmal lassen wir den Blick über die ruhigen grünen Flächen der Almen gleiten, dann nimmt uns der Wald auf. Wir hören wieder das Rauschen des Baches tief unten im Tal, hier besonders stark, denn wir stehen an einer Klamm. Senkrecht unter uns rauscht im tosenden Lärm der Sturzbach durch die Felsspalten, und nur hier und da spritzt schäumender Gischt. Ganze Felsblöcke werden mit dem strudelnden Wasser herumgerissen, und in der Felswand auf halber Höhe sind Strudellöcher tief in den Felsen gehöhlt; sie hat früher der Bach, als er sich noch nicht so tief durchgesägt hatte, mit seinen schweren Mahlsteinen herausgearbeitet. Auch weiter ab, wo das Tal sich wieder breitet, ist das Bachbett überfüllt mit kopf- und kubikgroßen allseitig gerundeten Steinblöcken, die bei jedem Hochwasser weiter abwärts zum Inn geschleppt werden. Wir hören das Rattern einer Sägemühle, das Schießen in Steinbrüchen. Bald begegnen uns wieder Menschen, ein Marterl steht am Wege, Höfe, Weiler tauchen auf, und wir sind wieder unter den Bewohnern am Inn. Sie haben ihre eigene Sprache, ihre Lieder, Trachten, Tänze und Häuser. Sie leben in eigener Weise, und doch denken und fühlen sie deutsch, sie leben das Deutschtum nach ihrer Art, das sich hier bei der Abgeschlossenheit der Bergwelt besonders eigen und reich aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinübergerettet hat.

Dr. L. Maasjost.



Dorfkirchlein am Inn



Blick in das reichbesiedelte Inntal

Auf den Höhen verliert sich allmählich Wald und Besiedlung

Oberbayerisches Bauernhaus

Dicht an den Bergeshang gelehnt fügt sich das schmuckfreudige oberbayerische Bauernhaus in die sonnige Welt der lichten Matten und Bergwälder (Fotos [3]: Dr. L. Maasjost)

Die Reichshauptstadt jubiliert

Wie Berlin die Feier seines 700jährigen Bestehens begeht

Von Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert, Berlin

Die 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt wird vom 14. bis 22. August durchgeführt werden. Den großen Auftakt des Gedenktages bildet ein Festzug am 15. August. Der Zug wird in seinem ersten Teil die historische Entwicklung des alten Stadtkerns darstellen, in seinem zweiten Teil Bilder aus der Geschichte, die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der früher selbständigen, jetzt zu Berlin gehörenden Gemeinden bringen und im letzten Abschnitt die Bedeutung Berlins als Hauptstadt des Dritten Reiches versinnbildlichen.

Weiter ist ein Festspiel „Berlin in sieben Jahrunderten deutscher Geschichte" in Auftrag gegeben, das auf dem Reichssportfeld durchgeführt wird. Dieses Festspiel wird unter Verzicht auf die Darstellungen einzelner historischer Entwicklungen in klar gestalteten Symbolen und Allgorien den Geist der einzelnen Epochen versinnbildlichen. Berlin soll als der Mittelpunkt des märkischen und preußischen Kulturkreises sowie als Hauptstadt des Deutschen Reiches vor den Zuschauern erstehen. Denn die Darstellung vieler typisch berlinischer Einzelheiten verbietet sich, da diese in dem Riesenoval des Reichssportfeldes verloren gehen.

Auch der vornehmlich auf das Wort gestellte Berliner Humor ist in dem Riesenraum nicht darstellbar. Einzelheiten der geschichtlichen Entwicklung Berlins sollen daher dem Festzug und der Ausstellung „700 Jahre Berlin" vorbehalten bleiben. Während der Festzug Einzelgeschehnisse und Einzelpersönlichkeiten nach den historischen Daten bringen wird, sollen im Festspiel die wichtigsten historischen Epochen in Massenbildern dargestellt werden. Grundsätzlich wird auf jede Art von auch nur angedeuteten Theaterdekorationen auf dem Reichssportfeld verzichtet. Die Mittel der Darstellung sind ausschließlich Massen, die nach bestimmten Formgesetzen möglichst vielfältig in Bewegung gesetzt werden. Besondere Bedeutung kommt der Musik zu. Chöre, vom Musikpodium aus gesungen, lieder der Darstellermassen, im Stadion selbst gesungen, wechseln mit Orchestern und Blasmusik ab. Es wird Musik der einzelnen geschichtlichen Epochen mit heutiger Musik im Wechsel stehen. Die Durchführung des Festspiels stützt sich vornehmlich auf Darstellermassen, zu denen die Wehrmacht, der Arbeitsdienst und die Gliederungen der Partei herangezogen werden. Schuljugendchöre auch mit.

Zur Ausstellung „700 Jahre Berlin", die in den Berliner Messehallen stattfindet, wird das Material aus allen städtischen Dienststellen und aus den städtischen Betrieben bereits zusammengetragen. Es wird sorgfältig geprüft und ausgewählt, um den Besuchern ein umfassendes Bild von der Entwicklung Berlins in dieser Schau zu geben. Vorgesehen ist am Eröffnungstage ein großer Empfang im Berliner Rathaus. Vor dem Rathaus werden Tribünen errichtet werden, von denen aus der Festzug abgenommen wird.

In besonders feierlichem Rahmen werden die Musikfestspiele stattfinden. Die Konzerte werden abgehalten im Weißen Saal des Berliner Stadtschlosses und im Schlüterhof. Sie sind Werken von Komponisten gewidmet, die in alter oder neuer Zeit zu Berlin in einem besonderen Verhältnis gestanden haben. An einem dieser Abende werden die Träger des Berliner Musikpreises 1937 verkündet. Die Träger des Musikpreises geben im Anschluß daran ein Konzert mit Werken zeitgenössischer Berliner Komponisten. Weiter wird im Weißen Saal eine „Musik im Schloß zu Lietzenburg 1702" gegeben. Dieser Abend ist die Wiederholung eines Konzertes und einer Opernaufführung, die im alten Schloß Charlottenburg im Jahre 1702 stattgefunden hat.

Als Erinnerungsstück wird eine Plakette geschaffen, die Prof. Esser anfertigt. Die Plakette wird mit Rücksicht auf die Devisenlage und zur Förderung des Vierjahresplanes aus Eisen hergestellt.

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

1. Fortsetzung

Er schwieg. Durch die offene Laube kam ein empfindlicher kühler Wind vom Meere her. Der Garten des Hotels lag in Dunkelheit; es war Februar, und um diese Jahreszeit sind die Abende noch kalt. Die Hotelgäste waren beim Abendessen, einzelne Nachzügler eilten durch den Garten, Autos fuhren über die Promenade des Anglais. Immer stiller wurde es. Vor der Laube standen noch immer die zwei Hotelbediensteten, um etwaige Neugierige fernzuhalten.

„Was das Verschwinden des Kindes betrifft," fuhr der Kommissar fort, „habe ich Auftrag gegeben, an den Bahnhöfen nachzuforschen. Alle Taxichauffeure werden von unseren Leuten vernommen. Eine Flucht mit dem Kinde aus Nizza ist nicht mehr möglich, es wäre denn, sie sei bereits vor der Anzeige erfolgt. In diesem Falle natürlich —" er zuckte bedauernd die Achseln, „man hat vielleicht kostbare Zeit verloren — —"

Jetzt kamen zwei weitere Herren von der Polizei, ein Photograph und ein Chemiker. Kurze Vorstellung. Der Photograph machte einige Blitzlichtaufnahmen der Leiche, während sein Kollege Spuren von Fingerabdrücken suchte. Der Kommissar entnahm vorsichtig dem Zeitungspapier die kleine Dose und reichte sie dem Chemiker. Auch der Griff des Kinderwagens, Futteral und Tasse wurden abgenommen. Dann verabschiedeten sich die Herren. Wir waren wieder allein.

„Ich erwarte jeden Augenblick die Nachricht, daß das Kind gefunden ist", sagte der Hoteldirektor zuversichtlich.

„Wieso kommen Sie zu dieser Hoffnung?" fragte der Kommissar.

„Weil ich die ganze unangenehme Sache hier für eine Erpressung halte. Sie werden sehen! In einer Stunde spätestens kommt ein anonymer Brief oder ein telefonischer Anruf: Senden Sie so und so viel Geld dort und dort hin — wir geben Ihnen die genaue Adresse des Bahns. Das sind jetzt amerikanische Methoden — kid nappers."

„Ich wünschte, es wäre so, wie Sie es sagen", meinte Herr Severin, der Kommissar, nachdenklich, „dann würden wir den Kerlen eine Falle legen, daß ihnen für immer die Lust verginge, jemals wieder ein Kind zu stehlen."

„Die arme Mutter", murmelte der Arzt, „ich bedaure die Gräfin."

„Eine mysteriöse Angelegenheit," meinte, immer noch vor sich hinsinnend, der kleine Kommissar, „sehr mysteriös und kompliziert. Je mehr ich darüber nachdenke, desto seltsamer kommt mir die Sache vor. Hängt der Tod des Fürsten mit dem Kindesraub zusammen? Oder ist er nur zufällig gleichzeitig erfolgt? Und hat er gar keinen Zusammenhang mit der Entführung des Babys? War die Gräfin während der Abwesenheit der Schwester in der Laube? Wissen Sie das bestimmt", fragte er höflich, „oder täuschen Sie sich vielleicht doch?"

„Ich täusche mich bestimmt nicht, Herr Kommissar. Die junge Gräfin ist wirklich nicht so leicht zu verwechseln. Ich habe sie auch sofort wiedererkannt, als ich mit Doktor Seweur und dem Hoteldirektor in ihr Zimmer eintrat."

„Noch eine Frage, mein Herr, ich bitte Sie, auf Ehre und Gewissen zu antworten. Sie sind, wie ich aus Ihrem Paß ersehe, ehemaliger Offizier, Sie werden meine Frage als Ehrenmann beantworten, nicht wahr?" Er streckte mir dabei die Hand entgegen, die ich ergriff.

„Ich werde Ihnen die volle Wahrheit sagen, nichts anderes", versicherte ich.

„Nun wohl, die offene Beantwortung meiner Frage wird entscheidend sein, nach welcher Richtung sich meine Nachforschungen erstrecken. Sie sind zwar Oesterreicher, aber als Deutscher ein Landsmann der Frau Gräfin. Kennen Sie sie von früher her? Hatten Sie mit ihr eine, wenn auch noch so flüchtige Beziehung? Oder mit irgend jemand aus ihrer Familie?"

Er sah mich in diesem Augenblick mit einem so durchbohrenden Blick an, als wollte er sagen: „Hüte dich, mich auf eine falsche Fährte zu lenken!"

„Ich erkläre Ihnen, daß ich weder die Gräfin noch irgend jemand aus ihrer oder der Familie des Grafen kenne."

„Sie haben also kein persönliches Interesse, sich in diese unklare Affäre zu mengen? Sei es als Mitwisser oder als Zeuge?"

„Nicht das allergeringste. Im Gegenteil, ich wünschte, ich wäre nicht unfreiwilliger Zeuge der Vorgänge gewesen. Der Herr Hoteldirektor wird Ihnen bestätigen, daß mir die Firma (ich nannte dem Polizeikommissar das Wiener Haus) als Hauptreisender eines Preisausschreibens eine kostenlose Reise nach Riga und einen vierzehntägigen Aufenthalt zur Verfügung stellte. Ich bin vorgestern angekommen. Heute nachmittag nahm ich meinen Tee im Hotelgarten ein und saß zufällig in der Nähe der Laube."

Er sah mich eine Weile stumm an, dann sagte er rasch:

„Ich glaube Ihnen. Haben Sie die Freundlichkeit, mich morgen früh um 10 Uhr in meinem Büro aufzusuchen." Er gab mir seine Karte, die ich einsteckte. „Und nun, meine Herren", fuhr er fort, „haben wir hier nichts mehr zu tun, unsere Pflicht ist vorläufig erfüllt. Die Leiche bleibt unter strenger Bewachung hier in der Laube. In einer halben Stunde wird sie zur gerichtsärztlichen Untersuchung abgeholt. Die Frau Gräfin muß unaufällig überwacht werden. Sie, Herr Hoteldirektor, werden meinem Detektiv diese Aufgabe erleichtern. Gehen wir."

Am Hoteleingang verabschiedete sich der Kommissar von uns in höflicher Form.

*

Das war ja eine schöne Bescherung für mich! Statt der erhofften Erholung, mich auf schwimmenden Hotelpalästen zu erfreuen, den azurblauen Himmel zu bewundern, am Strande des Meeres zu lustwandeln und den mir vom Zufall gespendeten Haupttreffer bis zur Neige auszukosten, statt dessen werde ich einen Kronzeugen abgeben müssen in einer Sache, die mich unversehens, wie aus einem Hinterhalt, überfiel. Die einzige, unbestimmte Hoffnung, die ich hatte, war, daß sich bis morgen alles in Klarheit lösen würde. Der alte, kranke Fürst, ein achtzigjähriges Menschenleben, hatte auf natürliche Weise seine irdische Reise beendet, war einem barmherzigen Herzschlag erlegen, und das Kind wurde von einer nichtswürdigen Bande, die alle Einzelheiten ausgekundschaftet hatte, gestohlen. Allerdings — ein tückisches Zusammentreffen wollte es, daß beide Ereignisse sich gleichzeitig vollzogen, so daß man unwillkürlich an eine düstere Kriminalgeschichte glauben mußte. Morgen würde man Lösegeld verlangen, der Kommissar stellte den Burschen eine Falle, das Kind kommt wieder in die Hände der verzweifelten Mutter zurück, und das ganze Riviera-Abenteuer würde für mich erledigt sein. Ja — so wird es sein!

Allerdings, was für ein seltsamer Widerspruch! Die Gräfin sagte, sie sei nicht in der Laube gewesen, und doch hatte ich sie bestimmt mit meinen eigenen Augen gesehen. Herrgott! — Ich kann doch keine Vision gehabt haben! Selbst wenn es der Fall gewesen wäre — wie erkläre ich mir, daß ich dieselbe Gestalt später als die der jungen Gräfin wiedererkannte? Hier wußte ich nicht ein und aus, mein Optimismus ließ mich im Stich, für dieses Rätsel fand ich keine Lösung.

Am Morgen des folgenden Tages stand in den Zeitungen nur eine kleine Notiz von dem Ableben des Fürsten Sch. Das Hotel, in dem er starb, wurde nicht genannt. Kein Wort von dem verschwundenen Kinde, keine Zeile über einen Vorfall, den sonst die Blätter als aufsehenerregendes Ereignis bringen. Es gibt gewisse Merkwürdigkeiten in allen Ländern, Seltsamkeiten, die ihre ungeschriebenen Gesetze haben. In Deutschland zum Beispiel sofort man vom „Rhein, er sei „ein einziges Wirtshaus", von der Schweiz, sie sei ein „riesiges Hotel", und die Riviera bezeichnet man als ein „großes Sanatorium". Und in einem Sanatorium dürfen die Patienten unter keinen Umständen beunruhigt werden. Daher ist in diesem paradiesisch schönen Landstrich der Verkehr, das Geschäftsleben, die Presse, selbst die Behörden womöglich auf „gedämpft" abgestimmt. Nur keine Beunruhigung des wertvollen internationalen Publikums, keine unliebsamen Erschütterungen ihrer Nerven. Sensationen unliebsamer Natur werden von der Presse gemildert oder womöglich lange verschwiegen. Oder sie ereignen sich in fernen Ländern „weit hinter der Türkei", so daß ihre Meldung keine Unruhe verursacht.

Um zehn Uhr sprach ich pünktlich beim Polizeikommissar Lucien Severin vor. Er empfing mich mit ernster Miene.

„Das Kind ist unauffindbar", sagte er, „ich habe ins Hotel geschickt und erwarte jede Minute die Wärterin des Kindes zur Einvernahme. Bitte, setzen Sie sich, Herr Kapitän." Auch er nahm hinter seinem Schreibtisch Platz.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Kommissar."

„Ja, Sie werden gleich hören. Vorher möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich die ganze Sache noch gestern abend meiner vorgesetzten Behörde meldete, und daß man mir die Untersuchung des Falles übertragen hat. Im Interesse des Kurortes muß ich mit größter Vorsicht und Diskretion vorgehen."

„Ich verstehe."

„Sie, Kapitän Hardegg, sind ein so wichtiger Zeuge, daß ich ohne Ihre Mithilfe nicht arbeiten möchte. Ihre Aussage ist sozusagen das Fundament der schwierigen Untersuchung, die ich anstellen werde. Wären Sie bereit, mir behilflich zu sein?"

„Aber natürlich! Wenn ich zur Aufklärung eines eventuellen Verbrechens beitragen kann, so verfügen Sie über mich."

„Bon. Sie sind ein Zeitungsreporter. Ich muß Sie bitten, vorläufig auch nichts an Ihre Zeitung zu berichten. Wir tappen ja einstweilen noch im Dunkeln. Die Untersuchung darf durch nichts gestört werden. Sie sollen indes keinen Schaden erleiden. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich verfüge momentan über keinen Sekretär. Wollen Sie in den Dienst der französischen Polizei eintreten? In außerordentlicher Verwendung? Ich verschaffe Ihnen den Posten, der sicher besser bezahlt wird als der Ihre."

Ich dankte dem Kommissar und sagte, daß ich mich in der deutschen Heimat wohler fühlen würde, daß ich sein Angebot sehr zu würdigen wüßte, aber lieber daheim in meinem Vaterlande hockkommen möchte. Er lächelte zufrieden und schüttelte meine Hand.

„Voilà — das gefällt mir. Mein Anerbieten war auch gar nicht ernst gemeint, es war eine kleine Falle für Sie, in die Sie jedoch glücklicherweise nicht gegangen sind. Sehen Sie, ich bin als Kriminalist immer Psychologe. Sie sind mir fremd. Hätten Sie meinen Vorschlag angenommen, so wäre Ihre ungeheuer wichtige Aussage mit Vorsicht zu behandeln. Jetzt sehe ich, daß Sie der Sache durchaus objektiv gegenüberstehen — jetzt kann ich handeln."

Auch ich mußte unwillkürlich lächeln, es machte mir Spaß, mit einem so gerissenen Detektiv zu tun zu haben.

„Und nun — an die Arbeit." Er bot mir eine Zigarre an, wir entzündeten zwei gute Havannas, die mich an die einstige Offiziersmesse meines Regiments erinnerten.

„Ich kann mir nicht erklären," begann er, „aus welchem Grund die Gräfin leugnet, in der Laube gewesen zu sein. Sie haben sie doch bestimmt dort gesehen?"

„So genau, wie ich Sie vor mir sitzen und rauchen sehe."

„Schön. — Eine Doppelgängerin ist ausgeschlossen. Im Hotel wohnt keine Dame, die auch nur annähernd so aussieht wie die Gräfin. Ich habe den Hoteldirektor bereits telephonisch befragt. Das Aeußere der jungen, hübschen Dame ist auch zu charakteristisch. Bitte, schildern Sie mir kurz nochmals die Situation."

„Ich sah, wie der alte Fürst seine Zeitung lesen wollte, die Brille vermißte, und entnahm aus seiner Handbewegung, daß er die Wärterin ins Hotel schickte, wahrscheinlich, um die Brille zu holen."

„Der Fürst blieb also allein; das heißt, der Kinderwagen stand noch da, nicht wahr?"

„Ja."

„Und das Kind? Vermuten Sie, daß das Kind bereits fort war?"

„Nein, das Kind war noch da; ich hörte es von ferne weinen und schreien; dann sah ich, wie der alte Herr sich erhob. Ich amüsierte mich, wie er den Wagen hin und her schob, um das Kind zu beruhigen."

„Und wurde das Kind ruhiger?"

„Ja."

„Weiter, bitte."

„Dann kam die Gräfin in die Laube. Ich hatte ja keine Ahnung, wer die Dame war. Jedenfalls bezauberte mich ihre Schönheit. Sie goß dem Fürsten Tee in die Tasse und hielt ein Döschen in der Hand. Ich konnte bemerken, wie sie den Fürsten beschwichtigte und sich um ihn bemühte."

„Sahen Sie, daß sie ihm Tabletten in seine Teetasse warf?"

„Nein, ich gestehe, daß ich darauf nicht achtete, weil ich das reizende Gesicht der Dame bewunderte. Das merkte sie plötzlich, und sie verließ die Laube; sie schien verstimmt."

„Wer kam dann?"

„Auch das weiß ich nicht; denn kurz nachdem die Gräfin verschwunden war, mußte ich weg."

„Wohin?"

„Ich wurde ans Telephon gerufen und ging ins Hotel. Da sich aber niemand meldete, so kehrte ich wieder in den Garten zurück."

„Wer rief Sie ans Telephon?"

„Ein Hotelbon."

„Würden Sie ihn wiedererkennen?"

„Gewiß."

Das Telephon des Kommissars schellte, er nahm den Hörer zur Hand.

„Herr Severin — unmöglich, jetzt abzukommen; ja, eine sehr wichtige Einvernahme. Schön, berichten Sie mir telephonisch, ich notiere."

Ich sah, wie er gespannt zuhörte und sich Notizen machte; er nickte, als ob er die Bestätigung eines Verdachtes erhielt, dann hängte er ein.

„Herr Kapitän, soeben teilt mir der Gerichtsarzt mit, daß der alte Fürst vergiftet wurde. Der Tee enthielt eine starke Dosis Veronal. Das Herz des Achtzigjährigen blieb einfach sofort stehen."

Pause.

„Ich bin entsetzt," sagte ich, „das ist ja schrecklich —"

„Ich vermutete sofort etwas Aehnliches. Jetzt ist auch klar, warum man Sie ans Telephon gerufen hat. Sie waren ein unbequemer Beobachter. Der Anruf war fingiert. Sie sollten nicht sehen, daß der Tee verschüttet wurde. Ja, als Sie an Ihren Platz zurückkehrten, war alles bereits geschehen. Wer war in der Laube, als Sie zurückkamen?"

„Der alte Herr, sonst niemand; ich dachte, er schläft, indes war er schon tot."

„Dann erst kam die Schwester mit seiner Brille?"

„Na — sie entdeckte, was geschehen war — ich kam dazu, und ich selbst eilte zum Hoteldirektor. Wir betraten mit dem Arzt die Laube, und als sich die Schwester mit dem Kinderwagen entfernen wollte, stellte sich heraus, daß er leer war. Das Kindchen fehlte. Man muß es weggetragen haben, während ich im Hotel war und telephonierte."

„Es war also während Sie telephonierten, jemand in die Laube gekommen, der den Tee des Fürsten vergiftete. Außerdem hat jemand das Kind geraubt. Es fragt sich nun: Handelt es sich hier um ein und dieselbe Person? Hängen die beiden Verbrechen zusammen oder nicht?"

Er dachte nach. Wir schwiegen beide. Die Bürouhr tickte, draußen schien die herrlichste Frühlingssonne, und der Himmel strahlte im wundervollsten Blau. Ich wäre lieber auf der schönen Promenade des Anglais spazieren gegangen, um die elegante Welt zu sehen. Herr Severin unterbrach die Stille.

„Sie haben deutlich gesehen, daß die Gräfin ein kleines Golddöschen in den Händen hielt?"

„Ganz deutlich."

„Aber Sie können nicht sagen, ob die Gräfin Tabletten aus dem Döschen nahm und sie in den Tee warf?"

„Ich hatte den Eindruck, als ob sie im Begriff war, es zu tun. Aber gesehen habe ich

DER HOF

Das ist der Hof. Er steht so fest gebaut
wie ihn die Ahnen fügten einst vor Jahren,
als sie ihr Leben dieser Scholle anvertraut,
zu Werk und Tat ins Land gekommen waren.

Sie bauten nicht für sich und für ihr Leben —
ihr hartes Werk war Künftigem geweiht.
Sie fühlten Kraft des Kommens in sich beben
und standen über sich und ihrer Zeit.

Wo heut die Pflugschar geht, stand einst der Wald.
Sie schlugen Fels und Wurzel aus dem Grunde.
Ihr Axtschlag hat von früh bis spät gehallt —
ihr Tag war Werk — ihr Werk ward Feierstunde.

Denn Feier ist die Tat, die einer tut,
damit der Kinder Lebensraum sich weitet;
Ist jedes Werk, das stark und gut,
der Zukunft frohen Erntetag bereitet. — Heinz Hartmann

es nicht. Denn plötzlich fiel ihr Blick auf mich, ich fühlte mich bei meiner harmlosen Beobachtung ertappt und sah weg. Flüchtig konnte ich nur noch ihren verärgerten Blick erhaschen, der gegen meine Neugier protestierte — sie entfernte sich sofort aus der Laube."

„Ich verstehe. Nahm sie die Dose mit?"

„Ich glaube nicht, denn die Dose lag noch auf dem Tisch, als Sie, Herr Kommissar, die Laube betraten."

„Sehr richtig. Der Gerichtschemiker untersucht bereits die Tabletten. Ich werde sofort hören, was damit los ist."

Ein Diener trat ein und meldete mit großen Respekt vor Herrn Severin, der eine sehr einflußreiche Persönlichkeit zu sein schien, den Namen der Kinderwärterin.

„Einen Augenblick," sagte der Kommissar, und der Diener verschwand.

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar, wenn ich eine laienhafte Frage an Sie richte: Warum vernehmen Sie nicht vor allem die junge Gräfin? Wäre es nicht dringender, als die Aussage der Wärterin zu hören?"

„Ihre Frage ist durchaus berechtigt. Aber jeder Kriminalist hat seine eigene Methode, die er durch seine Praxis schätzen gelernt hat. Ich hänge natürlich nicht starr an einer Schablone. Aber in Fällen wie dem vorliegenden befolge ich meist das Prinzip meines alten, einstigen Mathematikprofessors: Jede Aufgabe, die schwierig erscheint, ist zuerst dort anzupacken, wo die leichteste Bresche geschlagen werden kann. Dann kommt die nächste Bresche und so fort, bis zuletzt das Schwierigste als kleiner Rest isoliert erscheint. In meinem Berufe gehe ich ähnlich vor. Die Gräfin scheint hier ein undurchdringliches Rätsel zu sein. Ihre Aussage steht in einem so krassen Widerspruch zu Ihrer Behauptung, Herr Kapitän, daß ich verblüfft bin. Die Kinderfrau ist unsere leichteste Einvernahme." Er drückte auf einen Knopf, eine Sekunde später öffnete sich die Tür, und die Schwester trat ein.

„Setzen Sie sich," sagte Severin. „Sprechen Sie französisch oder soll ich deutsch sprechen?"

„Wie es Ihnen beliebt, Herr Kommissar."

„Gut. Zu Ihrer Beruhmlichkeit werde ich deutsch sprechen. Beantworten Sie, bitte, streng wahrheitsgemäß meine Fragen."

„Gewiß, Herr Kommissar."

„Wie lange sind Sie im Dienst des Herrn Grafen von Sch.?"

„Seit der Geburt des Kindes, also über fünf Wochen."

„Kannten Sie die gräfliche Familie schon vorher?"

„Nein."

„Wer hat Sie engagiert?"

„Ein Büro hat mich empfohlen, darauf stellte ich mich dem Herrn Grafen vor, die Gräfin war leidend, sie stand kurz vor ihrer Entbindung."

„In Berlin?"

„Jawohl."

„Können Sie uns Zeugnisse und Ihren Paß vorzeigen?"

„Ich habe meine Papiere mitgebracht."

Der Kommissar nahm sie entgegen und blätterte kurz in den Dokumenten. „Wir behalten einstweilen die Papiere. Schildern Sie kurz den Vorfall in der Laube."

„Der alte Fürst von Sch. trank, wie immer gegen fünf Uhr nachmittags, seinen Tee. Dabei liest er gewöhnlich die Zeitung. Gestern hatte er seine Brille vergessen, und darüber erregte er sich etwas; er war immer leicht aufgeregt und reizbar. Er schickte mich ins Hotel, um die Brille zu holen."

„Als Sie weggingen, war das Kind in dem Wagen?"

„Das weiß ich ganz bestimmt."

„Gut. Sie gingen also fort, um die Brille zu holen. Trank der Fürst bereits Tee?"

„Nein, er ist gewohnt, bedient zu werden."

„Weiter."

„Ich lief in das Zimmer des Fürsten."

„Wohnt er getrennt von den Seinigen? Beschreiben Sie die Lage der Zimmer."

„Die Herrschaften haben vier ineinandergehende Zimmer, die alle noch dem Korridor zu verschlossen sind, wenn die Herrschaften nicht daheim sind. Nur der Schlüssel des Empfangszimmers hängt beim Portier. Ich holte den Schlüssel und betrat erst das Empfangszimmer, dann das Zimmer der Frau Gräfin, — durch das Badezimmer das Zimmer des Herrn Grafen und anschließend das Zimmer des alten Fürsten."

„Sie mußten also durch sämtliche Zimmer gehen?"

„Ja."

„Und dabei suchten Sie die Brille. Haben Sie einen Zeugen, der bestätigen kann, daß Sie die Brille suchten?"

„Nein."

„Wieso? War die Wohnung leer?"

„Ja, der Herr Graf war ausgeritten, der Sekretär des Fürsten erledigte in Nizza Aufträge."

„Und die Frau Gräfin?"

„War nicht in ihrem Zimmer."

„Ist sie Ihnen nicht begegnet? Im Korridor? In der Halle? Oder im Garten?"

„Nein."

„Wo war sie?"

„Das weiß ich nicht, Herr Kommissar. Vielleicht saß sie in der Hotelhalle, und ich habe sie übersehen; ich war ja sehr eilig."

„Weiter. Sie fanden also die Brille im Zimmer des Fürsten und brachten sie ihm in die Laube. Wieviel Uhr war es, als Sie

Sonnenuntergang

(Hackner, Zander-M.)

die Brille holten, und wie lange blieben Sie weg?"

„Der Fürst trinkt jeden Tag punkt fünf Uhr seinen Tee. Ich ging um diese Zeit ins Hotel und bin sicher 10 bis 12 Minuten weggeblieben, denn ich fand die Brille erst nach längerem Suchen."

„Also von etwa 5 Uhr bis 5 Uhr 10 Minuten waren Sie fort. Gingen Sie mit der gefundenen Brille direkt in die Laube zurück?"

„Jawohl, ich legte sie auf den Tisch und bemerkte, daß sich der Fürst anscheinend selbst den Tee eingeschenkt hatte; seine Tasse war geleert. Jedoch überraschte mich seine Haltung, er saß im Lehnstuhl wie schlafend, aber ganz regungslos, ohne zu atmen — da entdeckte ich, daß er tot war. In meinem Schrecken blickte ich ratlos umher, und dieser Herr," sie deutete auf mich, „half mir aus meiner peinlichen Lage."

„Was nun kam, weiß ich. Und als Sie die Laube mit dem Wagen verlassen wollten, war das Kind aus demselben verschwunden?"

Bestätigend nickte sie und schluckte in ihr Taschentuch.

„Wissen Sie nicht, ob die Frau Gräfin in Ihrer Abwesenheit die Laube betreten hat?"

„Das weiß ich nicht, Herr Kommissar."

„Vermuten Sie es?"

„Erst hoffte ich, sie wäre dort gewesen und hätte das Kindchen mitgenommen, denn der Herr," wieder blickte sie auf mich, „hatte sie doch gesehen — aber es scheint ein Irrtum zu sein."

Severin und ich sahen uns einen Augenblick stumm an.

„Nun geben Sie acht, Schwester," fuhr der Kommissar fort. „Der alte Fürst ist keines natürlichen Todes gestorben, man hat ihn vergiftet —" sie schnellte vor Schrecken empor — „nehmen Sie sich zusammen, Schwester, — gleichzeitig ist das Kind aus dem Wagen geraubt worden. Nun denken Sie mal in aller Ruhe nach und sagen Sie mir, ob Sie gegen jemand, wer immer es auch sei, einen wenn auch noch so leichten Verdacht hegen."

Die Wärterin, die unter der Gewalt der erschütternden Mitteilung wieder auf ihren Stuhl gesunken war, sah ratlos und stumm vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Ich wüßte niemand — —"

Der Kommissar machte sich Notizen. Inzwischen trat der Diener von vorhin wieder ein und meldete mit der gleichen, leisen Stimme:

„Herr Graf und Frau Gräfin von Sch. bitten Herrn Kommissar um eine Unterredung."

Herr Severin erhob sich sofort; er öffnete eine Tür, die ins Nebenzimmer führte, und sagte zur Schwester: „Warten Sie hier neben, ich habe Sie nachher noch einiges zu fragen." Dann verschloß er hinter der Wärterin die dichtgepolsterte Tür. Ich stand auf und wollte gehen.

„Bleiben Sie," sagte er, „ich brauche Sie." dann öffnete er selbst die Tür, um das junge Ehepaar zu begrüßen, und stellte mich vor: „Monsieur le capitaine Hardegg de Vienne". Er erwähnte, daß ich als Zeuge anwesend sei. Wir sprachen nunmehr französisch.

Ich gestehe, daß mich das Zusammentreffen mit der jungen Gräfin recht unbehaglich stimmte. Meine Aussage mußte sie ungeheuer belasten, meine Indiskretion, mit der ich sie in der Laube betrachtete, mußte sie gegen mich einnehmen. Indes streifte sie mich nur flüchtigen Blickes, als sei ich für sie gar nicht anwesend. Ihre Augen schienen gerötet vom Weinen, sicher lag eine schlaflose Nacht hinter ihr. Sie war wie gestern in Trauer: ihr schmales Gesicht, heute noch blasser, umrahmt von dem prachtvollsten, blauschwarzen Haar, drückte tiefen Kummer aus.

Ebenso gedrückt erschien der junge Graf. Ein sympathisch aussehender, sehr großer Herr, blond, ein kleines, englisches Schnurrbärtchen, etwas vornüber gebeugte Haltung, beinahe linkisch, wie man es oft bei jungen, übergroßen Menschen beobachtet. Von ausgesuchter Höflichkeit. Nach der Vorstellung setzten wir uns alle. Uns gegenüber Herr Severin.

„Herr Kommissar," begann der Graf, indem er nervös sein blondes, schütteres Haar zurückstrich, „ich bin mit meiner Frau zu Ihnen gekommen, um bei Ihnen einen Scheck über 30 000 Francs zu deponieren. Das Geld soll durch Ihre Behörde sofort an denjenigen ausbezahlt werden, durch dessen Hilfe wir unser Kind wiedererlangen." Er zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr ein Scheckformular; seine Lippen zitterten vor begreiflicher Erregung.

„Ihre Maßnahme ist ausgezeichnet, Herr Graf. Diese Belohnung wird ein Köder sein. Ich bestätige Ihnen den Empfang des Geldes und werde sofort eine öffentliche Kundmachung veranlassen." Er kritzelte einige Zeilen auf ein Papier, das er dem Grafen überreichte.

„Wir haben leider noch nicht die geringste Spur, um eine Verfolgung aufzunehmen. So schwer es mir wird, in einem Malheur wie dem vorliegenden eine derartige Kundmachung zu veröffentlichen — diesmal muß es sein. Die ausgesetzte Belohnung wird uns rasch vorwärts bringen." Er drückte auf einen Knopf, der Diener erschien.

„Dr. Gerichtsstenograph Bertrandt, schnell." Der Diener flitzte hinaus.

„Herr Graf, ich muß Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Anwesenheit benutzen, um sogleich eine wichtige Einvernahme vorzunehmen. Ich hätte Sie sonst ohnehin für morgen polizeilich vorgeladen."

„Wir stehen Ihnen gerne zur Verfügung," sagte der Graf, sich leicht verbeugend.

Es klopfte, ein junger Mann trat ein, meldete sich beim Kommissar, setzte sich an ein kleines Tischchen seitlich von Herrn Severin und legte seinen Stenogrammblock vor sich hin.

„Wollen Sie, bitte, die ganze Unterredung zu Protokoll nehmen, Datum usw." Dann wandte sich Severin an die Gräfin.

„Gnädige Frau, so sehr ich Ihren tiefen Schmerz mitfühle, den Sie durch den Raub Ihres Kindes erleiden, — die Pflicht als Polizeibeamter nötigt mich, einige wichtige Fragen an Sie zu richten, und ich bitte Sie in Ihrem persönlichen Interesse, mir die volle Wahrheit zu sagen. Wollen Sie das tun?"

„Gewiß, das ist natürlich, Herr Kommissar," sagte sie leise.

„Vorerst teile ich Ihnen und dem Herrn Grafen mit, daß Ihr Onkel, der alte Fürst von Sch., gestern durch den Genuß einer Tasse vergifteten Tees ermordet wurde."

„Mein Gott!" rief der Graf und sprang auf; auch seine Frau hatte sich entsetzt erhoben.

„Bitte, behalten Sie Platz. — Es sind nur ganz wenige Auskünfte, die ich benötige, dann sind wir fertig. Wo waren Sie gestern nachmittag um 5 Uhr, Herr Graf?"

„Ich reite täglich von 4,30 Uhr bis 6 Uhr aus; nachher war ich Gast in der Villa Beausejour bis gestern Mitternacht."

„Können Sie dafür Zeugen angeben?"

„Gewiß, sehr leicht."

„Sie kamen, wie mir der Hoteldirektor berichtete, nach Mitternacht ins Hotel zurück?"

„Jawohl."

„Ich danke Ihnen. Das wäre erledigt. Wo waren Sie, Frau Gräfin, gestern nachmittag?"

„Auf meinem Zimmer."

„Waren Sie nicht in der Hotelhalle?"

„Nein, ich habe nachmittags mein Zimmer überhaupt nicht verlassen."

Herr Severin zuckte mit keiner Wimper. Aber ich sah ihm an, daß er mit eiserner Ruhe seine Vorsicht verdoppelte.

„Man hat Sie genau um fünf Uhr bei Ihrem Onkel in der Laube gesehen."

„Das kann nicht sein."

„Kapitän Hardegg, ist diese Dame dieselbe, die Sie gestern nachmittag um fünf Uhr in der Laube gesehen haben, in welcher man nachher die Leiche des Fürsten von Sch. fand?"

Ich wand mich innerlich vor der Unannehmlichkeit, eine Aussage abgeben zu müssne, welche die junge Dame unfehlbar dem Richter auslieferm mußte! Entsetzliche Lage! Was sollte ich tun? Ich mußte nun bei der Wahrheit bleiben, so fürchterliche Folgen sie auch herbeiführte.

„Frau Gräfin," sagte ich bedauernd, „ich habe Sie gesehen — und so leid es mir tut, ich bitte um Verzebung, — es ist meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen."

„Aber nein — nein!" rief sie plötzlich laut und schrill. „Was sprechen Sie denn da? Ich kenne Sie nicht, mein Herr, ich habe Sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!"

„Gewiß, das ist richtig, aber ich muß vor dem Herrn Kommissar wahrheitsgemäß bestätigen, daß ich Sie gestern nachmittag um fünf Uhr in der Laube sah. Sie beschäftigten sich, Ihrem Herrn Onkel Tee einzugießen. Sie warfen mir mit vollem Recht einen entrüsteten Blick zu, weil ich Sie — verzeihen Sie, bitte — etwas allzu aufrichtig bewunderte; aber ich hatte keine Ahnung, wer Sie sind."

„Das alles ist ja nicht wahr! Hans, Hans, schütze mich vor diesem Menschen!" Sie klammerte sich an ihren Gatten, der mich ebenso erstaunt wie empört musterte.

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin! Ich will Ihren Worten glauben und annehmen, daß Kapitän Hardegg sich irrt. Sie waren also nicht in der Laube. Sie behaupten, Ihr Zimmer nicht verlassen zu haben?"

„Jawohl, das ist die Wahrheit."

Der Kommissar stand schweigend auf, ging zur Nebentür und rief die Schwester, die eintrat und sich vor dem gräflichen Ehepaar verneigte.

„Schwester, Sie waren gestern einige Minuten nach fünf Uhr in der Wohnung der Frau Gräfin. War sie in ihrem Zimmer?"

„Nein, Herr Kommissar," sagte die Frau ahnungslos.

„Aber, Schwester Gertrude, — ich war doch — Sie müssen mich doch gesehen haben —" die Gräfin wollte hastig weiterbrechen, sie sah die Wärterin mit großen, bedeutungsvollen Blicken an, aber Severin unterbrach sie mit einer energischen Handbewegung, seine Augen blitzten zu der jungen Dame hinüber, und sie schwieg sogleich.

„Unterbrechen Sie mich nicht!" sagte er scharf. „Schwester, bleiben Sie bei Ihrer Aussage?"

Die Aermste war jetzt in größter Verlegenheit. Zu spät hatte sie die Blicke der Gräfin verstanden. Sie zögerte.

„Ich fordere Sie nochmals auf, die Wahrheit zu sagen, Schwester."

„Ich — ich — habe die Frau Gräfin nicht — gesehen," flüsterte sie.

„Es ist gut," sagte der Kommissar, „ich danke Ihnen."

Der Graf wurde unruhig.

„Verzeihung, Herr Kommissar, aber ob meine Frau nachmittags um fünf Uhr auf ihrem Zimmer war oder nicht, das ist doch schließlich ganz nebensächlich. Vielleicht war sie sogar in der Laube bei meinem Onkel und hat es vergessen — das alles ist doch kein Grund, sie zu quälen."

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

„Mutter ist richtig!" / *Von A. J. Richert*

Der erste tiefbeglückende Vertrauensbeweis des Kindes zu den Eltern ist das verstohlene Einschieben der kleinen Patsche in die mütterliche oder väterliche Hand, wenn von irgendwoher Gefahr droht. Dieses Sicheborgenfühlen kommt nicht von ungefähr. Das Kind hat Beweise dafür, daß Mutter hilft und Vater „alles kann". Mit heißem Bemühen ist man darum besorgt, das Vertrauen des Kindes zu behalten. Hat es uns ein Geheimnis anvertraut, so kann uns keine Macht der Welt dazu bewegen, es preiszugeben. Das Versprechen der Amnestie bei freimütigem Bekennen einer Unbesonnenheit oder Ungezogenheit wird unverbrüchlich gehalten. Und keine einzige Anspielung, kein Blick verrät später einmal, daß wir uns eines gewissen Vorgangs von damals noch erinnern.

Erst, wenn unser Kind genau weiß, daß es sich auf uns unbedingt verlassen kann, bleibt die kleine Seele uns treu. Nun aber ertappen wir zum größten Schmerz das Kind auf einer offensichtlichen Lüge. Mich anlügen, heißt doch sein Vertrauen zu mir haben. Was fange ich an? Wie lache ich das Bekenntnis dieses Bruches unseres Vertrags auf gegenseitiges Vertrauen aus dem kleinen Sünder heraus? Sage ich es ihm auf den Kopf zu, daß er gelogen hat, und drohe Strafe an? Dann ist das Eingeständnis nicht freiwillig und daher wertlos. Man muß dem Grunde der Lüge auf die Spur kommen. War es Unkenntnis dessen, was lügen heißt? War es Feigheit? War es um eigener Vorteile willen? Oder spielte die Phantasie dem Kind einen Streich? Es würde hart und ungerecht sein, bei einem Kind lügenhafte Veranlagung voraussetzen, wenn man es einmal oder auch mehrfach bei einer Unwahrheit ertappt.

Eltern können sich auch einmal irren. Sie sind auch nur Menschen. Von Vaters Schreibtisch ist ein Federhalter verschwunden. Gerade das gute Stück, auf das Vater Wert legt. Der Verdacht fällt auf Märchen. Denn Märchen malt und zeichnet gern. Die Mutter fährt ihn barsch an: „Du hast es getan!" Märchen läuft dunkelrot an. „Na", denkt die Mutter, „da haben wir ihn, den Missetäter. Warum wird er denn rot? Da hilft kein Leugnen, sein Notwerden ist Bekenntnis!"

Sachte, liebe Mutter! Es gibt Kinder, deren Feingefühl verletzt wird, wenn ein ungerechter Verdacht auf ihnen ruht, und eigentlich ist es Scham für die Mutter, die das Kind erröten läßt. Die Erkenntnis, daß Mutter einen falschen Verdacht hat, sich also irren kann, ist dem Kinde eine schmerzliche Erfahrung.

Es ist bei normalen Kindern aus einer guten Ehe am besten, man nimmt sie schon von frühester Jugend an ernst. Der Junge will wie ein kleiner Mann behandelt werden, dem man Zutrauen schenkt. Er wird es nicht enttäuschen und in innerlicher Gebundenheit die Verantwortung für das eigene Tun fühlen. Wenn allerdings dieses durch Anerkennung hervorgerufene Gebundensein in ein Geltungsbedürfnis anderen Kindern gegenüber ausartet, dann bringt ein Klaps zur rechten Zeit den kleinen Pharisäer wieder zum Bewußtsein seiner Ueberheblichkeit. Der Respekt muß gegenseitig bleiben. Es gibt Grenzen. Vertrauen soll nicht in plumpe Vertraulichkeit ausarten. Die Grenze hält auch die Mutter inne. Sie verlangt nicht Anerkennung für ihre Liebe und Güte, die selbstverständlich ist. Sonst ist sie keine richtige Mutter, sondern will ihren Ehrgeiz als gute Erzieherin befriedigen. Aber gerade aus dieser Selbstlosigkeit heraus erwächst ihr das erst unbewußte, dann bewußte Vertrauen des Kindes: „Auf Mutter kann man sich verlassen, Mutter ist richtig!"

Die Mutter, die die Verantwortung und die tiefernste Bemühung kennt, der eines Tages ihre Tochter sich gewachsen zeigen muß, wenn sie heiratet, wird die Ausbildung, die ihr Mädel als Hausgehilfin erfährt, immer als besonders glücklich anerkennen. Soziale Uebelstände, wie sie hier und da noch auftreten, werden um so schneller beseitigt sein, je ernster und sorgfältiger sich Haustrau und Hausgehilfin der Aufgabe bewußt sind, die ihnen übertragen ist, der einen als Lehrmeister und Arbeitgeber, der anderen, an ihrem Teil, zu dem sie Neigung, Begabung und Verantwortungsfreudigkeit zur Leistung in der Volksgemeinschaft rechnen hat, ihre Pflicht zu tun. Ein Haushalt ist kein Betrieb. Ein Achtstundenarbeitstag läßt sich nicht durchführen. Wie alle Arbeit am Lebendigen, bringt er einmal ein Uebermaß, ein andermal Ruhe und Entspannung in der Arbeit mit sich. Wenn von beiden Seiten die gleiche Liebe zur Lösung der gemeinsamen Aufgaben mitgebracht wird, so muß es gelingen, binnen kurzem die alten Mißstände, die wir aus der liberalistischen Zeit übernommen haben und die diesen Beruf in Mißkredit gebracht haben, restlos zu beseitigen und zu gemeinsamem Wirken zusammenzufinden.

BF.

Nach vollbrachtem Tag

Der Tag war zuviel grelle Fläche,
Komm' nun, daß deine Liebe spreche,
Was tief und leis und lauter ist!

Sprich aus dem Herzen mir die Stärken!
Tu' auf die stillen, schönen Gärten,
Drin du die fromme Herrin bist.

O Abendhaus! O Gottes-Ufer!
Ihr Stimmen unserer Heimweh-Rufer!
Ein Buch liegt hell im Rampenlicht.

Es rinnt durch uns die reine Spende.
Du gibst mir deine lieben Hände.
Ich seh' dir lang ins Angesicht.

Nun stehn wir in des Fensters Rahmen:
Der Stern dort ist das glühe Amen,
Das Gott zu unserm Abend spricht . . .

Reinold Braun

Ein klares Wort zum Thema Hausgehilfin

Die vielseitigste Berufsausbildung der Frau. — Die Besten melden sich. — Ein Beruf, der unberechtigt in Mißkredit verfiel

Die Berufswahl stellt die Eltern ebenso wie das junge Mädchen vor eine ernste Entscheidung, denn es handelt sich ja dabei um eine Frage, deren Sühne das ganze Leben mit bestimmen wird. Gewiß gibt es Wesenszüge, die man als ausgesprochen weiblich ansehen kann, dennoch gibt es aber in manchen weiblicher Wesensart und Eignung. Aber man vergegenwärtige sich einmal, was heute eine Hausgehilfin können muß im Vergleich zu früheren Zeiten. Da gab es eine Köchin, die eine abgeschlossene Berufsausbildung nur im Kochen hinter sich hatte, da gab es daneben das Stubenmädchen, das zwar vom Kochen nichts zu verstehen brauchte, aber aller sonstigen im Haushalt anfallenden Arbeit gewachsen sein mußte, einschließlich der Pflege der Wäsche und des perfekten Bügelns. Dann gab es die Jungfer oder Zofe, die zur persönlichen Bedienung der Frau des Hauses da war, zur Pflege ihrer Kleidung, zum Empfang des Besuches, zum Servieren und zu feiner Näharbeit und vielem anderem mehr. Da gab es schließlich noch das Kindermädchen, um die vielfältige Kleinarbeit, die mit der Erziehung von Kindern verbunden ist, zu bewältigen. Heute aber sind die meisten Hausfrauen dankbar, wenn sie überhaupt eine Hausgehilfin zur Seite haben, und alle Spezialkenntnisse soll sie nach Möglichkeit beherrschen oder bei der Hausfrau zu beherrschen lernen, solange sie noch Haushaltslehrling ist. Das setzt ebenso eine vielseitige Begabung voraus wie eine große Beweglichkeit. Die Hausfrau, die vor allem, wenn sie jung ist, ehe sie sich eine Hilfe nimmt, die Arbeit ihres Haushalts einmal allein gemacht hat, wird wissen, was es heißt, diesen vielseitigen Anforderungen gerecht zu werden.

So wie nun die Ausbildung zur Hausgehilfin dem jungen Mädel eine überaus vielfache Entfaltung seiner Kräfte ermöglicht, so gibt es nur wenige Berufe, die so sehr wirklich innerlich zu befriedigen vermögen. Geschieht doch alle Arbeit in der Familie am Lebendigen, was gerade für die Frau so besonders wichtig ist, und stellt das junge Mädel als Arbeitskamerad unmittelbar an die Seite der Hausfrau. Mit ihr trägt sie die Verantwortung, die Sorgen und Lasten, mit ihr teilt sie alle Freude des Gelingens, sie hat teil an der Liebe der Kinder und am Dank des Hausherrn. Ueber das rein Mechanische wächst ihre Arbeit immer wieder in den persönlichen Dienst am anderen hinein. Gerade die besten unserer deutschen Mädel werden den Beruf als Hausgehilfin immer wieder wählen. Verantwortungsbewußtsein, Pflicht, Ernst und Liebe zur Sache setzt gerade dieser Beruf in hohem Maße voraus und zieht damit von vornherein die Besten an.

Müllschaufel mit Staubfang

Wenn man mit einer Kehrschaufel ein auf der Erde zusammengefegtes Häufchen aufnimmt, werden durch den Schwung des Handfeges nicht nur kleine Dinge wieder über den hinteren Rand der Schaufel „in die Freiheit befördert", sondern auch leichte Teile — vor allem Staub — in die Luft gewirbelt. Die Hausfrau führt ja sowieso einen ständigen

Eine praktische Müllschaufel (Photo: Scholz / Archiv Sennevitz.)

Kampf mit dem Staub — vielleicht kommt es bei einer so kleinen Menge schon nicht mehr darauf an? Wer aber einmal die beim Auskehren in einem Sonnenstrahl tanzenden Staubwolken beobachtet hat, denkt anders darüber, um so mehr, als gerade am Erdboden mit die schlimmsten Feinde unserer Gesundheit leben!

Unsere Abbildung zeigt, daß man auch in dieser Hinsicht vorsorglich und fortschrittlich sein kann: wenn man nämlich die neue Kehrschaufel mit dem Staubfang benutzt! Diese praktische Kehrschaufel, die in verschiedenen Farben — emailliert und auch hoffeit lackiert — geliefert wird, ist fast bis zur Hälfte mit einer breiten Tasche versehen, die nicht nur den nach hinten wirbelnden Staub festhält, sondern auch die kleinen Teile sammelt. Und wenn man einmal eine größere Menge weggeräumen hat, kann man gerade auf dieser Schaufel allerhand unterbringen.

Vorbildlich an der Schaufel mit Staubfang ist auch die Anordnung des handlichen Griffes und die Ausbildung der vorn aufliegenden Kante, die nicht — wie es bei billigen Kehrschaufeln oft der Fall ist — die Hälfte darunter verschwinden läßt. Die neue Kehrschaufel, die zu normalen Preisen geliefert wird, hat so naheliegende Vorteile, daß sie bald ein gern benutzter Helfer in jedem Haushalt sein wird.

Sennwitz.

Ist Ihre Speisekammer auch kalt genug?

Eine wichtige Frage für die heißen Tage

Zum ersten Male ist in diesen warmen Tagen die Milch sauer geworden. Das ist zwar kein besonderes Unglück, weil sie sich immer noch als Dickmilch gut verwenden läßt, aber es war für viele Hausfrauen ein Mahnruf, daß jetzt die Mahnung „Kampf dem Verderb!" ganz besondere Wichtigkeit erlangt hat. Bei warmer Witterung sind alle Lebensmittel sehr stark dem Verderben ausgesetzt, wenn wir nicht rechtzeitig Vorkehrungen treffen. Die Umstellung auf den Sommer bringt gerade, was den Schutz der Lebensmittel anbetrifft, für die Hausfrau viele neue Pflichten mit sich.

Es wird vielleicht manche Hausfrau geben, die sich um die Frischhaltung ihrer Vorräte keine Kopfschmerzen zu machen braucht. „Was habe ich meinen Kühlschrank?", sagt sie sich. Und tatsächlich ist ja in jedem Haushalt, der einen neuzeitlichen elektrischen oder einen Gaskühlschrank besitzt, die Sorge um das Verderben von Lebensmitteln hinfällig geworden. Alles, was da verderben kann, Fleisch, Butter, Käse, Milch, Gemüse, wird in den Kühlschrank gelegt und hier für wenige Pfennige Strom oder Gas am Tag kühl gehalten. Auch wer einen Kühlschrank besitzt, hat damit allerdings erreicht, daß in der warmen Wohnung die Lebensmittel kalt lagern und frisch bleiben.

Was aber tun alle die andern, die weder einen modernen Kühlschrank noch einen Eisschrank besitzen! Auch für sie gilt das Wort: Kampf dem Verderb, und es gilt, eben andere Wege und Hilfsmittel zu finden, um die Nahrungsmittel frisch zu halten. Zum Trost sei es allen gesagt: Es geht auch ohne Kühlschrank! Mit ein wenig gutem Willen.

Viele Hausfrauen besitzen übrigens einen ausgezeichneten „Kühlschrank", ohne sich dessen bewußt zu sein. Und das sind alle diejenigen, die noch Ofenheizung haben. Das Ofenloch ist ein ausgezeichneter Kühlraum, weil es stets von einem frischen Luftzug durchweht wird. Es empfiehlt sich darum, das Ofenloch eines Kachelofens gründlich zu säubern und mit frischem Papier auszulegen. Man kann dann alle leicht verderblichen Lebensmittel: Wurst und Schinken, frisches Fleisch, Gemüse usw., auch Butter, ausgezeichnet in diesen Kühlraum schieben. Es empfiehlt sich dabei, die einzelnen Gegenstände ganz lose mit Papier zu umhüllen, um sie vor etwaigen Staubteilchen zu schützen.

Gerade in diesen Tagen ist es notwendig, einmal einen kritischen Blick in die Speisekammer zu tun. Vom hauslichen Standpunkt aus gesehen, soll die Speisekammer nach Norden liegen, also vor der Sonne geschützt sein. Speisch besitzt nicht jede Speisekammer nach Norden liegen, also vor der Sonne geschützt sein. Speisch besitzt nicht jede Speisekammer solche idealen Kühlräume, viele Vorratskammern haben Morgen- oder Nachmittagssonne, und dann gilt es besonders, die Lebensmittel zu schützen! In solchem Falle ist natürlich zu nächst ein Sonnenschutzvorhang vor dem Speisekammerfenster notwendig, doch soll man das Fenster möglichst nie ganz schließen, damit immer ein wenig Luft in den Raum gelangen kann. Niemals dürfen Lebensmittel unmittelbar der Sonne ausgesetzt werden. Wenn die Käseglocke oder die Milchflasche auf dem sonnigen Fensterbrett steht, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Milch sauer wird und der Käse vor Kummer weglauft.

Frische Milch muß an warmen Tagen grundsätzlich gleich frühmorgens aufgekocht werden, falls man sie nicht zu Dickmilch ansetzen will. Fleischsorten werden auch häufig durch Fliegen verdorben, es ist daher gut, sie in einem Gazeschrank oder, falls man keinen solchen hat, wenigstens unter eine gut schließende Fliegenglocke zu legen. Rohes Gemüse läßt sich auch bei warmem Wetter einen Tag lang aufheben. Es gibt da einen sehr einfachen Helfer: Zeitungspapier. Man wickelt das Gemüse in zwei Bogen Zeitungspapier gut ein und legt das Paket an einen dunklen, vor der Sonne geschützten Ort.

Und endlich noch der Kummer mit der Butter. Wer weder Kühlschrank, Eisschrank noch Ofenloch besitzt, sollte die Butter in den einfachen Ton-Butterdosen aufbewahren, die man in ein wenig Wasser stellt. Der Ton saugt sich voll, und durch die ständige Verdunstung wird Abkühlung erreicht. Ein anderes Mittel ist, über die Butterdose ein Leinentuch zu breiten, dessen Enden in eine Schale mit Wasser reichen. Hier saugt das Tuch die Feuchtigkeit auf und der Verdunstungsprozeß ist der gleiche.

Josefine Schultz

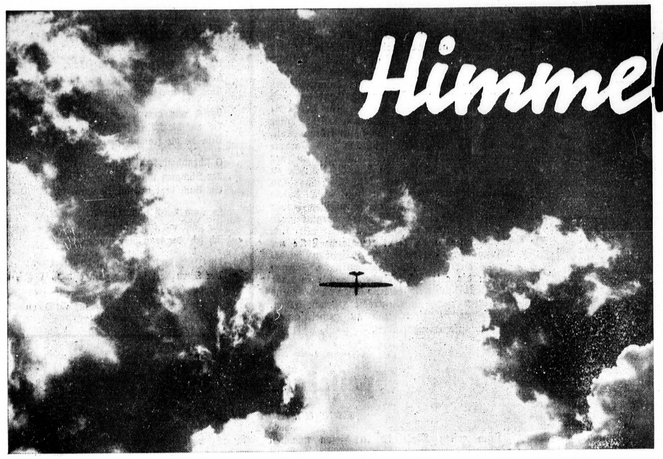
Der praktische Wink

Porzellankitt

Ein ausgezeichnetes Bindemittel für zerbrochene Steingut- und Porzellangegenstände erhält man durch Mengen von 20 Gramm Fischleim mit 20 Gramm konzentriertes Essigsäure, welche sofort bis auf Sirupdicke eingekocht werden muß. Beim Erkalten der Masse wird dieselbe gallertartig und läßt sich gut aufbewahren. Will man sich des Leimes bedienen, so erwärmt man denselben, wodurch er wieder flüssig wird, und bestreicht damit die Ränder des zerbrochenen Gegenstandes, welche dann kräftig aufeinander gepreßt werden. Dieses Bindemittel hat den Vorteil, daß es im Spülwasser von gewöhnlicher Lauwärme nicht aufweicht.

Rostflecke aus Wäsche

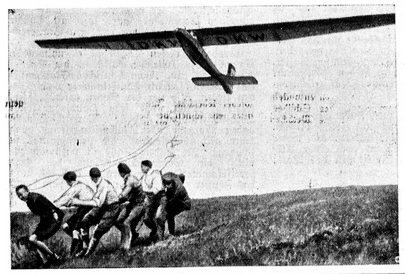
lassen sich leicht entfernen. Je 5 g Zitronensaft, Sauerkleesalz und Salz mische man mit 40 g gut durchgesiebten (durch ein doppelt gelegtes Tuch) Regenwassers in einem Glase. Bespute die Flecke mit dieser Lösung und halte die feuchte Stelle an ein mit heißem Wasser gefülltes zinnernes Gefäß; der Fleck verschwindet bald. Später wasche man die Fleckstelle mit Seifenwasser noch gut nach.



Himmelstürmer

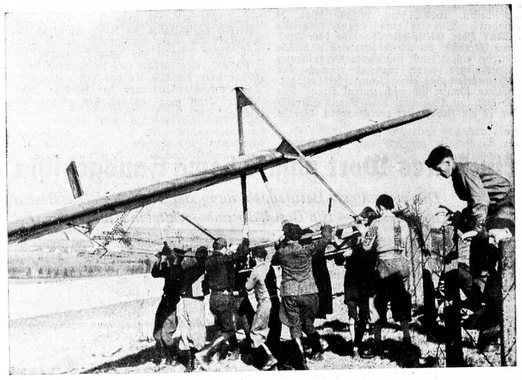
Der deutsche Segelflug findet im Nat.-Sozialistischen Fliegerkorps Förderung und Betreuung

„Fertig — Anziehen — Laufen — Los!" — das Gummiseil schleudert den leichten Segler wie ein Katapult in die Luft, die jungen gebräunten Gestalten, das Seil noch in den sehnigen Fäusten und mit schnellerem Atem vom Lauf am Hang, setzen der „Kiste" nach. Langsam gewinnt sie an dem weitauslaufenden Hang Höhe und schwebt nun wie ein Riesenraubvogel majestätisch vor dem blauen Aether, zeichnet sich scharf vor den dicken Gutwetterwolken ab; leise singt der Wind in den Verspannungen, der junge Segelflieger winkt, und



← Der Vogel gleitet vom Hang

→ Der Segelflug ist ein Gemeinschaftssport — nur echte Kameradschaft führt ihn zur Vollendung.



Fotos: Luftsport-Landesgruppe 12, Essen (3), 7. Tag (Archiv)

ist ja der ehemalige DVV. (Deutscher Luftsportverband) abgelöst durch das NSFK. (Nationalsozialistisches Fliegerkorps). Zum Korpsführer wurde der bekannte Kapitän des Do X Generalmajor Christiansen ernannt. Die Hauptaufgabe des NSFK., wie die des DVV., ist die fliegerische Ertüchtigung und Weiterbildung der deutschen Jugend, sein Sinn und Zweck, den rechten Fliegergeist zu wecken und zu fördern. Darüber hinaus trägt es den Gedanken der deutschen Luftfahrt in das ganze Volk und hält ihn lebendig. Einsatzbereite und bedingungslose Kameradschaft ist die Voraussetzung aller dieser Arbeit. Denn all die hohen Leistungen, die im Segelflug erkämpft werden konnten, sind nicht die Leistungen einzelner gewesen, nein, die Gemeinschaft aller hat sie errungen. An ihnen ist der Mann in der Werkstatt genau so beteiligt wie der Mann am Reißbrett oder der Segelflieger, der das Flugzeug zum Erfolg steuern durfte. Der Segelflug ist eine Kampfgemeinschaft gewesen und wird es bleiben. Er fordert restlose Einsatzbereitschaft. Einordnung in die große Gemeinschaft und Arbeit für die deutsche Luftfahrt und damit für Deutschland. — Der Einzelne ist nichts — die Sache ist alles!

NSFK. fliegt! Ueberall finden in diesen herrlichen Sommertagen wieder große Flüge statt, besondere Wettbewerbe geben dem Eifer den Schwung und lassen die Leistung überprüfen. Den Höhepunkt dieser Veranstaltungen bildet der seit dem Jahre 1920 traditionelle Rhönsegelflugwettbewerb auf der Wasserkuppe; der diesjährige 18. findet vom 25. Juli bis 18. August statt. Außerdem hat der Führer und Reichskanzler in diesem Jahre erstmalig einen Ehrenpreis für einen Internationalen Segelflugwettbewerb gestiftet, der in der Zeit vom 4. bis 18. Juli auf der Wasserkuppe ausgeflogen wird.

für einen Augenblick ist sein leuchtend-frohes Gesicht sichtbar . . . „Glückab!" Mit Freude und Stolz folgen unten die Menschen den schönen Bahnen, und immer wieder wird bei einem solchen Erfolg die Frage gestellt: „Wie wird man Segelflieger?"

Nur ganz kurz soll hier der Werdegang umrissen werden. Natürlich geht es bei der Segelfliegerei nicht ohne theoretische Vorbildung ab, der Segelflug-Anfänger wird erst einmal über das Funktionieren des Steuerwerkes ins Bild gesetzt. Als Vorübung folgen dann die ersten „Rutscher" über den Rasen, die langsam das Gefühl für die richtige und selbstverständliche Handhabung der Steuerung wecken. Dann beginnt der werdende Segelflieger — genau wie Otto Lilienthal — mit dem Gleitflug: mit dem Handstart geht es in kleine Höhen und abwärts gleitend ist die „Kiste" wieder auf den Rasen zu sehen.

Während hier also nur eine Abwärts-Bewegung da ist, geht es bei Segelfliegen denn darum, durch Ausnutzung der Luftströmungen und Aufwinde Höhe zu gewinnen und zu halten, dadurch Strecken und Zeiten zu überwinden, durch genaueste Ausnutzung aber auch direkt vorbestimmte Strecken zu fliegen und vorbestimmte Ziele zu erreichen. Meisterleistungen sind dabei schon von den jungen deutschen Segelfliegern erzielt worden, wie eine große Reliefkarte auf der Ausstellung „Schaffendes Volk" in Düsseldorf eine zeigt, den Flug von Kurt Schmidt, der einen Zielflug von der Wasserkuppe bis nach Trier mit 256 Klm. Strecke zurücklegte. Es ist überaus interessant und aufschlußreich, auf dieser Karte den Weg und die Ausnutzung der Luftströmungen durch den Segler zu verfolgen. Wie lange sich aber eine Segelmaschine in der Luft zu halten vermag, hat der Flug von Ernst Jachtmann-Emst vor wenigen Wochen gezeigt, der nicht weniger als 40 Stunden und 55 Minuten Flugzeit erreichte.

Ueberall wird die deutsche Jugend im Segelflug ausgebildet. Die Standorte der Stürme des NSFK. haben sich in den Jahren die besten Flugplätze der Gegend aufgespürt, oft sind mehrere Standorte in Gemeinschaftsschulung auf einem besonders guten Gelände zusammengeschlossen. An all den freien Tagen ist buntestes Leben dort. Die fortschreitende Ausbildung erfolgt auf den Segelflugschulen der Gruppen des NSFK., schließlich die Hauptausbildung auf den Reichs-Segelflugschulen, die dem Korpsführer des NSFK. unmittelbar unterstellt sind. Seit dem 20. 4. dieses Jahres

Ein unvergleichliches Erlebnis — unter Sonne und Wolken vom Hang aus über das weite Land zu segeln

Auf die Ergebnisse der „18. Rhön" blickt die ganze Nation mit Spannung, haben doch schon die regionalen Zwischenkämpfe, die an 6 verschiedenen Segelfluggeländen des deutschen Reiches jeweils mehrere der 14 Gruppen des NSFK. in der Woche nach Pfingsten zusammenführten, Erfolge gebracht, die überraschen. Bei diesem Bewerb auf der Segelflugschule Grunau im Riesengebirge konnten nicht weniger als 5 deutsche Segelflieger an einem Tage den 1934 von Heini Dittmar bei der deutschen Segelflugexpedition nach Südamerika aufgestellten Höhenrekord von 4325 Meter über Start überbieten. Der beste von diesen fünf Segelfliegern war der NSFK.-Mann Steinig-Breslau, dessen erreichte Höhe von 4680 Meter als ein neuer Weltrekord der FAI. (Federation aeronautique internationale) zur internationalen Anerkennung durch den Korpsführer des NSFK. angemeldet wurde.

Allein nicht nur bei den nationalen Wettbewerben zeigt sich die hohe Leistungsstufe der deutschen Segelfliegerei. Deutschland wurde bei dem internationalen Segelfliegertreffen in Salzburg, das anläßlich der Jfius-Tagung durchgeführt wurde, durch die Piloten Dittmar, Haale, Klein, Karch, Ofann, Ruthard, Ziegler und durch den einzigen deutschen weiblichen Flugkapitän, die verdienstvolle Segelfliegerin Hanna Reitsch vertreten. Allen deutschen Teilnehmern dieses internationalen Wettbewerbs gelang erstmalig die Ueberfliegung der Alpen im Segelflugzeug, darunter starteten sogar eine zweisitzige Maschine, die Jis in die Gegend von Udine flog und eine Strecke von 200 Klm.-Luftlinie überwand. Sämtliche Preise dieses Wettbewerbs kamen an die deutschen Segelflieger. Alle ersten Plätze in allenen Strecken, Höhen- und Zielflugen wurden von den deutschen Segelfliegern belegt, die vom Nationalsozialistischen Fliegerkorps über den Aero-Club von Deutschland für dieses internationale Segelfliegertreffen genannt worden waren.

Mit stolzer Freude kann so dieser kleine Rückblick beschlossen werden. Es könnte sicher noch auf manche Leistung, manchen fruchtbaren Ansatz neuer Entwicklungen gewiesen werden, wie z. B. die Entwicklung des sogenannten Motorsegelers, ein mit Hilfsmotor ausgestattetes Segelflugzeug, dessen Ausarbeitung und Vervollkommnung als besondere Aufgabe gestellt wurde. Es könnten noch manche Erfolge angeführt werden, es soll darüber nicht die Triebfeder all dieser stolzen Erscheinte übersehen, die in der stillen Arbeit der vielen liegt, der lebendigen Kameradschaft und der hingebenden Begeisterung!

Haus, Hof und Garten

Zeit der Heumahd

Erste Junitage. Auf den Wiesen wetteifern Gräser und Klee:

„du bist kurzer, ich bin langer,
alls strikents uf dem anger
bloumen unde kle . . ."
(Walter von der Vogelweide).

Reif für den ersten Schnitt stehen die Wiesen. Sie erwarten den Sensenmann. Soll die Mahd hinausgeschoben werden? Bringt ein später Schnitt mehr Erträge? Auch in Vorkriegsjahren begann erst Ende Juni, Anfang Juli das Heuwerben. Auf den Futterwert der Wiesengräser legte man früher keinen allzu großen Wert. Die Wiese blieb „Mutter des Ackers". Sie hatte für Dung zu sorgen. Bei intensiver Viehwirtschaft trieb man ausgiebigen Feldfutterbau. Zudem gab es hocheiweißhaltige Kraftfuttermittel aus dem Ausland. Ausländisches Kraftfuttermittel gibt es heute nicht. Trotzdem muß intensive Viehwirtschaft getrieben werden.

Billig produzieren" heißt ein Wirtschaftssatz. Gründland liefert billiges, doch gutes Futter. Grundsätzlich anders ist heute unsere Einstellung zu ihm als die unserer Väter. Wir verwerfen die Sätze: Gras ist Gras, Heu ist Heu. Hochwertiges Futter verlangen wir von der Wiese. Ein Futter, das uns unabhängig macht von teuerem, ausländischem Kraftfutter. Gewiß ist des Grünlands und damit des Futters Wert abhängig von 1. der Wasserregelung, 2. der Bodenbearbeitung, 3. der Düngung, 4. der Ansaat und 5. der Pflege. Zumindest ebenso wichtig wie diese Faktoren ist die rechtzeitige Ernte. Sie bleibt ausschlaggebend für die Güte des Heues.

Stärke und Eiweiß bestimmen den Heuwert. Stärke genügt zur Bildung der Körperwärme und der Stickstoffreien Stoffe, wie Milchzucker usw., sowie von Milch und Körperfett. Eiweiß dient zum Erzeugen von Milch, Fleisch, Wolle. Wie steht es mit Wiesenheu? Es vereinigt in sich Kohlehydrate und Eiweiß. Das Hauptgewicht legen wir auf Eiweiß. An diesem Stoffe mangelt es so sehr. Um das Schaffen von hochwertigem, eiweißhaltigem Futter geht es in der Erzeugungsschlacht. Junge Gräser und kleeartige Pflanzen weisen einen hohen Eiweißgehalt auf. Damit wird das Heu nahrhaft und bekömmlich. Zart ist noch die Zellsubstanz. Das Verdauen bereitet den Tieren keine Schwierigkeit. Dieses Heu entspricht den gestellten Anforderungen. Es ist Krastheu.

Die überständigen Gräser liefern viel Masse. Uebermäßig hoch ist aber dabei der Prozentsatz an Rohfaser. Mit zunehmendem Alter schwindet beim Gras der Eiweißgehalt. Die den Nährwert bedingenden Stoffe konzentrieren sich im Samen. Halm und Blätter haben kaum noch Futterwert. Dick werden die Zellwandungen. Das Heu verholzt. Es kann von den Verdauungssäften im Tiermagen nicht so leicht angegriffen und verarbeitet werden. „Holzheu" füttert sich halb so gut wie früh geworbenes Krastheu. Zumindest 50 Pfd. der in der Pflanze gebildeten Nährstoffe wandern in den — Stallmist. Nicht weltgemacht wird die Wertverminderung des Heues bei spätem Schnitt durch größeren Massenertrag. So sagt mit vollem Recht der Volsmund:

Späte Mahd gibt Hausen stolz,
aber, Freund, du erntest Holz!

Keine Behauptung ohne Beweis! Den Beweis liefert einmal die Chemie. Auf die von wissenschaftlicher Seite angestellten Untersuchungen soll hier nicht näher eingegangen werden. Als rohe Mittelwerte mögen folgende Prozentsätze dienen:

Schnitt	Stärkewert	verdaul. Eiweiß	Rohfaser
Mitte Mai	33 %	9 %	18 %
Anfang Juni	26 %	7 %	20 %
Ende Juni	21 %	4 %	25 %

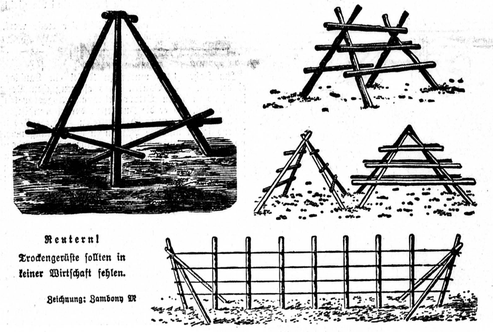
Binnen vier Wochen sinkt also Eiweiß, der wertvollste Bestandteil, um über 50 Pzt!

Den zweiten — und besten! — Beweis gibt das Vieh selbst. Kraftheu wird gern genommen. Die Freßlust wächst. Sichtbar ist der Erfolg. Dagegen verschmäht Vieh das Heu von überständigen Wiesen. Hier linkt dann der Milchertrag. Hierfür ein Beispiel: Ein Hektar bringt 50 Dz. Heu. Durch verspätetes Mähen gehen an verdaulichem Eiweiß 3 Pzt. verloren. Dies bedeutet ein Minus an Eiweiß von 50×0,03 = 1,5 Dz/Hektar. Für ein Liter Milch werden im allgemeinen 50 Gramm Eiweiß gebraucht. Die Milchleistung vermindert sich also um 150:0,05 = 3000 Liter! Oft wird es noch mehr sein. Und der Verlust ist lediglich zu buchen auf das Schuldkonto: zu späte Mahd.

Ein früher erster Schnitt wird meist auch vom Wetter begünstigt. Bei guter Witterung ist Bodenheugewinnung die billigste und einfachste Methode. Wenn aber Regentrude „flennt"? Dann reuternl Trockengerüste sollten in keiner Wirtschaft fehlen.

Ein früher erster Schnitt verhindert die Verbreitung der Wiesenunkräuter. Sie kommen nicht zur Samenbildung. Schließlich bedingt eine frühe Mahd eine zeitige Grummeternte. Zudem steht nach frühem Grummet noch ein weiterer Schnitt oder eine reiche Weide zur Verfügung.

Wiesen zeitig mähen! Das bleibt als Schlußfolgerung. Eiweißverluste können wir uns unmöglich im Rahmen des 2. Vierjahresplanes leisten. Heumond nennt man den Juli. Bei neuzeitlicher Grünlandwirtschaft ist es bereits der Juni!



Reutern!
Trockengerüste sollten in keiner Wirtschaft fehlen.

Zeichnung: Zamboni M

Von vielerlei Läusen auf unseren Zimmerblumen

Es ist eine unangenehme Entdeckung, wenn wir auf unseren Kakteen so ein weißes, wolliges Flöckchen in einem Blattwinkel finden. Wenn es zunächst auch ganz harmlos aussieht und beim Zerdrücken nur eine bräunliche Flüssigkeit abgibt, so könne wir mit Hilfe einer Lupe doch einzelne, meist sich langsam bewegende Läuse erkennen. Diese Wolläuse oder auch Schmierläuse genannt sind recht unangenehme Gäste, die nicht nur die Kakteen, sondern manchmal auch andere Pflanzen heimsuchen und ihre Nahrung aus den Pflanzenzellen saugen. Durch dieses Saugen schädigen sie unsere Zimmerpflanzen, außerdem schadet auch die klebrige Masse, die die Läuse ausscheiden und die die Atmungsorgane der Blätter verschmiert. Also gilt es, rechtzeitig die Tiere zu beseitigen, ehe sie sich stärker vermehren. Soweit möglich wird man sie mit einer Pipette oder einem Hölzchen entfernen. Alsdann bepinselt man bei befallenen Stellen mit einer Nikotin-Spiritus-Seifenlösung, die man sich selbst in folgendem Verhältnis zusammenstellen kann: 20 Gramm Tabakextract (10 Pzt.), 45 Gramm Schmierseife, 40 ccm Brennspiritus und 1 Liter Wasser. Man kann das Bekämpfungsmittel auch mit einer fein verstäubenden Blumenspritze über die Pflanzen sprühen. Mitkam ist auch ein einfaches Besprusen der Läuseherde mit Brennspiritus. Hierbei muß man aber sehr vorsichtig vorgehen, da der Pflanze selbst der Brennspiritus nicht bekommt.

Diesen Wolläusen verwandt sind die als braune Höckerchen auf Palmblättern, auf Myrthe und auch zahlreichen anderen Pflanzen anzutreffenden Schildläuse. Sie sind — leider den meisten Blumenfreunden wohl bekannt, wenigstens soweit es sich um festsitzende Weibchen handelt, um die sich nach dem Festsaugen ein Schild bildet, unter dem auch die Eier abgelegt werden. Die Mutterlaus stirbt danach zumeist ab, aber die Jungen entwickeln sich häufig noch unter dem Schutz des Schildes, werden dann aber unher, bis sich die Weibchen wieder festsetzen. Da das Schild auch einen guten Schutz gegen die Bekämpfungsmittel bietet, sind nach Möglichkeit alle durch einen Pinsel oder ein Hölzchen abzuheben. Um aber auch die Jungtiere, die Larven, zu beseitigen, bespritzt man die Pflanzen gleichzeitig mit der schon oben genannten Nikotin-Seifenlösung. Aber wohl niemals wird man durch einmaliges Spritzen der Schädlinge Herr. Ein wiederholtes Spritzen bleibt daher nötig.

Daß auch die „weißen Fliegen", die sich besonders auf unseren Edelpelargonien festsetzen, mit den Schildläusen verwandtschaftlich verbunden sind, ist ein Befund der Zoologen. Neuerlich benehmen sich diese Tiere ganz anders. Sie machen den Eindruck kleiner Motten und sind gar nicht für das Stillsitzen. Wenn sie aufgescheucht werden, können sie wie eine weiße Wolke über den Pflanzen fliegen. Hier hilft nur ein Spritzen mit einem nikotinhaltigen Mittel, und zwar muß die Bekämpfung ziemlich oft wiederholt werden, da die auf der Blattunterseite abgelegten Eier sehr widerstandsfähig sind.

Dann findet sich hin und wieder auch eine grüne Blattlaus auf den Blumen ein. Es ist eine „Junfer". Gefällt es ihr dort gut, was besonders bei Wärme und Trockenheit der Fall ist, so wird sie sich häuslich niederlassen und vermehren. Und die Jungen tun dann das gleiche — sie bringen

Abb. 1

Abb. 2

Zeichnungen: Archiv M

Abb. 1
Totes Weibchen der gewöhnlichen Schildlaus von der Unterlage abgehoben und mit darunterliegenden Eiern. (Vier- bis fünffache Vergrößerung)

Abb. 2
An einem Zweig sitzende gewöhnliche Schildläuse. Die in ihrer Nähe erkennbaren weißen Flecken sind die Saugstellen vorjähriger Weibchen (Etwa natürliche Größe)

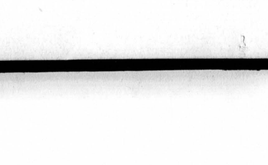
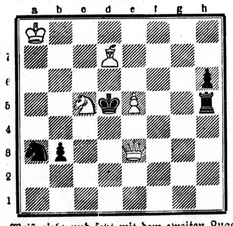


Abb. 3. Blattläuse, stark vergrößert

wieder lebendige Junge zur Welt. Das geht alles sehr schnell bei den Läusen. Schon nach acht Tagen kann eine Blattlausjungfer Mutter sein, und man hat gefunden, daß Blattläuse bis zu 150 Junge zur Welt bringen können. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn wir „mal ein paar Blattläuse" antreffen, und nach kurzer Zeit schon ganze Pflanzenteile davon befallen sind. Es ist also nötig, schon beim ersten Auftreten dieser vermehrungsfreudigen Tiere eine Bekämpfung vorzunehmen, was durch ein feines Versprühen mit einem nikotinhaltigen Mittel erfolgt. Je eher wir damit beginnen, um so leichter werden wir diesen Schädling wieder los.

Morgens und erst recht abends
Chlorodont

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (10). Weiß (5): Ke8; Dd3; Ta7; Sc5; Bc5. — Schwarz (5): Kb6; Sa3; Tb5; Bb3 u. b6.

Gleichklang.

Als Vogel bubt' ich nie mit eines
Adlers Flug,
Mit Golde bubt' ich leicht, wenn mich
ein Mägdlein trug;
Vor alters buhte ich mit Ruhme zu
vermelden
Bei Rittern kühn und stolz und kriegsgewohnten Helden.

Scherzrätsel.

Wer sagt des Rätsels Lösung mir
Und nennt mir einen Mann,
Der Braut und der zugleich auch noch
Ein Bräutigam sein kann?

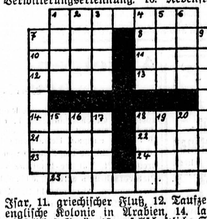
Kopfwechselrätsel.

Lappe — Plan — Eid — Mittel — Lehne — Inhalt — Kent — Bohle.

Vorstehenden Wörtern gebe man einen andern Kopf. Sind diese neuen Wörter gefunden, so ergeben deren Köpfe aneinandergefügt, einen touristischen Ausrüstungsgegenstand.

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. griechische Sagengestalt. 7. Halbedelstein, 8. Verwitterungserkennung. 10. Nebenfluß der



Ifar, 11. griechischer Fluß, 12. Taufzeuge, 13. englische Kolonie in Arabien, 14. landwirtschaftliches Gerät. 18. gesellschaftliche Stellung. 21. Grenzgebirge. 22. Blutgefäß. 23. Volkserzählung, 24. griechische Göttin, 25. Sinnspruch. — Von oben nach unten: 1. Stadt auf Samoa, 2. anderes Wort für Ruhepause. 3. Harzflüßchen. 4. marokkanischer Strom. 5. Himmelsrichtung. 6. italienisches Fürstengeschlecht. 7. griechische Sagengestalt. 9 südliche Stadt. 15. Halmpflanze. 16. anderes Wort für Gehalt. 17. Edelwild. 18. Segelstange. 19. englische Hafenstadt in Arabien 20. kleines Pelztier.

Silbenrätsel

Aus den 42 Silben:

al — bo — bud — cli — das — din — e — e — e — en — en — fel — fet — ga — ger — get — herz — ho — il — ket — la — ling — long — lom — ma — me — mi — nach — nau — non — pa — que — ra — spel — su — te — ter — ti — tung — ur — ver — zett

sind 14 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden: 1. Handwerkszeug, 2. Schweizer Kanton, 3. Stadt in Thüringen, 4. anderes Wort für Spychachalk, 5. Blasinstrument. 6. Insektenlarve, 7. amerikanischer Dichter, 8. Hoftitte, 9. weiblicher Vorname, 10 Singtitel. 11. thebanischer Feldherr und Staatsmann. 12. Krankheit. 13. Jahrbuch, 14. Voranschlag. Nach richtiger Bildung der Wörter müssen die erste Buchstabenreihe von oben nach unten und die fünfte Buchstabenreihe von unten nach oben einen Sinnspruch ergeben.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0	Wetterprophet aus dem Tierreich
2 2 6 2 3	Stadt in der Schweiz
3 0 3	Raubvogel
4 3 5 5 2 1 7	Stadt im Amerika (W. St.)
5 1 2 3 8 9 0	zottiges Gewebe
6 7 8 2	weiblich. Personenname
7 8 1 7	europäische Hauptstadt
8 2 3 1	israelitischer König
9 2 3 4	Stadt am Rhein
0 7 6 4	Stadt in Württemberg

Bruchstückaufgabe.

Die nachstehenden 12 Wortbruchstücke:

im — um — om — ar — ck — id — om — ug — hm — al — eu — rt

sollen durch Anfügen je eines Buchstabens am Anfang zu Wörtern umgestaltet werden. Diese Buchstaben ergeben alsdann, miteinander verbunden, ein beliebtes Getränk der gegenwärtigen Zeit.

Literarisches Versteckrätsel.

Lern' auf die Augen tun,
Wenn nichts dir soll mißglücken;
Und wenn du die was mißfällt,
Lern' eines zuzudrücken.

Werden die in obigem Vierzeiler fettgedruckten Buchstaben richtig zusammengefügt, ergeben sie den Namen des Dichters.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Dd8—f6 Tf7×f6 oder Tanders: 2. Se6—c7 oder Dd6—f3 matt. — a) 1. . . . Le5×f6 oder L anders; 2. Se6 nach f4 oder Lg4—f3 matt. — b) 1. . . . Se3 beliebig oder bd×c5; 2. e2—e4 oder Dd6×e5 matt.

Buchstabenergänzungs-Rätsel: Drache. Aehre. Stadel. Verlobung. Chan. Irade, Lasche, Culm. Hachse. Erebus Nadel. — Das Veilchen.

Gegensätze: 1. Habenichts, 2. Feldhammer, 3. Fahrwasser 4. Waldkater, 5. Lauffeuer, 6. Oxyd. 7. Wasserflucht. 8. Gleise.

Silbenrätsel: 1. Meise, 2. Edith, 3. Inmau, 4. Natur, 5. Ende, 6. Jrrisch, 7. Nerrar, 8. Julius, 9. Garten, 10. Ernte, 11. Rarbau, 12. Warnow, 13. Unter, 14. Meike, 15. Schliemann, 16 Chill, 17. Hippe, 18. Ingrimm, 19. Sanskrit. — Mein eins'ger Wunsch ist meiner Wünsche Ruhe.

Homonym: Gestalten.

Buchstabenrätsel: Onkel — Enkel.

Denksportaufgabe: Es kann sich nur um Affen handeln, denn nur im Innern von Zentralasien gibt es Punkte, die nach allen Seiten hin 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind. Diese Tatsache kann man auf der Weltkarte eines jeden Schulatlasses kontrollieren.

Bilderrätsel: Baue nicht den Grund mit Marmor, sehlt zum Dache dir der Ziegel.

Vierfilbige Scharade: Federbüchse.

„Ich möchte Sie gerne küssen . . . wenn ich bloß wüßte, ob es keiner sieht!"
„Soll ich die Augen zumachen?"
(Zeichnung: Erich Hans)

Falsch verstanden

Volle steigt mit einem großen Koffer in der Hand aus dem Zug.

Gepäck, mein Herr?" umdrängen ihn die Träger.

„Nein!" wehrt Volle ab. „Sie sehen doch, ich habe selbst welches."

Schneider: „Herr Süffel, Sie sind mir vom vorigen Jahr immer noch einen Rock schuldig."

Student Süffel (auf seinen abgetragenen Rock zeigend): „Diese Schuld ist, wie Sie sehen, bereits abgetragen."

„Fritz, hast du viele Freunde in deiner Klasse?"

„Nein, Onkel — keine!"

„Nanu! Wie kommt denn das?"

„Weißt du, Onkel, die kleinen, die ich verhauen kann, können mich nicht leiden, und die Großen, die mich verhauen können, kann ich nicht leiden!"

*

Fritzchen hat um ein Pfefferminzplätzchen gebeten. Als er es im Munde hatte, läuft er zur Mutter und sagt:

„Das Plätzchen mag ich nicht, das macht so mächtigen Zug im Munde!"

Konsequenz

„Woran mag der Müller wohl gestorben sein?"

„Das weiß man nicht."

„Da ist er also bis zu seinem Tode konsequent geblieben: man wußte nicht, wovon er lebte — und man weiß nicht, woran er starb."

*

„Sag' mal, Max, was haben eigentlich die Zahlen zu bedeuten, die hier am Sockel des Denkmals vom Alten Fritze stehen?"

„Mensch, das weißte nicht? Das waren doch seine Telephonnummern!"

*

Kellner: „Vielleicht darf ich dem Herrn Kalbszunge empfehlen?"

Gast: „Danke; ich esse nichts, was bereits ein Tier im Maul gehabt hat."

Kellner: „Wie wäre es mit Eiern, mein Herr?"

Lotteriehemd

Friedrich geht ins Kaufhaus.

„Fräulein, ich möchte gern ein Oberhemd, aber kein Lotteriehemd, wie das letzte Mal."

„Lotteriehemd?" fragte die Verkäuferin erstaunt zurück.

„Na, bei dem letzten mußte immer der Einsatz erneuert werden."

(Weite Welt.)

Im Gegenteil

„Walter, Walter, wenn du eine hübsche Frau siehst, vergißt du immer, daß du verheiratet bist!"

„Aber im Gegenteil, Amalie, — dann kommt es mir gerade zum Bewußtsein!"

(Berlingske Søndag.)

Vergebene Liebesmühe

Der amerikanische Dollarkönig Vanderbilt war dafür bekannt, daß er grundsätzlich keine Trinkgelder gab. Als er einmal längere Zeit ein Hotelzimmer bewohnte, ohne dem Zimmerkellner auch nur einen Cent zu geben, sagte dieser eines Morgens zu ihm: „Heute nacht habe ich von Ihnen geträumt, Herr Vanderbilt."

„So", sagte dieser, „und was denn?"

„Sie haben mir zehn Dollar gegeben."

„Zehn Dollar?", meinte Vanderbilt, „das ist wirklich reichlich, sehr reichlich sogar. Na, einmal macht's ja nichts. Behalten Sie sie nur!"

Ein ganz Schlauer

Lehrer: „Nur gleichartige Dinge kann man voneinander abziehen. Drei Aepfel von vier Birnen geht nicht; auch nicht drei Pferde von vier Hunden."

Maxchen: „Aber drei Liter Milch von vier Kühen, das geht!"

(The Argonaut.)

Geographie

Der Lehrer: „Also, was ist das hier für ein Ozean?"

Der Schüler: „???"

Der Lehrer: „Sehr richtig, der Stille Ozean!"

(Eftirabladet.)

Zaghafte Frage

Arzt (zum stark erkälteten Patienten): „Sie sollten jetzt keinen Alkohol trinken, nicht rauchen, nicht ausgehen." — „Und bloß noch husten, Herr Doktor?"

Zweideutig ausgerichtet

Dicht neben einem Manöverfeld weidete eine Herde Kühe, die durch das Schießen so unruhig wurde, daß sie nach allen Seiten auseinanderstob. Der Gutsinspektor bat deshalb den General, das Feuer an dieser Stelle zu unterlassen, was dieser auch bewilligte. Er beauftragte einen jungen Offizier, den Befehl abzugeben und hörte, wie der den Soldaten mit dröhnender Stimme zurief: „Der Herr General befiehlt, sofort mit dem Schießen aufzuhören. Das Rindvieh kann es nicht vertragen."

*

Hausfrau (zum Krämer): „An den Kirschen, die mein Bub vorhin bei Ihnen holte, fehlt ein halbes Pfund. Wie geht das zu?" — „Kann ich nicht sagen, Madame. Meine Waage hat richtig gewogen, aber vielleicht wiegen Sie mal Ihren Jungen nach."

Muster der Sparsamkeit

Hausfrau (zur Köchin): „Ihr Bräutigam hat Ihnen schon wieder Blumen gebracht. Er scheint sehr verschwenderisch zu sein." — „Doch nicht, Madame. Im allgemeinen ist er sehr sparsam. Wenn er zu mir in die Küche kommt, macht er sogar das Licht aus."

Eine kalte Dusche

Anneliese, frisch und gesund, geht im Walde spazieren. Ein junger Bursche kommt ihr entgegen: „Entzückend romantisch ist es hier! Finden Sie nicht auch, Fräulein? Beinah wie im Urwald!"

„Ja", sagt Anneliese mit Augenzwinkern, „sogar die Affen sind da!"

(Hemmets Journal.)

Konkurrenz

Der bekannte Tenor und die schwärmerische junge Dame hatten auf der Bank im Garten Platz genommen. Der Himmel war voll leuchtender Sterne und der Mond lächelte hold zu ihnen herab. Im Gebüsch nebenan schlug eine

Der Mann mit der guten Idee (Pass. Show)

Nachtigall ihre schönen Triller.

„Singt sie nicht entzückend?" fragte die junge Dame hingerissen.

„Hm, schon möglich", meinte der Tenor, „etwas schwierig für mich, ein Urteil zu fällen . . . wo ich doch selber singe!"

(Illustrert Familieblad.)

Erdkunde

Lehrer Giesecke tut sein Bestes, um seinen Schülern den Globus zu erklären. Nachdem er seinen Vortrag beendet hat, fragte er: „Nun, Wolfgang, welches Land liegt unserem Lande genau gegenüber auf der anderen Seite der Erdkugel?"

Wolfgang schweigt.

„Das ist doch ganz einfach", ermuntert ihn der Lehrer, „stell' dir vor, wir bohren von unserem Schulhof aus ein Loch durch die Erde, ganz gerade hindurch, und du kriechst hinein. Wo kommst du auf der anderen Seite der Erdkugel wieder heraus?"

„Aus dem Loch!" antwortet Wolfgang.

(Allers Familie Journal.)

Der starke Mann: „Darf ich Ihnen einen Platz anbieten, mein Fräulein?"
(Zeichnung: Bergström)

Der kleine Heini schnappt überall etwas auf. Heini hat Fieber, der Onkel Doktor kommt: „Na, kleiner Bursche, was fehlt dir denn?"

Meint Heini verzagt und ängstlich: „Ich glaub', es is Delirium!"

(Weite Welt.)

Nur eine Fliege

Der junge Mann kam mit seiner Eiswaffel zurückgestürzt: „Was für eine Wirtschaft!" schrie er. „Sehen Sie nur, hier ist ja eine Fliege im Eis!"

„Immer mit der Ruhe?" beschwichtigte ihn der Verkäufer. „Sie können noch froh sein — heute stand etwas in der Zeitung von einem Amerikaner, der einen Mammut im Eis gefunden hat!"

(Eftirabladet.)

Vor und nach Gebrauch

Fabrikant Leiminger kratzte sich den Kopf: „Ich weiß nicht recht, dieses Empfehlungsschreiben werden wir wohl nicht gebrauchen können!"

„Warum denn nicht?" fragte sein Kompagnon.

„Nun", meinte Leiminger, „der Mann schreibt: Früher hatte ich drei kahle Stellen auf dem Kopf, aber nach Gebrauch Ihres Haarwuchsmittels habe ich nur noch eine . . ."

(For Alle.)

„Sagen Sie mal, Fräulein Braun, sind Sie nicht älter als Ihre Schwester?"
„Jaaa . . . aber das ist nicht der Rede wert, bloß ein paar Monate!"

Die Rede

Im Jahre 1848 wurde in Kassel ein Landtag einberufen. Die Bauern eines ostpreußischen Dorfes sandten ihren Ortsvorsteher als Abgeordneten nach Kassel, wo er die Interessen der ostpreußischen Landwirtschaft energisch vertreten sollte. Jeden Abend sahen nun die Bauern in der Zeitung nach, ob eine flammende Rede ihres Abgeordneten abgedruckt wäre. Aber sie fanden nichts. Als dann der Ortsvorsteher zurückkehrte, wurde eine Sitzung anberaumt. Gleich bei der Eröffnung rief ein Bauer: „Christian, wozu haben wir dich nach Kassel geschickt, wenn du nichts für uns getan hast?"

„Ich habe nichts für euch getan?" fragte der Ortsvorsteher erstaunt.

„Nein, wir haben jeden Abend nach einer Rede von dir in der Zeitung gesucht, aber kein Wort von dir gefunden."

„So? Habt ihr nicht gelesen: „Es ertönte lauter Beifall" oder: „Hierauf erhob sich lebhaftes Gemurmel? He, habt ihr das gelesen?"

„Freilich", geben die Bauern zur Antwort.

Da lächelte der Ortsvorsteher beruhigend und sagte: „Seht ihr, meine Freunde, da hab ich mitgemacht."

Fr. Sch.

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Tannenblüten-Lungenbalsam
ist das bewährteste Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Vernarb., Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schwerathmung. Die große Flasche RM. 2.-
Kneippkurwegweiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale Kneippapotheke Würzburg

50 Jahre – es glaubt keiner!
und doch sieht die Mutter fast so jung aus, wie die Tochter, so straff und frisch. Dabei neigte sie sehr zur Fülle — aber Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee sorgt für ihre Schlankheit und Gesundheit. Nun ist sie stolz auf ihre gute Figur, die keineswegs ein Vorrecht der Jüngeren ist. Trinken auch Sie täglich den bewährten „Jungbrunnen"
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad .. 36.-
Motorfahrrad Frontentrieb Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Denkaufgabe kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

FULOK SPIEL
Zu den Freuden der unendlichen Begleiter
Fulok über Polich 1.50, Krauseneck-Polich 1., Kinder-Polich 1.40 Fulok und Einrichtung an jeder Tür nach amtlicher Vorschrift Überall zu haben! Verlag J.F. Steinkopf Stuttgart

Heiraten
Lehrer, Ende 20, sucht ein nettes Mädel mit tadelloser Vergangenheit, im Alter von 18–24 J., zwecks
Heirat
kennenzulernen. Wildzuschrift. unt. Nr. 7/159 an „Der 7. Tag", Paderb.

Kathol. Ehe
dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirch. Billigst. Kühl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen.
Neuland-Verlag R Herne I. W., Mühlenstr. 7

Deutliche Schrift bei Manuskripten

Für meine Freundin, kath., 30 J., schöne, große, schl. Figur, gebildet, mit nett. Weien u. einigen Tausend Mark Eriparnis, sowie guter Aussteuer, suche ich ebenb. Herrn zw.
Heirat
Arzt wird bevorzugt, da sie jahrelange Praxis bei einem Arzt aufzuweisen hat. Angebote m. Bild unt. Nr. 7/160 an „Der 7. Tag," Paderb.

Unbescholt. junge Dame, 31 Jahre alt, jugendl. Erscheinung, sucht auf diesem Wege die Bekanntschaft eines kath. Herrn zwecks späterer
Heirat
Ausst. u. annehmb. Vermögen vorh. Nur ernstgem., diskret zu behand. Neuzuschriften erbet. unt. Nr. 7/158 an „Der 7. Tag", Paderb.

Die Heilung quälender Katarrhe
die Tag und Nacht zum Husten reizen, muß die Beseitigung des Entzündungszustandes der Atmungsschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphoceltin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphoceltin" hilft von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seiner gewebefestigenden Silicium-Calciumverbindung. — „Silphoceltin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoceltin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 8 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bähler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusend. d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Nähmaschinen seit 60 Jahren gut u. preisw. bei
Ritter Paderborn
Dom gegenüb. frei Haus überall hin.

Raucher
Einfache Abgewöhnung. Prämiert gold. Medaille. Broschüre kostenlos. H. Goth, Nürnberg 5 Sa. 245

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn, Hannover 3504.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Werbung schafft Arbeit!

Herdfeger für Herd und Messer

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 37: 35 595. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

8. Jahrg. – Nr. 26 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 27. Juni 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Hungrige Mäuler — Zeichnung von A. Christ

Nestglück

Im Garten sind die lieblichen Vogellieder verklungen, statt dessen hebt sich nun überall ein ungebührliches Lärmen an, das sich von allen Ecken und Enden, aus der grünen Hecke und der niedrigen Tanne, aus der silbernen Birke und aus den Obstbäumen unaufhörlich vernehmen läßt. Unsere gefiederten Freunde, die im Frühjahr uns mit so köstlichen Weisen, mit lustigem und lockendem Flöten erfreuten, haben jetzt anstrengende Tage. Sie haben ihr Nest nun wieder voll hungriger Mäuler, die noch garnichts anderes können, als die Schnäbel weit aufmachen und gewaltig schimpfen, wenn sie von den Vogeleltern nicht bedacht worden sind. Die nehmen ihnen das allerdings nicht sonderlich übel, denn sie wissen, daß die Vogelkinder über den Nestrand noch nicht hinwegsehen können und keine Ahnung haben, wie mühselig es ist, für soviele aufgerissene Schnäbel Fliegen, Insekten und fleuchendes und kreuchendes Ungeziefer herbeizuschaffen. Die Alten tun mit großer Geduld und Liebe ihre Elternpflicht, ununterbrochen sind sie unterwegs, jagen den Garten ab und suchen an Blättern und Bäumen und gönnen sich keinen Augenblick Ruhe, solange sich noch Hälse recken und die kleinen Stimmchen begierig pfeifen. Und wir, die wir uns im Frühjahr an den Liedern unserer gefiederten Freunde ergötzten, haben nun unsere Freude an ihrem Glück, an dem sie uns gern teilnehmen lassen, wenn wir zurückhaltend und unaufdringlich den Frieden ihres Nestglücks nicht stören. Sicherlich ist es für jeden Freund der kleinen Sänger einer der reizvollsten Augenblicke, wenn es ihm gelingt, unauffällig aus großer Nähe all die Liebe und unermüdliche Sorge mit anzusehen, die Vogeleltern auf ihre Kinderstube verwenden. Ein großes Geheimnis tut sich hier in jedem Jahre von neuem auf und immer wieder müssen wir staunend das Wunder durchdenken, wie es kommt, daß die kleinen Tiere soviel Treue und Familiensinn entwickeln und sich so selbstverständlich in die große Ordnung fügen, die der Schöpfer auch für diese kleinen Lebewesen geschaffen hat. —

Schnell vergehen die Tage des Vorsommers, und dann füllen auch schon die kleinen Schreier Kräfte in sich wachsen. Sie regen sich ganz gewaltig, drängen sich auf den Rand des Nestes und schlagen mit den wolligen Flügeln. Und schon folgen die ersten Flugversuche, bei denen die Jungen zeigen müssen, wieviel sie den Alten schon abgesehen haben. Aber immer noch ist die Sorge der Eltern um sie; und wenn eins der Kleinen sich zuviel zugetraut und irgendwo kraftlos und ohne Hilfe am Boden hockt, sicher findet die Vogelmutter das Junge und trägt ihm dort Nahrung zu, bis es sich wieder erheben und davonfliegen kann. Freilich so ganz sorg- und leidlos geht das auch in der Vogelwelt nicht zu. Wie überall im Leben, lauert auch dem trauten Familienglück der gefiederten Sänger Gefahr, allzuschnell hat eine raubgierige Katze das kleine Glück zerstört, mit rohem Prankenschlag eins der Jungen erwischt oder gar ein ganzes Nest zur Nachtzeit ausgeraubt. Dann fliegen die Eltern suchend klagend umher: Eine Tragödie hat sich ganz im Kleinen abgespielt, von der niemand etwas erfährt als der beobachtende Freund, der auch das Leid der fröhlichen Sänger mit blutendem Herzen teilt . . .

*

Nestglück und Nestleid! Immer spiegelt sich im Leben der Natur auch das Gesetz unseres eigenen Daseins. Darum ist unser Herz mit so großer Anteilnahme bei allen Vorgängen, die sich im primitiven Leben auch der niederen Geschöpfe abspielen. Viel Freude und Trost können wir uns ja dort holen, oft unsere helfende Hand leihen und den kleinen Freunden der Vogelwelt Gefahren bannen, für die ihre eigene Waffe nicht ausreicht. So wächst aus der beobachtenden Teilnahme wahre Kameradschaft, verständnisvolle Liebe und Freundschaft. Die kleinen Freunde werden es uns zu danken wissen auf ihre eigene, so verschiedene Art.

Schwarze Chronik des Himalaya

Der Berg, der den Menschen trotzt — Im Kampf um die höchsten Gipfel der Erde

Abermals hat der Himalaya, das Gebirge des Schreckens, sein Opfer gefordert. Sieben Teilnehmer der deutschen Nanga-Parbat-Expedition sind nach einer Meldung aus London unter einer Lawine begraben worden. Sie haben den Heldentod gefunden, wie zahlreiche tapfere Bergsteiger vor ihnen, die in der eisigen Wildnis am „Dach der Welt" ihren letzten Schlaf schlafen. Noch immer trotzen die Giganten des Himalaya, der Mount Everest, der Kangchenjunga und der Nanga-Parbat dem Ansturm der Menschen.

Die Dämonen des Everest

1922 wurde der erste Versuch unternommen, die Dämonen des Everest zu besiegen und den höchsten Berg der Welt zu bezwingen. Mitglieder des englischen „Alpin Club" versuchten den ersten Vorstoß. G. L. Mallory war an ihrer Spitze der „Columbus der Bergwelt". Im einsamen Bergkloster Rongbuk wird das Zentrallager eingerichtet. Der Lama, ein hagerer Asket, in dessen Augen das eisige Feuer der Gletscher brennt, warnt die Verwegenen. Von den fünf „Schneeriesen" spricht er, die in den Schluchten hausen und über die Ruhe des Berges wachen. Natürlich lachen die Engländer ihn aus. Aberglaube — dummer Aberglaube!

Der Lama läßt ihnen eine zweite Warnung zukommen. Er hat ein Gesicht gesehen. Sieben Menschen verschwinden in der eisigen Faust des Berggottes. Doch Mallory hört auch diesmal nicht. Am 7. Juni brechen sie zur letzten Etappe auf. Siebzehn Männer, drei Weiße, Mallory, Sommervell und Craw-ford, und vierzehn tibetanische Träger. Nur zehn kommen zurück. Sieben Eingeborene packte eine gigantische Lawine, riß sie im Eiswirbel hinab in die Tiefe. Die Expedition kehrte unverrichteter Dinge zurück.

Mallory läßt nicht locker. Ein zweiter Versuch im folgenden Jahre mißglückt wieder. Am 25. März 1924 verläßt eine dritte Expedition Darjeeling. Wieder ist Mallory an der Spitze. Das Geheimnis dieses Berges läßt ihn nicht mehr los. Jedes Jahr würde er von neuem versuchen, es zu ergründen, wenn ihm nicht diesmal selbst der Tod bestimmt gewesen wäre. Wieder ist es ein 7. Juni, als sich Mallory und sein Gefährte, der junge Irwin, vom Lager IV entfernen um den Gipfel zu erobern. Sie sind mit Sauerstoffapparaten und Eisvorräten ausgerüstet, die nach einer besonderen Höhendiät ärztlich ausgewählt wurden. In einem langen Wachstuchetui über der Schulter Irwins liegt die englische Flagge. Sie wird niemals im Gipfelwind des Everest flattern. Mallory und Irwin kehren nicht zurück, aber ein anderes Mitglied der Expedition, N. E. Odell, wählt am gleichen Tag einen anderen Weg. Ihm gelingt es, sich bis auf dreihundert Meter dem Gipfel zu nähern; dabei wird ihm ein märchenhafter Anblick zuteil. Für die Dauer weniger Sekunden zerreißt der dichte Wolkenvorhang. Zum ersten Mal erblickt ein menschliches Auge den höchsten Gipfel der Welt.

Ein „Kriegsschiff" auf dem Lande

Einer der sechs neuen Panzerwagen, die die Vereinigten Staaten in Dienst stellten, ist mit vier Maschinengewehren ausgerüstet und bietet für vier Mann Besatzung Platz. Der Panzerwagen entwickelt eine Geschwindigkeit bis zu 90 Kilometer. (Pressephoto, Zander-K.)

Der Teufelskerl Wilson

Acht Jahre lang wagt sich nun keine Expedition mehr auf den heiligen Berg. Der Dalai Lama hat in einer feierlichen Proklamation den Frevel der Bergbesteigungen verboten. Erst nach seinem Tode gehen wieder Männer an die ungeheuere Aufgabe heran. Auf 8250 Meter kommen Shipton, Wagner und Harris, dann werfen Stürme sie zurück. Mit Steinschlägen, Lawinen und Nebel verteidigt sich der Berg. Es gelingt ihm noch einmal, die Gipfelstürmer abzuschütteln, die aber wenigstens eine wertvolle Reliquie erobern: die Eispickel Mallorys und Irwins, die auf einem weiten Gletscherfeld gefunden wurden.

1934. Dem Amerikaner Wilson wird die Erlaubnis zur Besteigung des Mount Everest verweigert. Aber dieser Teufelskerl will seinen Kopf durchsetzen. Als tibetanischer Priester verkleidet, verläßt er mit drei Trägern heimlich Darjeeling, die Ausgangsstation. Am 18. April erreicht er Rongbuk. Wenige Tage darauf ist er im Lager III der Expedition Mallory. Hier hofft er Stricke, Eispickel, Sauerstoffmasken zu finden, die notwendige Ausrüstung. Vergebens. Die Träger streiken. Wollen so nicht mehr weiter. Da macht sich am 17. Mai der tollkühne Amerikaner allein auf. Ein kleines Pfadfinderzelt, ein Photoapparat, zwei Päckchen Porridge und drei hartgefrorene Brote — das ist alles, was er mitnimmt! Einen ganzen Monat lang warten die Träger auf ihn, dann wanken sie halb verhungert nach Darjeeling zurück. Ohne Wilson!

Deutsche Heldendramen im ewigen Eis

Was nun folgt, ist eine Reihe deutscher Heldendramen. Paul Bauer versucht mit seinen Mannen den Sturm auf einen anderen Gipfel des Himalaya, den Kangchenjunga. Bis 6270 Meter kommen sie. Dann aber stürzen Schneller und Pasfang ab. Das bedeutet das Ende der Expedition. 1932 und 1934 versuchen wieder Deutsche um die Besteigung des Nanga-Parbat. Schon sind sie beinah am Ziel, da treibt sie der Schneesturm unerbittlich zurück. Alfred Drexel wird am Lager II verschüttet. Wegenbach und seine sieben Träger sterben den Erfrierungstod im Lager VII, dann greift der Tod nach Ullrich Weiland. Nur wenige Meter entfernt von Lager VI kämpft Willy Merkl mit dem eiskalten Sensenmann. Sein Diener hat ihn in eine Eisgrotte gebracht. Sie wird zum kalten funkelnden Märchengrab des Deutschen.

Am 11. April brach die dritte deutsche Nanga-Parbat-Expedition auf, als deren Leiter Dr. Wien, der Geograph der Münchner Universität bestimmt wurde. Sie bestand aus der besten Mannschaft, die Deutschland aufbieten konnte; alle Wissenschaftler und Bergsteiger hatten, soweit sie nicht den Himalaya selbst kannten, Erfahrungen in den Alpen und in der Bergwelt Südamerikas und Ostafrikas gesammelt. Aber auch diesesmal feierte der Gipfel des Schreckens einen traurigen Triumph, die Liste der Opfer, die im Kampf um den Himalaya starben, ist abermals angewachsen . . .

Dies nebenbei

Die Entdeckung, die ein in Como ansässiger italienischer Stoffhändler dieser Tage machte, hat in italienischen Gelehrtenkreisen eine Streitfrage entfacht, die ebenso unterhaltsam wie interessant ist. Der Kaufmann fand in einigen Ballen seines Kunstseidenlagers große runde Löcher, deren Herkunft er sich nicht erklären konnte. Er sandte daraufhin die Stoffe an den Direktor des italienischen Seidenforschungsinstitutes Professor Dr. Ciucci mit der Bitte, die Kunstseidenballen zu untersuchen und die Ursache der Defekte zu klären, damit einer künftigen Beschädigung vorgebeugt werden könne. Bei der wissenschaftlichen Prüfung stellte sich heraus, daß die Löcher von einem Insekt stammten, von dem bisher nur bekannt war, daß es sich von der Rinde von Waldbäumen nährte. Der Schädling hatte sich also offenbar auf die moderne Zeit umgestellt und es neuerdings keineswegs mehr verachtet, von Kunststoffen zu leben. Professor Ciucci warf nun in diesem Zusammenhang in einer wissenschaftlichen Wochenschrift die Frage auf, wovon denn eigentlich der Bücherwurm gelebt habe, bevor noch die Buchdruckerkunst erfunden war und es keine Bücher gab. Hat sich der Bücherwurm in seiner Ernährungsweise ebenfalls umgestellt? Das gleiche Kopfzerbrechen bereiten die Kleidermotten den Gelehrten, denn offensichtlich haben sie doch auch schon gelebt, als die Menschen noch unbekleidet ihr Dasein fristeten. Und wovon nährten sich die Käsemilben, bevor der Käse als Milchprodukt bekannt war? Die Wissenschaft ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Schädlinge aus dem Insektenbereich eben stets mit der Zeit Schritt hielten und ihre Lebensgewohnheiten stets auch dann änderten, wenn sie der Mensch wechselte.

*

In Cetinje, dem malerischen jugoslawischen Städtchen an der Adria, ist man einem großangelegten Schülerstreich auf die Spur gekommen, der bis in die letzten zehn Jahre zurückreicht und für die Beteiligten unangenehme Folgen haben wird. Kürzlich begab sich die Tochter des Direktors einer Mittelschule auf das Dach der Lehranstalt, um von hier aus einmal den schönen Rundblick über die Stadt zu genießen. Wie erstaunt war sie, als sie dort zwei Schüler regungslos sitzen sah, die angestrengt in eine Fensterluke hineinsahen und von denen jeder einen Notizblock vor sich hatte. Sie berichtete ihrem Vater sofort ihre Wahrnehmung, worauhin die beiden Schüler unverzüglich verhört wurden. Und dabei stellte sich nun folgende, nicht einer gewissen Heiterkeit entbehrende Tatsache heraus: Das Zimmer, in dem die Lehrkonferenzen abgehalten werden, lag unmittelbar unter dem Dach im obersten Stockwerk. Durch die Luke, vor der die Missetäter beobachtet wurden, konnte man genau hören, was die Lehrer unten besprachen. Seit zehn Jahren schon ist dieser Horchposten auf dem Giebel eine ständige Einrichtung gewesen, die sich von der einen Schülergeneration auf die nächste vererbte. Dadurch waren die Studenten nicht nur schon immer vorher darüber unterrichtet, welche Themen in diesem oder jenem Unterrichtsfach für die Prüfungsarbeiten gewählt wurden, sondern wußten auch immer schon vorher Bescheid, wenn der eine oder andere eine Disziplinarstrafe zu erwarten hatte. Und daß dann zu Hause alle Vorbereitungen getroffen wurden, um den Verweis abzufangen, versteht sich von selbst. Bisher sind nach Aufdeckung der Geschichte 47 Schüler mit strengen Strafen belegt worden, drei Haupttäter wurden von der Anstalt verwiesen. Die Sympathien der Elternschaft von Cetinje liegen in diesem Falle übrigens auf Seiten der Schüler, da sie der Ansicht ist, daß die Lehrkräfte innerhalb von zehn Jahren diese seltsame „Horchorganisation" längst hätten entdecken müssen.

*

Amerika hat in der letzten Zeit, seit der Sitzstreik drüben modern geworden ist, die merkwürdigsten Dinge mit dieser neuen Art der Arbeitsverweigerung erlebt. Aber den Vogel dabei abgeschossen zu haben, kann sich doch eine aus 400 Musikern bestehende Kapelle rühmen, die in einem der größten Newyorker Abendlokale angestellt war. Eines Tages suchte der Kapellmeister den Direktor auf und verlangte Gagenerhöhung. Als ihm das rundweg abgeschlagen wurde, drohte er damit, daß seine 400 Leute solange nicht das Konzertpodium verlassen würden, bis die Lohnforderungen erfüllt worden seien. In den ersten drei Stunden des Streiks ging alles gut: von den Gästen wurde nicht weniger verzehrt, weil zum Diner keine diskreten Klänge ertönten und die Musiker verhielten sich durchaus diszipliniert und ruhig, so daß keine Störungen des Geschäftsbetriebes eintraten. Plötzlich aber nahmen die Lokalbesucher, die in unmittelbarer Nähe des Podiums saßen, einen durchdringlichen Geruch wahr, dessen Herkunft sie sich nicht erklären konnten. Schließlich wurde die Luft so unerträglich, daß einer der Gäste nach dem anderen eiligst bezahlte und ging. Auf diese Weise leerte sich nach und nach fast das halbe Lokal. Jetzt erst ging der Direktor den Ursachen des schleunigen Aufbruches nach und stellte dabei fest, daß jeder der streikenden Musiker ein Päckchen in der Hand hatte, das — scharfriechenden Käse enthielt. Sie waren erst dann zu bewegen, diese unter anderen Umständen appetitliche Speise wieder einzupacken, als ihre Lohnforderungen angenommen wurden. Es war das wohl das erste Mal, daß ein Massenaufgebot von Käse einen Streik entschied.

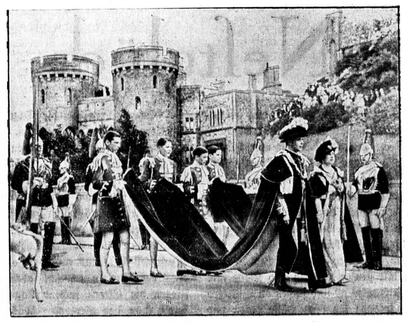
Die Ritter des Hosenbandordens

Die erste feierliche Sitzung der Ritter nach dem Kriege — „Honi soit qui mal y pense"

Dieser Tage fand zum ersten Male seit dem Weltkrieg unter dem Vorsitz König Georgs VI. in London wieder eine feierliche Sitzung der Ritter des Hosenbandordens statt. Das Strumpfband, das vor Jahren eine englische Gräfin verlor, ist zum höchsten Orden Großbritanniens geworden.

Ein Strumpfband ist es, dem die schöne Gräfin Salisbury, die im 14. Jahrhundert lebte, ihre Unsterblichkeit verdankt. Bei einem Turnier, das König Eduard III. im Jahre 1350 veranstaltete, sah die anmutige Gräfin in der königlichen Hofloge, als ihr plötzlich das Mißgeschick widerfuhr, ihr Strumpfband zu verlieren. Es fiel über die Brüstung in die Arena. — Hunderte hatten das diskrete Kleidungsstück bemerkt, und plötzlich brandete ein lautes Gelächter auf, während die Gräfin Salisbury vor Scham in Tränen ausbrach. Erzürnt über das taktlose Benehmen seiner Höflinge, hob der König das Strumpfband persönlich auf, legte es vor den Augen aller Anwesenden um sein eigenes Knie und prägte den historisch gewordenen Satz: „Honi soit qui mal y pense" — „Schande über den, der Arges dabei denkt". Seit jenem Tag ist dieses Strumpfband einer schönen Gräfin zum höchsten Orden Englands, dem berühmten Hosenbandorden, geworden, ein dunkelblaues Samtband, das, mit einer goldenen Schnalle versehen, unter dem linken Knie getragen wird und die Aufschrift trägt: „Honi soit qui mal y pense".

Die Zahl der Ritter des Hosenbandordens darf einschließlich des Königs niemals mehr als 26 betragen, wobei allerdings die Prinzen des königlichen Hauses und die ausländischen Mitglieder nicht inbegriffen sind. Die Ordenskleidung besteht aus einem roten Rock mit weißem Futter und weißem Unterzeug, blausamtenem, mit Gold verziertem Mantel, schwarzem Barett mit weißer Feder und goldener Kette. Seit dem Jahre 1914 haben die Ritter des Hosenbandordens keine feierliche Sitzung mehr abgehalten. Erst Georg VI hat nun den alten Brauch einer Festprozession der Hosenbandritter wieder aufleben lassen und, selbst oberster Ritter des Hosenbandes, die Mitglieder zu einem Gottesdienst und einem glanzvollen Bankett zusammengerufen.



Das Fest des Hosenbandordens auf Schloß Windsor

Auf Schloß Windsor fand eine Gedenkfeier der Träger des Hosenbandordens statt. Hier sieht man den König und die Königin von England in der blauen Tracht der Ordensritter auf dem Wege in die St.-Georgs-Kapelle. (Weltbild, Zander-K.)

Zum ersten Male befinden sich bei dieser Prozession auch zwei Frauen unter den Hosenbandrittern, und zwar die Königin Elisabeth und die Königinmutter Mary, die beide den Rang einer „Lady des Hosenbandordens" bekleiden. Zu den neuen Rittern des höchsten englischen Ordens gehören noch der junge Herzog von Norfolk, Großmarschall von England, sowie der unlängst zurückgetretene, in den Adelsstand erhobene britische Premierminister Baldwin. Ausnahmslos Mitglieder des Ordens sind König Viktor von Italien, die Könige von Schweden, Dänemark, Norwegen, Belgien und Spanien, sowie der Kaiser von Japan. Der einzige englische Hosenbandritter, der bei der Feier nicht zugegen war, war Exkönig Eduard VIII., der jetzige Herzog von Windsor, der bekanntlich nicht mehr in England weilt.

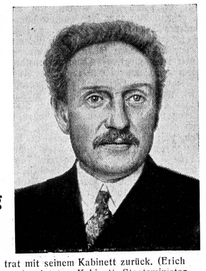
In feierlicher Prozession schritten die Ritter des Hosenbandordens, die außer dem Orden selbst auf der Brust ein brillantengeziertes Medaillon tragen, das den mit dem Drachen kämpfenden Ritter Georg darstellt, in die Westminster-Abtei, wo eine eigene kostbar geschmückte Kapelle ausschließlich für die Andachten der Hosenbandritter bestimmt ist. Und über dieser würdevollen, nach echter altenglischer Tradition durchgeführten Versammlung, schwebte der Geist einer Lady, die einst das Pech hatte, ihr Strumpfband zu verlieren . . .

Abt Schachleiter †

Der bekannte, wegen seiner aufrechten nationalen Haltung in ganz Deutschland geschätzte Abt Albanus Schachleiter starb im Alter von 76 Jahren in seinem Hause „Gott Dank" in Feilnbach am Wendelstein. (Erich Zander, Archiv, K.) — Unser Bild zeigt: Die Aufbahrung des Abtes Schachleiter in der Münchener Hofkirche. (Weltbild, Zander-M.)

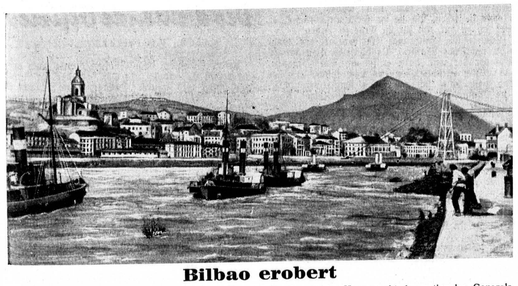
Die Mailänder Skala in Berlin eingetroffen

In zwei Sonderzügen sind die Mitglieder der Mailänder Skala zu ihrem Gastspiel in der Reichshauptstadt eingetroffen. Auf unserem Bilde sieht man einen Teil des Ensembles mit den jüngsten Mitgliedern, dem Kinderchor. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)



Zum Rücktritt der franz. Regierung

Bild links: Léon Blum. Der französische Ministerpräsident trat mit seinem Kabinett zurück. (Erich Zander, Archiv K.) — Bild rechts: Camille Chautemps, der im letzten Kabinett Staatsminister ohne Geschäftsbereich war, wurde von dem Präsidenten der Republik mit der Regierungsneubildung beauftragt. (Erich Zander, Archiv, K.)



Bilbao erobert

Eine Gesamtansicht von der nordspanischen Hauptstadt, die von der Hauptmacht des nationalen Generals Davila erobert wurde. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

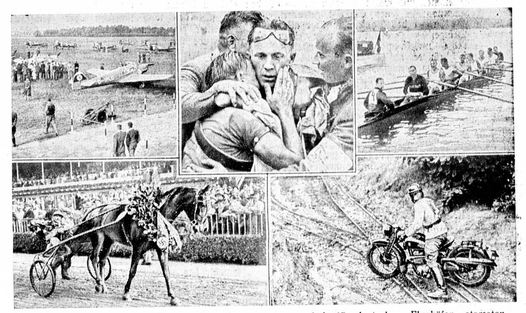
Die Schlacht →

Während Europa mit sich und seinen politischen Problemen beschäftigt ist, nimmt die Streikbewegung in den Vereinigten Staaten immer mehr zu, und je länger sie dauert, um so größer wird die Erbitterung, mit der die verhetzte Arbeiterschaft ihre Wünsche durchkämpfen will. So lieferten sich in der Prärie in der Nähe der Chikagoer Stahlwerke streikende Arbeiter und Polizisten eine regelrechte Schlacht, bei der es Tote und zahlreiche Schwerverletzte gab. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Sport vom Sonntag

Schalke zum dritten Male Fußballmeister

In einem von Anfang bis Ende spannenden und überaus dramatischen Kampf, den über 100 000 Zuschauer im Olympischen Stadion beiwohnten, hat Westfalens Meister FC Schalke 04 zum dritten Male die Deutsche Fußballmeisterschaft errungen. Mit 2:0 wurde die Elf des 1. FC Nürnberg, der schon 1934 von den Knappen im Endspiel 2:1 bezwungen worden war, geschlagen. — Ein Blick über das dichtgefüllte Stadion während des Spieles. (Weltbild, Zander-K.)



Oben von links nach rechts: Der Deutschlandflug begann. Auf 15 deutschen Flughäfen starteten 62 Verbände zum Deutschlandflug 1937. Das Ende der Deutschlandfahrt: Zwei erschöpfte aber glückliche Sieger umarmen sich. Links der Gesamtsieger Weckerling, rechts der Zweite, Geyer. Internationale Ruderregatta in Grünau: Der Achter der Renngemeinschaft RG Wiking-Ruderriege der Turngemeinde in Berlin nach seinem Siege im Gaufestachter. Unten links: Charly Mills gewinnt mit „Fried" das Deutsche Traber-Derby in Ruhleben. Rechts: Moderner Fünfkampf der Wehrmacht in Wünsdorf. Leutnant Krelle beim Nehmen eines schwierigen Geländeabschnittes bei der 7500 m langen Geländefahrt der Motorradfahrer. (Atlantic, Presse-Bild-Zentr. 2, Pressephoto, Weltb., Zander-K.)

Bulgarien bekam einen Kronprinzen

Königin Johanna von Bulgarien hat einem Jungen das Leben geschenkt. Um das königliche Palais hatten sich Hunderte von Menschen angesammelt, die der Königsfamilie ihre Huldigungen darbrachten. (Pressephoto, Zander-K.)

Skandal um Herrn Claude

Von Heinrich Leis

Es ist wohl recht ungewöhnlich, wenn einem Junggesellen, der nie daran dachte, sich eine Gattin zu wählen, plötzlich eine seit Jahrzehnten schon bestehende Ehe akkommäßig nachgewiesen wird. So erging es vor einiger Zeit in einem Vorort von Paris Herrn Claude, einem eingefleischten Hagestolz. Niemals hatte eine Frau Eindruck genug bei ihm hinterlassen, um ihn langbewährten und in vielen Stürmen erprobten Grundsätzen abspenstig zu machen. Trotzdem mußte er zu grenzenlosem Staunen erfahren, daß die Behörde seinen bei Anforderung eines Auslandspasses als „ledig" bezeichneten Familienstand für unrichtig erklärte; er werde seit dem letzten Kriegsjahr bereits als verheiratet geführt, seine Angabe auf dem Paßgesuche möge wohl auf einem Irrtum beruhen.

Als Herr Claude die erste Erstarrung überwunden hatte, wünschte er Näheres über die angebliche Eheschließung und über die unbekannte Gattin zu erfahren. Man nannte ihm einen Namen, den er niemals gehört hatte; man stellte den Tag der angeblichen Heirat fest, und Herr Claude konnte dagegenhalten, daß es ihm schlechthin unmöglich gewesen wäre, bei dieser Trauung anwesend zu sein, lag er doch gerade zur mitgeteilten Zeit schwerverwundet in einem Feldlazarett. Aber irgendwie mußte doch ein Zusammenhang, eine Erklärung zu finden sein. Und da erinnerte sich der ahnungslos zum Ehemann wider Willen gestempelte Junggeselle, daß er kurz vor seiner Verletzung während der Aufregung und des Tumultes der großen Schlachten seine Papiere verloren habe, daß neue Kämpfe, dann die Wunde und die Ueberführung ins Lazarett jenen Zwischenfall völlig in Vergessenheit geraten ließen.

Es blieb also nur die Annahme, irgendein anderer Soldat hatte die Ausweispapiere gefunden, sie an sich genommen und war mit Herrn Claudes Namen bedenkenlos in jenes Schicksal getrudelt, das der wahre Träger des Namens so über alles fürchtete. Demgemäß veröffentlichte man einen Aufruf, um die unbekannte Gattin festzustellen. Herr Claude drängte auf schnelle Entscheidung, aber was man auch versuchte, die geheimnisvolle Frau trat nicht in die Erscheinung. Sie schien sich zu einem körperlosen Namen aufgelöst zu haben, als wäre es eine Rache des weiblichen Geschlechtes, listig gerade diesen Mann, der von Frauen nichts wissen wollte, in die Fesseln einer niemals geschlossenen Ehe zu verstricken. Und wie er auch tobte, sein Junggesellentum wieder makellos und zweifelsfrei zu machen, er mußte seinen langen Weg über Behörden, Eingaben, Vernehmungen und Aergernisse in Kauf nehmen, bis das Gerichtsurteil endlich den seltsamen Fall erledigen und aus der Welt schaffen würde.

So verlief nach außen hin die Geschichte, die viel besprochen wurde, zu hämischer Schadenfreude Anlaß gab und zuletzt in Vergessenheit sank, weil über ihre Lösung nie etwas an die Oeffentlichkeit gelangte. Der Einzige, der mehr wußte und mehr hätte erzählen können, Herr Claude selber, hielt es für richtig, zu schweigen. Und mit diesem Schweigen tat er genau genommen seinen Junggesellen-Grundsätzen mehr Abbruch, als die auf dem Papier geschlossene Ehe mit einer unbekannten Gattin es vermochte, denn erstmals hatte eine Frau es zuwege gebracht, bestimmend in seine Entschlüsse einzugreifen.

Sie war schön und rührend gewesen, diese Frau, die seinen Namen trug und die er doch noch später kennen lernte, als er von seiner fast zwanzig Jahre zurückliegenden Verehelichung erfuhr. Nicht, daß er sich verliebt hätte, daß er den Kopf verloren oder gar daran gedacht hätte, die ihm auf dem Papier Angetraute nun wirklich zu heiraten; nein, dafür waren Herrn Claudes Grundsätze doch zu fest gefügt. Aber ebensowenig wollte er die Frau, die hilfesuchend zu ihm kam, bloßstellen, sie in einen Skandal verwickeln oder den Gerichten preisgeben. Denn was sie getan, war zumindest dem Buchstaben des Gesetzes nach ein Vergehen, und man wußte nicht, wie das Urteil fiel, denn in der Prozeßgeschichte seinesgleichen kaum voranging.

Die fremde Frau erzählte tränenreich ihr Schicksal. Wie man sich ausgedacht, so ungefähr war es in der Tat damals gewesen. Ein Soldat hatte die Papiere Herrn Claudes gefunden und bald auf Urlaub fahrend zunächst vergessen, dann aber schienen sie ihm bequemes und unversängliches Mittel, ein kurzes Liebesabenteuer zum Abschluß zu bringen, ehe er wieder in den Feuersturm der Front zurückmußte. Vielleicht war auch ihm dort bald das Ende zubestimmt, man lebte nur eben von Tag zu Tag. Doch überraschend kam der Friedensschluß, und nun fühlte der falsche Claude, daß jene Frau, mit der er flüchtiges, doch durch behördliche Eintragung rechtmäßig gewachtes Eheleben begonnen, tiefer in sein Herz gefunden hatte, als daß er sie so schnell wieder aus den Gedanken bannen konnte. Er kehrte zu ihr zurück, gestand ihr reumütig den Betrug, den er mit den Versicherungen seiner nun erst zu vollem Glanz erblühten Liebe versüßte, und brachte es zuwege, sich mit der Frau in einer anderen Stadt zum zweitenmal und auf den richtigen Namen trauen zu lassen.

Das war freilich eine ungemein verwickelte Angelegenheit, denn Herrn Claudes angebliche Gattin hatte derart zweimal geheiratet, und doch nicht ihn, wenn auch seinen Namen, vielmehr zweimal den gleichen Mann. Nun war dieser Mann tot, plötzlich geflorben nach fünfzehn oder sechzehn Jahren einer glücklichen Ehe. Die Frau flehte Herrn Claude fußfällig an, die alle Schuld des Toten nicht wieder aufzurollen, nicht sie selbst um eigene, aus Liebe geschehene und keinen schädigende Gesetzesübertretung in einen Skandal zu zerren und gar ihre Kinder, die von allem nichts ahnten, womöglich in den Zwiespalt zu strudeln, daß sie angeblich ihrer ersten Eheschließung nach Herrn Claudes Kinder sein müßten, ohne es doch wirklich zu sein.

Herr Claude erfuhr in dieser Stunde, was eine sanfte Bitte, ein tränenvoller Frauenblick selbst auf ein junggesellenhaft hartes und starres Männerherz vermag. Er wollte jene Großmut, die man anrief, nicht enttäuschen und fand sich wahrhaftig befriedigt dabei, daß er das Aergernis zahlreicher Behördengänge auf sich nahm, sich mit Unglaubwürdigkeitserklärung seiner nie geschlossenen Ehe noch und noch gedulden mußte, nur um einer fremden Frau die Erinnerung vergangener Liebe nicht zu trüben oder ihr die Peinlichkeit von Verhör und Skandal zu ersparen, die sie ihrer einstigen leichtsinnigen Verliebtheit wollen gut und gern sich selbst hätte zuzuschreiben gehabt. Er gab sein Wort und hielt es, ein Mann von Grundsätzen, wie er nun einmal war, und derart wird erklärlich, daß eine neugierige Oeffentlichkeit vergebens auf des Rätsels Lösung spannte.

Nicht, als ob Herr Claude deswegen verliebt gewesen wäre! Insgeheim freilich dachte er doch zuweilen an jene einzige Stunde der Begegnung mit der Frau, die in den Akten seit zwanzig Jahren seinen Namen trug, und dann wollte etwas über ihn kommen von niewerspürter Wärme und Rührung. Noch mehr freute es ihn, gewissermaßen selbst am Rande stehend, ein Schicksal mitzubestimmen, irgendwie für einen fremden Menschen gute und dankbare Erinnerung zu sein, während er dabei doch sein stolz getragenes, in Ehren wiederhergestelltes Junggesellentum wie einen Panzer unburchdringlich bewahrte.

Zwei bei großer Wäsche (Scherl, M.)

Vorm Festmachen

Von Hans Friedrich Blunck

„Na, Hinz, da sind wir bald wieder bei der jungen Frau!"

Der Steuermann antwortete nicht darauf. Er meldete kurz das Lotsenboot, aber der Kapitän hatte es schon gesehen, deswegen kam er auf die Brücke.

„Die wird sich aber freuen, Sie nach dreiviertel Jahren wiederzuhaben!"

„Jawohl, das wird sie, Kapitän!"

Der Steuermann nickte. Mußte wohl so sein, daß die Frau sich freute! Vier Wochen hatten sie einander gehört — damals, vor bald einem Jahr — dann hatte der Dienst den Mann aufs Schiff gerufen.

„Na, und Sie selbst? Sie pfeifen ja gar nicht?"

„Doch, doch, Kapitän, ich pfeife gleich, sobald der Lotse an Bord ist!"

Hinz beugte sich zum Sprachrohr und gab einige Befehle zur Maschine hinunter, man hörte die Schraube einen Augenblick aussetzen und dumpf wieder anschlagen; das Schiff zitterte von der rückläufigen Bewegung, der weiße Schraubenschaum breitete sich weit über das Wasser und sog die Flutwellen ein.

„Wenn Sie nun das nächste Mal einlaufen, kräht sicher was in der Wiege!" Der Kapitän schlug seinen schon etwas ältlichen Offizier gemütlich auf den Rücken, klingelte verschmitzt, als er sah, daß der Steuermann verlegen wurde, und grüßte zur Lotsenjolle hinunter, die sich unter leisem Stottern näherte. Er sprach noch einmal über die Schulter nach rückwärts: „Und nun lassen Sie, zum Knuckuck auch, einmal merken, daß Sie sich freuen, andere Leute wollen auch ihr Teil daran haben!" —

Das hohe Ufer der Elbe zieht am Fenster vorüber; der Steuermann sitzt in seiner Kammer über den Kursunterlagen und ordnet. Er lacht jetzt wirklich. Die Worte des Kapitäns klingen in ihm nach; er will an die Frau denken, die auf ihn wartet. Aber sie scheint ihm noch sehr fern zu sein. Gut ist's, sicherlich, daß er nun jemand daheim hat, und gern hat er sein junges Weib. Aber die Seefahrt ist so groß und weit, der Mann ist von ihr durchwirkt von Jugend an. Anders als die meisten an Bord, hat er sich eigentlich nie recht an Land gewöhnt. Die Planken waren seine Heimat; ein ruhloser Schiffer, einer, der immer der fernen Stimmung entgegenspäht, war Steuermann Hinz, und wenn er in dem Spiegel sah, daß sein Haar schon zu ergrauen begann, hatte er mehr Sorge, was ohne ihn aus dem Schiff werden sollte, als daß es ihn selbst anging.

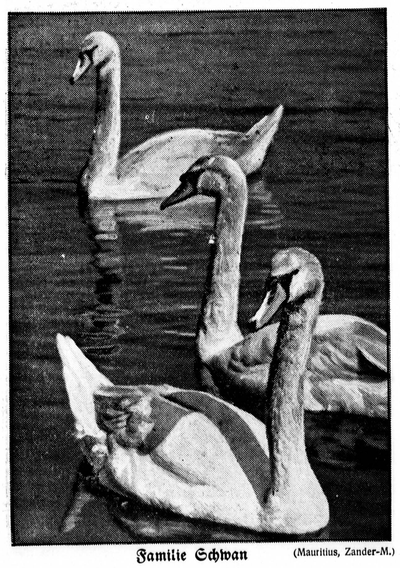
Das hat sich jetzt allerdings geändert. Eine junge Frau wartet auf ihn, das gibt ein freundliches, aber doch sonderbares Gefühl. Hinz nickt, während er die Papiere ankreuzt, die Vorstellung gefällt ihm. er pfeift sogar einmal, um dem Kapitän zu zeigen, daß ihm froh zumute ist. Ein liebes wackeres Ding ist seine Hanne, er läßt nichts auf sie kommen. Daß vermünftige Männer sich laut freuen und pfeifen sollen, wenn eine große Fahrt hinter ihnen liegt, geht dem Rechnenden allerdings wider den Sinn. Wenn es bei der Aussicht wäre!

Steuermann Hinz hat eine Jugendliebe geheiratet, nach zehn, nach fünfzehn Jahren des Wartens. Da waren die alten Eltern, die ohne Enkel blieben und ihm in den Ohren lagen, da war eine reich gewordene Schwester, die ihn bei jedem Urlaub drängte. Sie selbst war in ihren jungen Jahren dumm gewesen und hatte nicht an Kinder gedacht — so redete man damals. Nun war die Angst über sie gefallen, und weil sie schon ältlich und ohne Hoffnung war, hatte sie dem Bruder alles Erbe versprochen, wenn er den Namen nicht aussterben ließe.

Steuermann Hinz hatte gebäumt, daß ihr recht geschehen war, er wollte mit ihr nichts zu tun haben. Erst des Vaters Worte hatten ihren Stachel in ihm hinterlassen. Da war er eines Tages zur Freundin seiner Jugendtage gegangen. Und sie hatten getan, als sei alle Zwischenzeit nur ein Warten aufeinander gewesen und hatten nach kurzer Verlobung einige schöne Wochen junger Ehe miteinander verbracht. Auch die Schwester war von weither zur Hochzeit gekommen, aber der Bruder hatte sie kühl und frostig behandelt. Mochte sie sehen, wo sie ihr Geld unterbrachte, er war sich zu gut, um für ihr Erbe zu sorgen.

Steuermann Hinz war ein gerader, ein wohl allzu rechtlicher Mann. Als die erste Zeit junger Ehe vorüber war, hatte er sich an Bord begeben, ein wenig erleichtert, daß es noch immer die See gab. Er hatte sich auf lange Fahrt verpflichtet, eine Trampfahrt durch das stille Weltmeer, kreuz und quer. Das war das rechte Gebiet für ihn, kaum ein anderer kannte es wie er. Auch solche Zeit geht indes einmal zu Ende. Die Leute an Bord sangen, der Funker hatte das Pfeifen übernommen, und der Kapitän brummte mitunter einen alten Sangspruch, so daß der Lotse grinste. Auch Steuermann Hinz freute sich, er mußte nur erst immer eine Weile nachsinnen, um die Bilder zu fassen. Schön die kleine blitzsaubere Wohnung, die er wiedersehen würde, schön auch, daß die Eltern ihre Freude hatten. Und gut war es, daß die Frau ein Kindlein erwartete, das hatte sie ihm geschrieben.

Der Steuermann faßte die Papiere zusammen. Drenken arbeiteten die Leute schon an den Luken, alles klar und vorbereitet. Aber es war auch die Stunde, wo man trotzdem noch einmal überprüfte, was für die Landung zu tun blieb. Der Funker lief mit einem Papierfetzen zur Brücke, um dem Kapitän eine Nachricht zu bringen. Die hohen grünen Ufer des Stromes trieben draußen langsam heran. Flaggen und Wimpel hingen von vielen Häusern, es ging wohl etwas vor an Land. Steuermann Hinz schob die unnützen Papiere zusammen, er lugte durch das Bullauge seiner Kammer zum Ufer hinüber und hoffte — er wußte nicht recht worauf. Festlich war ihm zumute.



Familie Schwan (Mauritius, Zander-M.)

Der dichtende Offizier

Von Frischä

Unter Friedrich dem Großen diente auch ein Herr von Lilienborn als Offizier, der im Rapport stets als „guter Dichter, aber schlechter Soldat" bekannt war. Gelegentlich einer Truppenbesichtigung durch den König wollte dieser den Dichterruhm des Offiziers erschüttern. Er sagte zu ihm: „Sofort mache Er einen Vers, der sich auf ihn selbst bezieht". Schlagfertig begann der Offizier:

Gott sprach einst im Zorn;
Du, Herr von Lilienborn,
Sollst als Soldat auf Erden
Nie mehr als Leutnant werden.

Die Forscheit und der treffende Witz brachten den König in gute Laune, und freundlich sagte er: „Ich werde doch wohl in meinen Regimentern avancieren lassen können, wen ich will! Er ist Hauptmann! Doch mache er sie gleich noch einen Vers!" Darauf der neue Hauptmann:

Nun hat sich doch der Zorn gewandt
Und Hauptmann werde ich genannt.
Doch fehlt noch Equipage
Sie gäb mir mehr Courage.

„So mag er denn auch noch die Equipage haben, aber mit dem Versemachen ist es nun Schluß. Er ist doch ein ganz geriebener Schalk!" Lächelnd ritt der König weiter.

Die große Schau am deutschen Rhein

Reichsausstellung „Schaffendes Volk" in Düsseldorf
Zeugnis deutschen Könnens vor der Welt

Kunstvolle Kleinigkeiten überraschen den Ausstellungswanderer und weisen ihm die Wege zum Schönen

Der Vorsitzende des Vorstandes der Reichsausstellung „Schaffendes Volk", Generaldirektor Dr. h. c. Ernst Poensgen, gab der großen Schau bei ihrer Eröffnung eine Deutung dahin, daß in ihr „die Leistungen des deutschen Volkes" in Düsseldorf gezeigt werden. Ihr Gelände bedeckt 780 000 Quadratmeter Fläche, bei einem Umfang von über 4 Kilometer, von denen 1,5 Kilometer auf die schöne Rheinfront entfallen. 42 Hallen sind errichtet, daneben 30 Pavillons, 20 Restaurants und Cafés. In der Ausstellungsstadt stehen 96 Musterhäuser, die z. T. bewohnt sind, z. T. zur Besichtigung freistehen. Die Gartenschau allein hat 250 000 Quadratmeter Fläche, über 3000 Bäume und Sträucher, über eine Millionen Blumen wurden in ihr angepflanzt, darunter allein 100 000 Rosen. Einen herrlichen Anblick vermitteln die rund 300 Meter langen Wasserspiele mit 200 je 12 Meter hohen Wasserbogen und über 400 weißen und bunten Scheinwerfern. Ueberragt werden sie von den beiden 40 Meter hohen Leuchtfontänen, deren eine von 496 Scheinwerfern angestrahlt wird, in deren Licht sie in jeder Stunde 6000 Kubikmeter Wasser in die Luft schleudert. Der Bedarf an elektrischem Strom ist gleich dem einer Stadt von 80 000 bis 40 000 Einwohnern. In den 20 Gaststätten, in der Ausstellung können zu gleicher Zeit 15 000 Personen zu Mittag essen und auf den 95 000 Quadratmetern des Ausstellungsparks zeigen über 500 Aussteller ihre neuesten Attraktionen, die zu ihrem Teile auch durch die Ausstellung rheinischer Lebensfreude zum Ruhme der Ausstellung beitragen. Und all dieses kann man umfahren und durchwandern auf der allerletzten Liliputbahn, in der die kleinen Kinder sich ganz groß vorkommen und die großen Kinder wieder ganz klein werden.

Daß mit dem Besuch der Ausstellung auch das große Erlebnis verbunden ist, am deutschen Rhein zu weilen, ist ein bezauberndes Element. Denn all unsere Sehnsucht zieht immer wieder zu diesem unserem Schicksalsstrome hin, und was wir dort in diesen Sommermonaten sehen können und erfahren lernen, läßt erneut und in besonderer Bedeutung denken stolzen Auf in uns aufklingen: „Dies Vaterland, magst ruhig sein!"

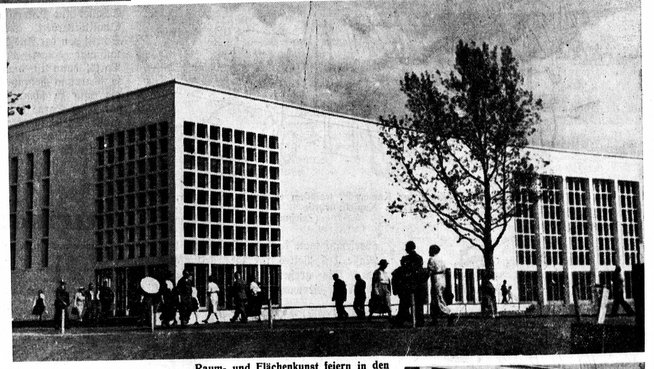
R. Sp.

Von edler Architektur umrahmt liegen einladende Grünflächen zwischen den ragenden Ausstellungshallen

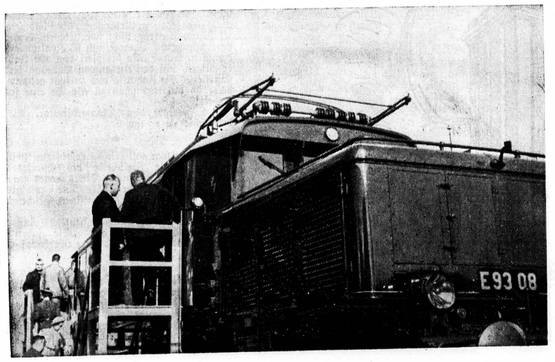
schaffenden deutschen Menschen von deutschem Erfindergeist und Organisationstalent, deutscher Werkmannsarbeit und Ingenieurkunst Zeugnis ablegen und damit den neuen Geist nationalsozialistischer Volks- und Leistungsgemeinschaft bekunden" sollen. Heute ist die Tatsache erkennbar und über alle Erdteile verbreitet, daß die große Reichsausstellung am deutschen Rhein im höchstmöglichen Grade diese ihre Aufgabe erfüllt. Aber die Ausstellung „Schaffendes Volk" geht nicht in einer demonstrativen Repräsentation einher, sondern alles in ihr ist Leben und Tätigkeit, ist eine einzige große Ueberzeugung von dem unsterblichen deutschen Geist, dem Tatwillen und dem Können eines freien Volkes. Wer an die Zeiten der Youngpläne und Dawespakte zurückdenkt und die damalige Versklavung der Wirtschaft mit dem heute Erreichten vergleicht, der lernt an Wunder glauben.

Die Reichsausstellung „Schaffendes Volk" steht als Deutschlands größte Ausstellung im Dienste des Vierjahresplanes. Sie vermittelt zum ersten Male einen zusammenfassenden grundlegenden Ueberblick über Deutschlands Rohstofflage und über den technischen Stand der neuen deutschen Werkstoffe, die im Rahmen des Vierjahresplanes auf heimischer Rohstoffgrundlage entwickelt werden und weitgehend anzuwenden sind. In vier Jahren muß Deutschland in der Lage sein, seine gesamte Wirtschaft aus eigener Kraft zu betreiben. Die Erreichung dieses Zieles aber hängt nicht allein vom Fachmann ab, nicht nur von der deutschen Industrie, — sie ist vielmehr gebunden an den Einsatz des letzten deutschen Volksgenossen.

In hervorragender Aufteilung und Uebersichtlichkeit, in würdig großzügiger Anlage ist diese Vierjahresplan-Ausstellung dem Auge des Beschauers dargeboten. „Veredelung durch Arbeit" könnte man ihr Motto nennen, denn es wird uns z. B. gezeigt, wie etwa der Wert des Eisens durch Verarbeitung bis auf das Tausendfache gehoben wird. Weiter ist die deutsche Treibstoffwirtschaft als Voraussetzung für die Unabhängigkeit und Weiterentwicklung der deutschen Verkehrswirtschaft Gegenstand einer Schau, die dem Ausstellungsbesucher zeigt, wie aus Erdöl und Kohle die heimischen Treibstoffe gewonnen werden. Stahl und Eisen, bedeutsame Träger der technischen Weiterentwicklung der Wirtschaft, deutsche Werkstoffe, bieten in einer großen, als Konstruktion schon sehenswerten Halle einen großen Gemeinschaftsbau. Im Mittelpunkt dieser Ausstellungsabteilung ist als eines der interessantesten Stück ein in Betrieb befindliches Hüttenwerk z. T. bewohnt sind, z. T. zur Besichtigung freistehen. Die Gartenschau allein hat 250 000 Quadratmeter Fläche, über 3000 Bäume und Sträucher, über eine Millionen Blumen wurden in ihr angepflanzt, darunter allein 100 000 Rosen. Einen herrlichen Anblick vermitteln die rund 300 Meter langen Wasserspiele mit 200 je 12 Meter hohen Wasserbogen und über 400 weißen und bunten Scheinwerfern. Ueberragt werden sie von den beiden 40 Meter hohen Leuchtfontänen, deren eine von 496 Scheinwerfern angestrahlt wird, in deren Licht sie in jeder Stunde 6000 Kubikmeter Wasser in die Luft schleudert. Der Bedarf an elektrischem Strom ist gleich dem einer Stadt von 80 000 bis 40 000 Einwohnern. In den 20 Gaststätten, in der Ausstellung können zu gleicher Zeit 15 000 Personen zu Mittag essen und auf den 95 000 Quadratmetern des Ausstellungsparks zeigen über 500 Aussteller ihre neuesten Attraktionen, die zu ihrem Teile auch durch die Ausstellung rheinischer Lebensfreude zum Ruhme der Ausstellung beitragen. Und all dieses kann man umfahren und durchwandern auf der allerletzten Liliputbahn, in der die kleinen Kinder sich ganz groß vorkommen und die großen Kinder wieder ganz klein werden.



Raum- und Flächenkunst feiern in den Zweckbauten der Ausstellung „Schaffendes Volk" ihre Triumphe. Weißleuchtendes Gemäuer fügt sich zu den Hallen zusammen, aus denen deutsche Baugesinnung spricht



Was sonst dem Blick verwehrt ist, sieht man hier mit besonderem Interesse an (Am Führerstand einer elektrischen Riesenlokomotive)

Daß mit dem Besuch der Ausstellung auch das große Erlebnis verbunden ist, am deutschen Rhein zu weilen, ist ein bezauberndes Element. Denn all unsere Sehnsucht zieht immer wieder zu diesem unserem Schicksalsstrome hin, und was wir dort in diesen Sommermonaten sehen können und erfahren lernen, läßt erneut und in besonderer Bedeutung denken stolzen Auf in uns aufklingen: „Dies Vaterland, magst ruhig sein!"

R. Sp.

Eine Grundbedingung muß den Ausstellungsbesuch leiten: Man muß hingehen, nicht nur, um zu sehen, sondern um zu lernen. Denn erst aus dem Erkennen kann die Ueberzeugung wachsen. Und weil der deutsche Leser die Gründlichkeit liebt und für die in ihm erweckten Anschauungen eine sachliche Erläuterung begehrt, seien zum Schluß noch einige Zahlen angegeben, die einen Begriff auch von dem großen Umfang der Reichsausstellung „Schaffendes

Pracht durch Einfachheit, — das ist der Grundgedanke nationalsozialistischer Monumentalität

Sämtliche Fotos: 7. Tag (Blanke)

Weltausstellung – nebenbei

„Nebenbei?" Ja, ist denn das im Trubel einer solchen Riesenveranstaltung überhaupt möglich? — Paris ist vielleicht die einzige Stadt auf der ganzen Erde, die eine Weltausstellung „nebenbei" erleben kann. Es gibt kaum irgend etwas, das den Berliner wirklich hundertprozentig in Anspruch nehmen könnte, außer der Liebe.

Alles, aber auch alles, scheint für die Pariser nebenbei erlebt zu werden. Sein Beruf, Essen und Trinken, Tanzen und Spielen und auch die Politik! Man nimmt die Zeitungen und die Zeitungsschreiber nicht ernst, und man nimmt auch die Politik und die Politiker nicht ernst. Wenn man das Paris unserer Tage beobachtet, so fällt einem das alte Wortspiel ein, das schon einmal eine Situation in Frankreich kennzeichnete: „Wenn man sonst sagt, die Lage sei ernst, aber nicht hoffnungslos, — so muß man über Frankreich jetzt beinahe sagen, die Lage sei hoffnungslos, aber nicht ernst . . ."

Kein Pariser findet es unter seiner Würde, wirklich faul zu sein. Kein Sergeant de Ville hält es für pflichtvergessen, im tollsten Trubel eines großen Boulevards die Obacht auf den Verkehr etwas zu vernachlässigen, wenn er mit einer scharmanten Bonne ein wenig parlieren kann. Kein Politiker glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er sich bei allzu Teil des Tages nonchalant in einem Café, im Boi de Bologne, aber auf einer schönen Bank in den Champs Elysées. Wir haben im Deutschen kein Wort für „nonchalant", unbekümmert, unerschüttert, unerschrocken, unbedenklich, heiter, pikant, gottgläubig (der liebe Gott wird's schon machen!), alle diese Worte sind in dem einen französischen Wort „nonchalant" enthalten.

Das sind die Gedanken, die einem kommen, wenn man als Ausstellungsbummler durch das Paris der „Exposition mondiale, 1937" schlendert. Die „Expo" — oh lala, die ist draußen! Aber warten Sie noch einen Moment, M'sieu, sie ist nämlich noch nicht ganz fertig! Aber wir haben Hoffnung, es wird nicht mehr allzu lange dauern. Der Garçon im Restaurant lächelt diskret.

Man kann nicht sagen, daß die Weltausstellung die ganze Stadt Paris aus der Ruhe brächte. Gewiß, die Hoteliers und die Kaufleute erwarten einen Goldstrom aus fremden Ländern, und er hat auch schon ein bißchen eingesetzt, aber wenn man glaubt, daß etwa Extrazüge wie bei uns gewaltige Massen von Besuchern aus allen Landschaften Frankreichs nach der Weltausstellung schaffen, dann

Im „Bauch von Paris", den Markthallen, werden manchmal in unanständiger Hast sogar drei Körbe auf einmal getragen

Und dann sagt er zu mir: „Très bien, mon Kamerad", trotzdem er ein Leutnant war, der in in diesen Tagen Kapitän wurde

(Zeichnungen: Glombig, Zander-M.)

überschätzt man doch das Interesse, das die Masse des Volkes für die Weltausstellung hat. Die großen Weltausstellungen der Vorkriegszeit waren Ereignisse, die wirklich

Der typische Pariser „Bourjois" kann stundenlang in Ruhe Auslagen betrachten, vorm Café mit irgend jemand plaudern, oder so vor sich hindruseln

großer Hitze einmal völlig „außer Dienst" fühlt, obwohl er eigentlich noch (eigenartigerweise: immer noch!) im Dienst ist. „Nonchalance", das ist nicht nur ein französisches Wort, nicht nur eine Pariser Eigenschaft, es ist ein Programm. Man lebt nonchalant, man arbeitet nonchalant, man treibt nonchalant Politik und man sitzt den größten spaltenlang das Interesse der Redakteure und Leser, die monatelang die Aufmerksamkeit der Aussteller und der Besucher in Anspruch nahmen. Es gab noch Weltwunder auf diesen Ausstellungen, die vom Fortschritt der menschlichen Kultur und von der Lösung gewaltiger Probleme kündeten. Heute scheint die Weltausstellung etwas sachlicher geworden zu sein. Man stellt aus, was man für das Beste augenblicklich vorhandene hält.

Da sind die Pavillons der beiden revolutionären Länder Europas, die Hallen des nationalsozialistischen Deutschland und des faschistischen Italien, doch überzeugender als die etwas konservative Zusammenstellung von technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Merkwürdigkeiten der „alten" Länder.

Immerhin: ich will nicht behaupten, daß etwa nur unsere Pavillons schön wären. Man sieht auch bei den anderen Ausländern Schönes und Interessantes, Neuigkeiten und Qualitätsarbeit. Wenn man aber hundert Schritt von der Ausstellung entfernt ist, dann umfängt einem wieder das nonchalante Paris, dann ist man schon wieder in der so scharmant dahinlebenden Seinemetropole, die ewig zu schmunzeln scheint und die so gar keine Sorge kennt. Paris ist eben die große Anziehungskraft, fände die „Exposition" in Marseille statt, dann, glaube ich, kämen nicht allzuviel Gäste. Es ist so schön, einen dienstlichen Grund zu haben, von der geschäftlichen Notwendigkeit zu sprechen, die Ausstellung zu besuchen und eigentlich damit doch nur Paris zu meinen. Weniger das Paris der Weltausstellung, als die Stadt ewiger Nonchalance.

„Nonchalance" im Bedienen ist Ehrensache, auch wenn der Gast Ritter der Ehrenlegion ist. Die Hauptsache bleibt: der „garçon" liest in Ruhe seinen Rennbericht

Ein Vertreter der unzähligen Pariser Mischlinge, der die Pariser „Nonchalance" auch in Rassefragen charakterisiert

Pariser Anekdoten

Es war noch in der Zeit, als der große französische Schlachtenmaler Ernest Meissonier ganz kleine Charaktertiere nach Art der Holländer malte. Da kam zu ihm der Direktor eines Pariser Theaters und bat ihn, ihm für seine Bühne einen Vorhang zu malen. „Ihr Name", versicherte er Meissonier, „wird das Publikum in Scharen herbeilocken!"

„Und wie groß soll der Vorhang sein?" fragte der Maler.

„Etwa 18 Meter lang und fünfzehn Meter breit!"

Meissonier, dem der Auftraggeber freigestellt hatte seine Bedingungen zu machen, nahm Papier und Bleistift und begann zu rechnen. „Ich habe eben festgestellt", sagte er nach einiger Zeit, „daß mir jeder Meter meiner Bilder durchschnittlich mit 80 000 Franken bezahlt wird. Ich müßte also für ihren Vorhang 21 600 000 Franken verlangen. Aber leider kann ich Ihren Auftrag nicht übernehmen, denn ich gebrauche zwölf Monate, um 25 Zentimeter zu bemalen, würde also die Zeit von 190 Jahren benötigen, um den verlangten Vorhang fertigzustellen. Sie sind also viel zu spät gekommen, denn ich bin jetzt schon zu alt für eine solche Arbeit!"

Das genügte dem Theaterdirektor. Eiligst verabschiedete er sich.

*

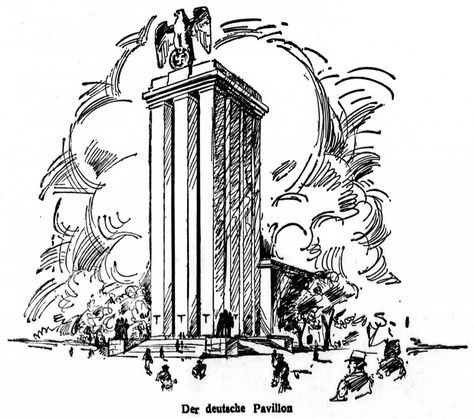
Balzac war mit seinem erheblichen Leibesumfang oft die Zielscheibe des Spottes im Kreise seiner Bekannten. Eines Tages zog ihn auch ein etwas neidischer und erfolgloser Schriftsteller mit seiner massigen Erscheinung auf.

„Sie können sich ruhig deutlich äußern", brummte Balzac heraufsin. „Sie sähen es natürlich am liebsten, ich wäre überhaupt nicht da."

*

Mirabeau, der in wenigen Jahren sehr fülllig geworden war, pflegte gern auf Anpflaumereien über seinen Umfang zu erwidern:

„Es ist mir immer noch lieber, wenn die Leute fragen, warum ich dick geworden bin, als wenn sie fragen, wer denn der dicke Mann sei . . ."



Der deutsche Pavillon

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

2. Fortsetzung

„Sie irren, Herr Graf! Ihre Frau hat sich in einen für sie gefährlichen Widerspruch verwickelt. Es ist höchst wichtig, daß hier Klarheit geschaffen wird. Einstweilen stehen sich zwei Behauptungen gegenüber. Eine Frage, Herr Graf: Haben Sie Bekannte in Monte Carlo?"

„Nein," sagte er mit leichtem Erstaunen, „ich kenne dort niemand."

„Frau Gräfin," wandte sich Severin ernst an sie. „Ich darf Sie nochmals aufmerksam machen, daß Sie sich in einer für Sie gefährlichen Lage befinden. Wenn Sie nicht klar und durch Zeugen nachweisen können, wo sie gestern nachmittag nach 5 Uhr waren, kann —, aber ich will Ihnen behilflich sein. Nehmen wir also wirklich an, Kapitän Hardegg hat sich getäuscht, Sie waren nicht in der Laube; nehmen wir weiter an, daß auch die Schwester sich geirrt hat: Sie waren zwar nicht in Ihrem Zimmer, aber dennoch im Hotel. Wo waren Sie also? Vielleicht in der Telefonzelle des Hotels?"

„Nein, nein," sagte sie rasch, „ich habe nicht telefoniert." — Eine lange, bange Pause entstand. Der Kommissar blätterte, wie gleichmütig, in seinen Papieren, dann sagte er langsam:

„Der Hoteldirektor sagte aus, Sie hätten wiederholt gegen 6 Uhr nachmittags mit Monte Carlo gesprochen. Stimmt das?"

Die Gräfin gab keine Antwort. Im Gesicht des Grafen spiegelte sich Ueberraschung, aber schnell gewann er Haltung, um seiner Frau beizustehen.

„Herr Kommissar, unsere Familie ist sehr verzweigt. Unser Name steht in der Fremdenliste, es ist doch nichts Auffälliges, wenn sich jemand nach dem Befinden meiner Frau erkundigt, sei es aus Monte Carlo oder aus Cap Martin oder Cannes —"

„Zugegeben. Ich frage Ihre Frau nochmals, ob sie vielleicht nicht doch gestern nachmittag mit Monte Carlo telefoniert hat? Sie sehen, Frau Gräfin," fuhr er fort, da die junge Frau schwieg, „daß Ihr Herr Gemahl an Ihnen etwaigen telefonischen Gesprächen keinen Anstoß nimmt, er fände es sogar natürlich. Sagen Sie mir also genau, mit wem Sie gesprochen haben. Vielleicht können Sie einen Zeugen angeben, der Sie ans Telefon gerufen hat? Wenn dies der Fall ist, so bedeutet es für Ihre Person ein Alibi."

„Ein Alibi?" rief der Graf — „wozu ein Alibi?"

„Bitte, Frau Gräfin, antworten Sie —."

„Ich habe mit niemand telefoniert," sagte sie kurz.

Der Graf erhob sich ungeduldig. „Geben wir, Marv," sagte er nervös, „ich sehe den Zweck einer weiteren Unterredung nicht ein —"

„Halt — vergessen Sie nicht, daß Sie hier polizeilich einvernommen werden!" Herr Severin wandte sich an den Schreiber: „Das Protokoll ist beendet, lesen Sie vor." Der Schreiber las vor, der Kommissar forderte das Ehepaar höflich auf, zu unterschreiben, und beide setzten ihren Namen unter das Schriftstück.

„Herr Graf," sagte Severin, in dem er dem sich entfernenden Schreiber ein Zeichen gab, „es steht Ihnen frei, zu gehen. Ihre Frau darf das Zimmer jedoch nicht verlassen: ich erkläre sie für verhaftet."

„Das ist nicht möglich," rief der junge Mann; sein Gesicht schien ganz entgeistert, „was soll das bedeuten, Herr Kommissar, — ich werde mich an unseren Konsul wenden — unter keinen Umständen gestatte ich die Verhaftung meiner Frau, — ich gehe es nicht zu, Marv — erkläre doch — sprich — —!"

„Hans, hier ist ein ungeheurer Irrtum, — ich kann jetzt nicht — es wird sich alles aufklären — geh ruhig — geh —," sagte die junge Frau, die plötzlich gefaßt schien.

Zwei Polizeibeamte in Uniform traten ein. Der Graf war fassungslos, mit seiner vornübergeneigten Haltung, dem verwirrten, suchenden Blick, der fahrigen Bewegungen bot er ein Bild völliger Ratlosigkeit. Er umarmte und küßte zärtlich seine Frau, und zerstreut verließ er das Zimmer, ohne sich von uns zu verabschieden.

Diese Dame bleibt in Untersuchungshaft. Ich bewillige jede mögliche Erleichterung, streng ausgenommen: Korrespondenz und Telefon."

Die Polizisten entfernten sich mit der Gräfin, der Kommissar bedeutete der Schwester, zu gehen — wir blieben allein.

„Die Sache wird leider immer komplizierter," sagte der Kommissar, im Zimmer auf und ab gehend. „Wenn die Gräfin in der Laube war, so halte ich sie für die Mörderin des alten Fürsten. Wer sie aber nicht in der Laube — entschuldigen Sie, Herr Kapitän, ich gweiße durchaus nicht an der Richtigkeit Ihrer Beobachtung, aber ich muß alle Möglichkeiten durchdenken. — dann verbirgt sie eine andere Sache, die das Licht scheut, denn sie hat mich angelogen. Ich weiß vom Hoteldirektor, daß sie nicht nur gestern, sondern wiederholt mit Monte Carlo telefoniert hat. Doch sprach sie nie von ihrem Zimmer aus, sondern ließ sich stets in einer der Telefonzellen des Hotels verbinden. Vergessen Sie nicht, daß nicht nur eine Mordlache vorliegt, sondern auch das rätselhafte Verschwinden des Kindes aufgeklärt werden muß. Sie lügt, sie lügt," sagte er nachdenklich, ohne seine Wanderung durch das Zimmer zu unterbrechen.

„Ich gestehe, sie tut mir leid."

„Na, ja, und wenn sie mir sagt, mit wem sie gestern nachmittag gegen fünf Uhr telefoniert hat, wenn sich ihre Aussage bestätigt — eh bien — das wäre ein vollwertiges Alibi, ich würde sie sofort auf freien Fuß setzen."

„Obwohl sie in der Laube war?" wagte ich zu fragen.

„Das bringt sie in den Verdacht, am Tode des Fürsten beteiligt zu sein, aber einstweilen ist es nur ein Verdacht. Ich habe keinerlei Beweise! Es würde sich nicht rechtfertigen, sie zu verhaften, weil Sie sie in der Laube gesehen haben. Nein, ich mußte zur Verhaftung schreiten, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß die Gräfin Kenntnis von Dingen besitzt, die mit beiden Verbrechen zusammenhängen, weil sie nachweislich gelogen hat, und weil ich fürchte, daß sie ihre Freiheit benützen würde, um etwa vorhandene Spuren beider Verbrechen zu verwischen. Es liegt die Gefahr einer Verschleierung vor. Ich mußte im Interesse der Untersuchung so handeln."

Wieder trat der Diener ein, überreichte dem Kommissar ein kleines Paket mit einem Brief und entfernte sich. Das kleine Paket enthielt die Dose des Ermordeten. Haftig öffnete Severin das Schreiben und las. Dann legte er das Blatt auf dem Schreibtisch und sah mich an.

„Haben Sie günstige Nachrichten? Eine Spur?" fragte ich.

„Das ist eine der seltsamsten Verwicklungen, die ich in meinem Berufe erlebt habe. Ich möchte lachen, wenn die Sache nicht so ernst wäre. Wissen Sie, was mir der Gerichtschemiker hier mitteilt?"

„Nun?"

„Die Dose enthält reines, unschuldiges Saccharin, frei von jeder giftigen Beimischung."

„Gott sei Dank!" rief ich wie erlöst aus, „jetzt können Sie die Gräfin sofort in Freiheit setzen!"

„Ja," sagte der kleine Kommissar finster, „wenn sie gesteht, wo sie gestern nachmittag war, als der Mord geschah, und wenn ich gleichzeitig den Beweis erhalte, daß dieses harmlose Döschen dasselbe ist, das Sie in der Hand der Gräfin gesehen haben."

*

Ich verwünschte mein Pech! Ich verwünschte den Haupttreffer, der mir diese Reise nach Nizza beschert hatte. Hätte ich nur dieses unglückselige Preisausschreiben nicht beachtet. Oder wäre der Gewinn eine andere Reiseroute gewesen: Wien—Kantschatka, oder Wien—Honolulu, oder meinetwegen Wien—Semmering und zurück. Aber mein Pech führte mich ausgerechnet nach Nizza, an die Riviera, wo neben anständigen Leuten auch sämtliche Hochstabler der Welt zusammenkommen. Spieler, Tagediebe, zahllose Monaleskus, — oh, oh, ich hatte einen Groll ohnegleichen gegen das schöne Nizza. Wenn ich dem kleinen Kommissar nicht das feste Versprechen gegeben hätte, mich vollständig zu seiner Verfügung zu halten — bei Gott! — ich hätte auf alle weiteren Herrlichkeiten meines Haupttreffers verzichtet und wäre heimgefahren.

Allerdings, die Gerechtigkeit verlangt, auch erfreuliche Tatsachen festzustellen: Im Hotel wurde ich wie ein Lord behandelt. Die zuvorkommende Liebenswürdigkeit, mit der mich der allmächtige Direktor des fashionablen Hotels behandelte, mich geradezu auszeichnete, hatte phantastische Wirkungen. Die Kellner lauerten auf einen Wink meiner Augen. Der Ober des märchenhaft eleganten Restaurants, der den Eindruck eines englischen Hofzeremonienmeisters machte und den ich unter normalen Verhältnissen nicht gewagt hätte herbeizurufen, kam von selbst an meinen Tisch und rückte mir mit huldvollem Gönnerlächeln höchsteigenhändig den Stuhl zurecht. Man brachte mir Leckerbissen, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte. „Monsieur le capitaine" hin und „Monsieur le capitaine" her — ich hätte wie im Schlaraffenland gelebt, wäre ich nicht in eine so tragische Sache hineingezogen worden.

Von Herrn Severin hörte ich am nächsten Tage nichts.

Ich saß mit dem Direktor abends in der Hotelhalle. Das Essen war wieder hervorragend gewesen. Elegisch rief ich mir die Speisenfolge ins Gedächtnis zurück, gern hätte ich jeden der liebevoll servierten Gänge vor dem Verweilen photographiert und diese kulinarische Photomontage als Illustration meines Haupttreffers an meine Redaktion geschickt. Es gab Austern mit Chablis, klare Bouillon mit Cherry, Pasteichen Beef blanc mit Madeirasauce, Frikassée von Tauben mit Klößchen und Champignons, Spargel mit geräuchertem Lachs, soufflé au ris, Käseröhrchen, Himbeereis und Torte zum Schluß türkischen Mokka und eisgekühlten amerikanischen Cocktail. Dann präsentierte mir der Direktor eine Zigarre von seltener Länge und furchterregender Dunkelheit.

So saß ich glücklicher Unglücklicher dem Hoteldirektor gegenüber, der nicht müde wurde, mich seiner Dankbarkeit zu versichern, weil ich sein berühmtes Hotel vor einem unerhörten Skandal bewahrt hatte.

„Die Leiche des alten Fürsten darf noch nicht freigegeben werden, sie bleibt konserviert für den Staatsanwalt," sagte er, „und die Steckbriefe wegen des Kindesraubes sind heute an allen Reklamesäulen und in allen Zeitungen zu lesen. Denken Sie sich, der Graf hat die Belohnung verdoppelt! Ein schönes Stück Geld! Sie werden sehen, wir erwischen sowohl den Mörder des Alten wie die Diebe des Kindes."

„Glauben Sie, daß es mehrere Personen sind, die hier gearbeitet haben?"

„Sicher! Absolut! Während einige den Fürsten ermordeten, um ungestört zu sein, haben die anderen das Baby gestohlen. Wer hätte gedacht, daß die Gräfin, diese vornehme junge Dame, in diese Sache verwickelt ist!"

„Aber, lieber Direktor, wenn die Gräfin auch in den Verdacht geraten ist, irgendwie mit der Ermordung des alten Fürsten zu tun zu haben, so ist sie doch unschuldig an der Entführung ihres eigenen Kindes, das Gegenteil wäre heller Wahnsinn!"

Er dachte nach. „Ja. Sie haben recht, wir werden das Rätsel nicht lösen. Lassen Sie nur Severin arbeiten. Geben Sie aber acht, roscher, als wir es ahnen, hat er die Bande hinter Schloß und Riegel. Sie müssen wissen", — er schob seinen schweren Chippendale-Sessel näher zu mir und sprach leiser — „Severin war früher der gefürchtetste Polizeidetektiv von Paris. Es gab kein Verbrechen, das er nicht entlarvte. Aber er hat sich in Paris zu viele Feinde gemacht. Man lauerte ihm auf Schritt und Tritt auf. Zweimal hat man ihn schon schwerverletzt aufgefunden. Schließlich hat ihn der Minister noch Nizza versetzt, um ihn vor den Pariser Bösewichtern zu retten. Als Belohnung. Haben Sie ihn schon in Uniform gesehen?"

„Leider nicht."

„Oh, Herr Kapitän, er hat mehr Orden auf der Brust als der Kriegsminister. Aber Severin hat keine gute Figur, er ist klein, darum gibt er immer in Zivil. Kleine Leute sehen nicht gut aus in Uniform."

„Haben Sie eine Ahnung, was er unternimmt?"

„Heute früh war ich bei ihm eingeladen. Ich bin ein wenig mit ihm befreundet. Sie verstehen", sagte der Direktor leichthin, aber doch mit gewissem Stolz, „er vertraute mir an, daß die französische Polizei aus Deutschland schnellste Auskünfte über die ganze Familie der Gräfin und des Grafen einholt. Oh, die deutsche Polizei, ah — ah" Er verdrehte vor bewundernder Anerkennung der Direktor vor bewundernder Anerkennung die Augen. „Sie werden sehen, Severin bekommt die genauesten Angaben aus Deutschland."

„Wenn ich an das kleine unschuldige Würmchen denke, das man geraubt hat, so wünsche ich, daß die Kerle heute noch gefaßt würden."

Ich lehnte mich in den weichen Fauteuil zurück und genoß die schmackhafte Havanna in vollen Zügen. Befriedigt betrachtete mich der Direktor wie ein guter Onkeln, der seinem Lieblingsneffen eine Freude bereiten möchte. Er umgab mich mit einer so selbstverständlichen, unaufdringlichen Liebenswürdigkeit, daß ich mich keinen Augenblick belästigt fühlte. Sein Takt und seine Weltkenntnis kamen ihm sehr zustatten.

In einer Ecke der Halle, an einem kleinen Tischchen, sah ein blasser, junger Mensch mit einer Hornbrille. Vor ihm stand ein bock, und er las eine deutsche Zeitung, wie ich aus der Ferne sehen konnte.

„Wer ist der junge Mann dort in der Ecke?" Ich deutete hin.

„Das ist der Sekretär des verstorbenen Fürsten von Sch.", sagte er leise, „ein Deutscher, Doktor Höffner aus Stuttgart oder Karlsruhe."

„Was wird er wohl jetzt nach dem Tode seines Protectors anfangen?"

„Ich habe gehört, er reist wieder nach Deutschland zurück."

„So, so", sagte ich, und ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf, „hören Sie, lieber Direktor, ich möchte gerne mit dem Kommissar Severin telefonieren.

„Kommen Sie, Kapitän, sprechen Sie von meinem Privatbüro aus dort sind Sie ganz ungestört." Wir gingen rasch in sein Zimmer, und er selbst stellte die Verbindung her.

„Lieber Herr Kommissar" sagte ich, „in der Hotelhalle sitzt der ehemalige Sekretär des Fürsten er hat die Absicht nach Deutschland zu reisen' ich habe das Gefühl, als ob Sie von ihm einiges erfahren könnten."

„Ich danke. Kapitän der junge Mann wird vorläufig nicht abreisen er ist bereits für morgen früh um neun Uhr bei mir vorgeladen. Ich bitte Sie kommen Sie ebenfalls. Ihre Gegenwart wird vielleicht nötig sein."

„Abgemacht, auf Wiedersehen."

Als wir zu unseren Plätzen zurückkehrten, erwartete mich ein Hotelpage, der mir ein schwarzgerändertes Kuvert aushändigte. Ich öffnete es und las folgende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr Rittmeister!

Würden Sie mir die höfliche Bitte erfüllen und mir noch heute abend die Ehre Ihres Besuches schenken? Ich wäre Ihnen zu größtem Dank verpflichtet.

Ihr ergebener

Graf Franz von Sch."

Ich zeigte die Karte dem Direktor.

„Sie müssen unbedingt hingehen, im Interesse der ganzen Affäre. Der Graf ist ein vornehmer junger Mann, ungeheuer reich. Aber seien Sie vorsichtig — plaudern Sie nicht zuviel, — wer weiß, was dahinter steckt!"

Fürsorglich begleitete er mich um die angegebene Stunde bis vor die Tür des Grafen und drückte mir die Hand, als ob ich in die Höhle des Löwen ginge. „Seien Sie nur vorsichtig!" flüsterte er.

Ich klopfte, eine Stimme rief: „Entrez!" Ich trat ein und stand im Zimmer des Grafen. Er erhob sich von seinem Schreibtisch, an dem er soeben geschrieben hatte, und reichte mir die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister Hardegg, daß Sie gekommen sind, bitte, nehmen Sie Platz." Mit derselben, etwas linkischen Höflichkeit, die ich bereits an ihm beobachtet hatte, bot er mir Platz an, reichte mir Zigaretten und ab mit Feuer. Dann setzten wir uns.

„Es wird Sie überrascht haben, daß ich Sie zu so ungewohnter Stunde um eine Unterredung bitte — entschuldigen Sie! Aber meine ganze Situation ist durch das, was sich innerhalb der letzten sechsundzreißig Stunden ereignet hat, so eigentümlich geworden daß ich mich veranlaßt bemühe, aus diesem Labyrinth einen Ausweg zu finden. Dabei kehrten meine suchenden Gedanken merkwürdigerweise immer wieder zu Ihnen zurück."

„Wenn es mir möglich ist, Ihnen irgend behilflich zu sein, so bin ich gern dazu bereit. Sagen Sie mir ruhig, Herr Graf, was ich tun kann."

„Es ist ein bißchen viel, was plötzlich auf mich einstürmt. Mein guter Onkel — ich habe keine Eltern mehr — wird auf seltsame Weise ermordet, meine Frau gerät in den wahrhaft monströsen Verdacht der Täterschaft, mein einziges Kind wird mir gestohlen, von den Dieben hat man bisher auch nicht die geringste Spur — sagen Sie selbst, oh man da nicht den Verstand verlieren könnte!"

Er war vor innerer Erregung totenbleich geworden und hat mir ehrlich leid. Sein Mund zuckte, ich merkte ihm an daß er sich zusammennahm, um sich nicht vor mir gehen zu lassen. Ich glaube, er hätte am liebsten losgeheult.

„Sie haben recht, Herr Graf", sagte ich bedauernd, „das Schicksal meint es nicht gut mit Ihnen. Ich wünschte, alles würde sich rasch aufklären, und Sie bekämen Ihr Kind wieder."

„Mein armes Kind", sagte er leise und fuhr sich wieder über die Stirn und über sein schütteres Haar.

JUNI

Im heißen Hauch mondsilbergrün
die Weise wehet her und hin.
Goldamselruf, Hornissenton,
den Wald bekrönt die Sommerkron.
Mit seiner Sens' Sankt Barnabas
rückt an und schneidet ab das Gras

im Dengeltakt und Mäherschritt
Und all's, was Hände hat, tut mit.
Jetzt regne nur nicht, heiliger Veit,
bis uns das Heu im Stadel leit,
und Peter-Paul, gestellt ans End,
die Deichsel gegen Juli wendt.

Josef Weinheber

„Was könnte ich tun, um Ihnen zu helfen?" fragte ich.

„Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß Sie, mein deutscher Landsmann, mir hier in der Fremde vielleicht nützlich sein könnten. Ich habe Sie flüchtig anläßlich der Einvernahme meiner armen Frau durch den Kommissar kennengelernt. Aber Ihre Haltung machte auf mich einen guten Eindruck; ich sage das offen, trotzdem Ihre Aussage für meine Frau ungünstig ist. Aber davon später. Jetzt möchte ich nur zur Erklärung hinzufügen, daß Sie der einzige Mensch hier sind, mit dem ich über alles sprechen kann, was mich martert; Sie waren ja Zeuge der schrecklichen Vorgänge. Und ich muß mit jemand reden, sonst werde ich noch verrückt!"

Ich gestehe, der junge, schüchterne Graf dauerte mich ungemein; er war mir sympathisch, aber ich hatte noch immer keine Ahnung, wo er hinaus wollte. Hatte er mich nur deshalb zu sich gebeten, um mir sein Herz auszuschütten? Wenn ihm dadurch Erleichterung geboten werden konnte, so war ich gern bereit, ihm die Nacht hindurch Gesellschaft zu leisten.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrer Frau?"

„Ja, es geht ihr den Umständen entsprechend. Der Kommissar gestattet ihr ein eigenes Zimmer, Hotel-Verköstigung, Lektüre, alles Erdenkliche, um ihre Lage zu erleichtern. Ich habe auch einen tüchtigen Anwalt gefunden, der mit ihr sprechen darf."

„Vielleicht erwirkt er, daß sie wenigstens aus der Haft entlassen wird?"

„Das ist leider ausgeschlossen, der Kommissar ist unnachgiebig."

Er schwieg bedrückt. Die Zigarre war ihm ausgegangen, ich bot ihm Feuer, er ergriff dabei meine Hand und sah mich mit seinen großen Jungenaugen plötzlich wie flehend an. Dann fragte er mit ängstlicher Stimme:

„Haben Sie meine Frau wirklich und wahrhaftig in der Laube gesehen?"

„Glauben Sie, ich würde eine so furchtbare Aussage abgeben, wenn ich meiner Sache nicht vollkommen sicher wäre? Ich habe in Ihre Frau ganz deutlich gesehen."

„Aber man kann sich doch täuschen, Herr Rittmeister. Sehen Sie, vor Jahren, als ich noch Student war, wurde auf unserer Jagd bei Berlin einer unserer Aufseher im Streit von einem Wilderer erschossen. Ein Holzarbeiter hatte den ganzen Vorfall beobachtet und den Wilderer genau erkannt, der denn auch eine schwere Zuchthausstrafe erhielt. Vor ein paar Jahren gestand nun ein Mensch auf seinem Sterbebette, daß er es war, der seinerzeit den Jagdaufseher getötet hatte. Und der Holzarbeiter, auf dessen Aussage ein Unschuldiger verurteilt wurde, war Kronzeuge, ist das nicht ein entsetzlicher Irrtum?"

„Ja, das ist einer jener schrecklichen Fälle menschlicher Unvollkommenheit."

„Und sehen Sie — könnten denn nicht auch Sie sich getäuscht haben?"

„Herr Graf, ich habe Ihre Frau Gemahlin vorher nie gesehen. Stellen Sie sich vor: Ich erblicke in der Laube eine Dame, die mich durch ihr reizendes Aeußere ungemein fesselt. Ich betrachte mit Interesse die hübsche Gestalt, das wundervolle gescheitelte Haar, das sie, entgegen der Mode, nicht kurz geschnitten trägt, das etwas melancholische, blasse Gesicht — kurz, Sie sehen, daß es kein flüchtiger Blick war, den ich ihr schenkte, sondern die aufmerksame Bewunderung, die ihre Schönheit in mir erweckte."

Er sah vor sich hin und nickte stumm.

„Und kurze Zeit später betrete ich mit dem Direktor und dem Arzt das Zimmer Ihrer Frau — und wen erkenne ich mit einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit wieder? Die unbekannte Dame von vorhin — Ihre Frau!"

„Ich verstehe, daß Sie im guten Glauben als ehrlicher Mensch handeln und aussagen. Aber es gibt doch Aehnlichkeiten, raffinierte Hochstaplerinnen, besonders hier an der Riviera, auf diesen Plätzen, wo sich der Reichtum einer Welt zusammendrängt und wo oft die unerhörtesten Methoden angewandt werden, um einen Betrug zu inszenieren. Denken Sie doch bitte, nach, ob nicht doch ein kleiner, unscheinbarer, vielleicht erst nachträglich in Ihrer Erinnerung aufgetauchter Unterschied vorhanden ist?"

Er sah mich bittend an, sein Eifer rührte mich.

„Es tut mir leid, Herr Graf, aber — —"

„Vielleicht war die Dame in der Laube etwas kleiner? Oder größer? Nur eine Spur? Oder vielleicht erschien sie Ihnen jünger oder älter? Es wäre doch möglich, daß Ihnen erst nachträglich solche Bedenken kämen, nicht?"

„Ich bedaure wirklich sehr."

Er lehnte sich in den Sessel zurück und bedeckte sein von leichtem Schweiß glänzendes Gesicht mit der Hand. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Was in diesem Falle für meine Frau so schrecklich ist, das ist die Bestimmtheit Ihrer Aussage. Hätten Sie nur den kleinsten Zweifel, irgendeine Unsicherheit in ihrer Feststellung, schon die geringste Ungewißheit könnte sie retten! Wenn Sie sich doch entschließen könnten — —"

Er vollendete nicht, denn ich sah ihn mit großem Erstaunen an.

„Bitte, bitte, mißverstehen Sie mich nicht, ich will Sie nicht beeinflussen, ich möchte nur an Ihr Verantwortlichkeitsgefühl appellieren, an Ihr Gewissen, an Ihre Menschlichkeit! Sie sind im Begriff ein junges Menschenleben zu vernichten! Meine Frau ist unschuldig!"

„Ich verstehe vollkommen, Herr Graf, daß Sie alles versuchen, um Ihre Frau zu retten. Aber verstehen Sie sich in meine Lage, ich habe die Pflicht, die Wahrheit zu sagen!"

„Das sollen Sie, Herr Rittmeister, das sollen Sie, ich will Sie nicht beirren, aber verstehen Sie mich nur recht: Bleiben Sie bei der Wahrheit, nur schließen Sie nicht unbedingt auch die geringste Möglichkeit eines Irrtums aus. Hören Sie", sagte er plötzlich, sprang auf und ging an den Schreibtisch, „ich weiß von dem Hoteldirektor unter welchen Umständen Sie in diesem exklusiven Hotel wohnen. Sie sind unvermögend, haben eine kleine Anstellung bei einer Zeitung, — ich will Sie durchaus nicht beleidigen, — wir sind beide Ehrenmänner, — wir beide wollen nichts Unrechtes, — also: ich bin von der Unschuld meiner Frau felsenfest überzeugt. Sie sind ebenso fest von der Nichtigkeit Ihrer Beobachtung überzeugt. Ich aber kenne meine Frau, Sie kennen sie nicht. Ich weiß, daß sie einer solchen Tat nicht fähig ist, ich bin, daß nicht der letzte Grund vorhanden ist, damit sie einen solchen ruchlosen Mord begange. Wenn nun Sie, der Sie meine Frau nicht kennen, sich entschlössen, mir, der sie kennt und für sie einsteht, zu glauben! Und diesen Glauben dadurch bestätigen, daß Sie Ihre Aussage weniger unerschütterlich gestalteten, indem Sie nachträglich einen ganz unbestimmten Zweifel Raum gäben, dann —"

„Dann — —?" Ich wollte hören, was er beabsichtigte.

„Dann —". Er zögerte eine Sekunde, dann riß er schnell aus einem Scheckheft ein Blatt heraus, das er mir überreichte. Es war ein Scheck über hunderttausend Francs.

„Ich konnte ihm nicht böse sein. Der mit Kämpfte um seine Frau, die er liebte, und jedes Mittel dünkte ihm recht. Ich muß gestehen, daß mich seine aus angstvoller Besorgnis kommenden Worte nicht unberührt ließen. Ich gab ihm den Scheck zurück und sagte:

„Ich nehme Ihnen nicht übel, was Sie tun. Ich verstehe Ihre Lage und kann begreifen, daß man vor Katholikaie auch Dummheiten macht. Sie kämpfen um die Ehre Ihrer Frau, Sie betrauern den Verlust des Fürsten, man hat Ihnen Ihr einziges Kind geraubt — das ist mehr, als ein Mensch auf einmal ertragen kann. Behalten Sie Ihr Geld. Lassen Sie mich über das, was Sie mir gesagt haben, eine Nacht schlafen, morgen gebe ich Ihnen Bescheid."

Er ergriff dankbar meine Hand.

„Sie machen mir Hoffnung, nicht wahr? Wie soll ich Ihnen —"

„Bitte, ziehen Sie keine Schlüsse aus meinen Worten, lassen Sie mich vorerst über die Sache nachdenken."

Am anderen Morgen verspätete ich mich etwas, und als ich beim Polizeikommissar Severin, der den Auftrag gegeben hatte, mich sofort vorzulassen, eintrat, war die Einvernahme des jungen Sekretärs Doktor Höffner schon im Gange. Stumm beantwortete Severin meinen Gruß und deutete auf einen Stuhl im Hintergrund. Ich setzte mich.

„Wie war das Verhältnis der Gräfin zum Onkel ihres Mannes?"

„Kühl, förmlich."

„Hatte das Gründe?"

„Der alte Fürst war ein rechter Pedant, die Gräfin hingegen freidenkend, mit sozialen Anschauungen romanisch, dabei eine durchaus moderne Frau.

„In ihrem Aeußeren ist sie jedoch recht konservativ, sie trägt zum Beispiel keine moderne Frisur."

„Das ist richtig, aber ihre Lebensanschauung war der des alten Fürsten entgegengesetzt, es gab manchmal Streit zwischen beiden."

„Wie war das möglich? Erzählen Sie."

„Nun, was man so Streit in diesen Kreisen nennt. Alles unter der Decke, nie vor den Menschen, ohne laute Worte — für gewöhnliche Sterbliche nicht zu merken, stille Feindschaft, die sich in unzähligen Kleinigkeiten äußerte."

„Halten Sie es für möglich, daß sich die Gräfin hinreißen ließ, den Mord zu begehen?"

Der junge Mann antwortete nicht gleich.

„Ich glaube es nicht", sagte er dann. „Aber wer kann die menschliche Natur ergründen? Charlotte Carday war ein zartes Mädchen und hat den blutrünstigen Marat ermordet. Oder erinnern Sie sich an Madame Caillaux, eine vornehme Dame der Pariser Gesellschaft, die im Jahre 1914 den Redakteur Calmette niederschoß? Ich erwähne das nur, um zu sagen, daß auch zarte und vornehme Frauen vor nichts zurückschrecken, ihre Seele ist ein Geheimnis."

Er machte eine Pause. Ich sah, wie Severin sein von Schlägerschmissen zerfurchtes Gesicht studierte.

„Sie sagten, Herr Kommissar", fuhr der Sekretär fort, „daß einwandfrei festgestellt wurde, die Gräfin sei allein mit dem alten Herrn in der Laube gewesen?"

„Das ist außer jedem Zweifel. Sein Tee wurde mit Veronal vergiftet. Die Gräfin hat ihn, während die Schwester abwesend war, in die Tasse gegossen und entfernte sich. Als die Schwester zurückkam, war der Fürst tot. Können Sie mir sagen, ob er Feinde hatte?"

„Er lebte hier allein. In Berlin verkehrte er wohl mit einigen Freunden, hier konnte er niemand."

„Das alles verstärkt nur weiter den Verdacht gegen die Gräfin", meinte Severin hart; das Unheil, das sich über die junge Frau zusammenzog, war nicht mehr abzuwenden. „Welchen Vorteil könnte denn die Gräfin oder der Graf von dem Tode des Fürsten erwarten?" fragte Severin weiter.

„Als Privatsekretär des alten Herrn mußten sie doch seine Korrespondenz erledigen; Sie hatten Einblick in viele diskrete Dinge, nicht wahr? Können Sie irgendwelche Andeutungen geben?"

„Der Fürst war enorm reich. Dazu hatte er, wie viele alte reiche Sonderlinge, eine Manie: er änderte je nach Laune oder Sympathie sein Testament. In den paar Jahren, da ich sein Sekretär war, benötigte er wenigstens fünf- oder sechsmal meine Unterschrift als Testamentszeuge. Erst sollten wohltätige Anstalten alles erben — der Fürst war sehr fromm, — dann seine Stiefschwester, die in Amerika lebt. Als diese sich schriftlich mit ihm über irgendeine Sache nicht einigen konnte, geriet er in Zorn, änderte sein Testament und vermachte den größten Teil seines Vermögens dem Staat; da kamen politische Aenderungen, über die er sich ärgerte. Damals gelang es ihm, seinen Neffen, den jungen Grafen von Sch., zu bewegen, eine Frau aus der ihm von altersher sehr befreundeten bayrischen Familie von R. zu heiraten. Flugs enterbte er den Staat, der ihm nicht würdig schien, und vermachte seinem Neffen einen Teil seiner Güter. Und als die Gräfin vor etwa fünf Wochen ein Baby bekam, noch dazu ein Knaben, setzte er wiederum ein neues Testament auf. Er war so entzückt von der Geburt eines Stammhalters, der seinen Namen fortpflanzte, und hatte darüber solche Freude, daß er das Kind von seinem 25. Lebensjahre ab zum Universalerben machte. Bis dahin sollten beide Eltern nach seinem Tode die Nutznießung haben."

„So, es gibt solche alte Käuze", sagte der Kommissar. „Wäre er am Leben geblieben, er hätte sein Testament wahrscheinlich noch mehrmals geändert."

„Ohne Zweifel, er war unberechenbar."

„Also, der letzte Universalerbe ist das Baby, das gestohlen wurde?"

„Ja, der Fürst war in das Kind vernarrt; es mußte immer in seiner Nähe sein."

„Haben Sie den Eindruck, daß die Ehe des jungen Grafen glücklich ist?"

„Wenn ich nicht irre, so ist es eine Vernunftheirat gewesen. Man erzählte mir in Berlin, daß die Heirat ein Werk des Fürsten war."

„Gab es Streit zwischen den Ehegatten?"

„Nie — ich habe wenigstens nie etwas bemerkt."

„Jetzt eine heikle Frage, Herr Sekretär: Da Sie Intimus der ganzen Familie waren, konnten Sie manche Beobachtungen machen. Wissen Sie, ob die Gräfin einen Freund hat? Oder hatte? Einen Liebhaber — oder jemand, der sich um sie bewarb, bevor sie heiratete?"

„Ich vermute, daß die Gräfin jemand kennt, mit dem sie noch aus ihrer Mädchenzeit her befreundet ist. Und daß ihr daran gelegen war, diese Bekanntschaft nicht vor aller Welt zu pflegen."

„Oho, oho — erzählen Sie bitte, Näheres. Wie kommen Sie zu Ihrer Vermutung?"

Als der junge Graf vergangenen Winter nach Ostpreußen zur Jagd fuhr, nahm er mich mit Erlaubnis des Fürsten als Begleiter mit. Ich erkrankte jedoch unterwegs, und der Graf schickte mich vorsorglich nach Berlin zurück. Spät nachts kam ich ins Haus. Der Fürst schlief bereits, auch die Diener waren nach oben gegangen, alles war still, es mochte ein Uhr nachts sein. Gerade als ich die Treppe hinaufging, kam die Gräfin mit einem großen Herrn herunter.

Jetzt blickten mich die beiden Herrschaften erschreckt, ja wie entgeistert an. Die Gräfin fragte überrascht: „Wo kommen Sie denn so plötzlich her?" Ich erklärte ihr den Sachverhalt."

„Nun, das ist weiter nicht auffallend, es war irgendein Besuch, den sie hinuntergeleitete."

„Ohne Diener? In diesem Hause? Unmöglich! Die Gräfin hat mich anderen Tags, niemand von der Begegnung etwas zu erzählen. Das war eine ungewöhnliche Bitte. Von da an gab sie mir öfters Briefe zur Besorgung, und ich nehme an, sie waren an den Herrn gerichtet, mit dem ich sie damals nachts auf der Treppe traf. Meistens Expreßbriefe, immer dieselbe Adresse."

„Welchen Eindruck machte der Mann auf Sie?"

„Keinen guten, ein junges, verlebtes, etwas verwüstetes Gesicht von auffallender Regelmäßigkeit. Wenn ich ehrlich sein soll: Typus Hochstapler."

„Wissen Sie noch den Namen des Herrn, an den die Briefe gerichtet waren?"

„Verzeihung, ob es ganz bestimmt dieser Herr war, dem die Gräfin die Briefe schickte, das weiß ich nicht — es ist nur eine Vermutung von mir."

„Ihre Vermutung dürfte stimmen. Wie war der Name?"

„Eric Ljundborg."

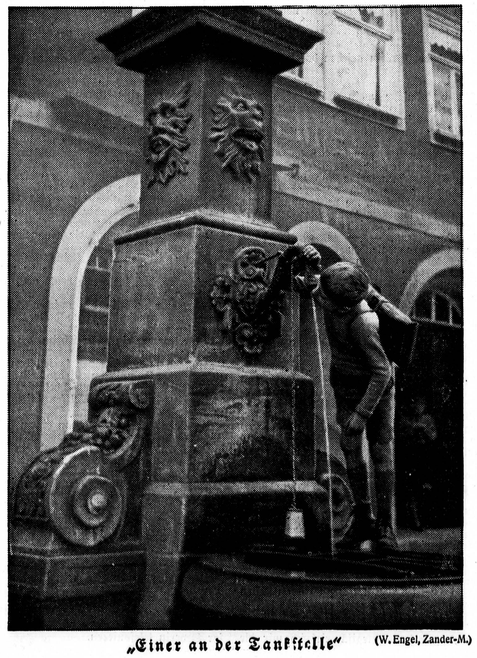
„Ein Schwede?"

„Ja."

Severin schrieb sofort den Namen auf und überlegte dann eine Weile. Eine Pause entstand. Ich war von den Aussagen des jungen Sekretärs überrascht. Er kramte da private Dinge aus, Tratschereien und Mutmaßungen, die mir wie eine indiskrete Einmischung in persönliche Angelegenheiten vorkamen. Als ob der kleine Kommissar denselben Gedanken hegte, sagte er zu dem Sekretär:

„Ich bin Ihnen außerordentlich zu Dank verpflichtet, Herr Doktor, für Ihre Mitteilungen; aber wissen Sie, daß Sie die Gräfin damit belasten und in merkwürdiges Licht stellen?"

(Fortsetzung folgt.)



„Einer an der Tankstelle" (W. Engel, Zander-M.)

Welt der Frau

Altersunterschied der Gatten

Die Ausnahme von der Regel

Ein allzu großer Altersunterschied zwischen Mann und Frau kann dem Eheglück gefährlich werden. Selbst wenn es bei der Eheschließung anders aussieht. Aber wenn die Jahre vergehen, zeigt sich doch eines Tages deutlich, daß Mann und Frau eigentlich einer verschiedenen Generation angehören. Es kann sicherlich auch hier Ausnahmen geben, aber ein Mädchen, das einen Mann heiraten will, der mehr als fünfzehn Jahre älter ist als sie selber, sollte sich doch erst überlegen, ob sie diesen Schritt wirklich wagen soll. Eine Zwanzigjährige, die einen Vierzigjährigen heiratet, wird sicherlich finden, daß der Ersehnte sehr männlich, sehr zuverlässig, sehr stattlich ist. Aber wird die auch noch so denken, wenn sie selber erst vierzig, er aber inzwischen schon sechzig geworden ist?

Bisweilen wohl macht der Altersunterschied garnichts aus. Das gilt häufig auch für die Frauen, die einen jüngeren Mann heiraten. Wenn sie das tun, werden sie sich klar sein, daß sie sich sehr viel Mühe geben müssen, jung und frisch zu bleiben. Es darf ihnen niemand ansehen, daß sie älter sind, und es gibt zahlreiche Frauen, denen das überraschend gut gelingt. Bisweilen führen sie die kleine Täuschung erstaunlich gut durch, daß nicht einmal die eigenen Kinder eine Ahnung davon haben, daß die Mutter älter ist als der Vater.

Wenn man es vielfach unbedingt unrichtig fand, daß eine Frau einen Mann heiratet, der jünger ist als sie, so lag das vielleicht noch an der alten Meinung, eine Frau verbrauche sich ohnehin schneller als der Mann und wirke schon alt in Jahren, in denen der Mann noch recht jugendlich aussieht. Das ist aber heutzutage nicht mehr zutreffend! Die Frauen sind gerade in den letzten Jahrzehnten in ihrem ganzen Wesen so viel jugendlicher geworden, sie halten die Jugend durch Sport und vernünftiges Leben so lange fest, daß man wirklich nicht mehr sagen kann, daß sie „schneller altern" als der Mann. Ein anderer Einwand gegen eine Ehe mit einem jüngeren Manne ist, daß der Mann in jungen Jahren noch gar nicht imstande ist, eine Frau zu ernähren. Auch dieser Einwand wird nicht auf alle Fälle zutreffen. Tatsache ist jedenfalls, daß man zahlreiche Ehen als durchaus glücklich bezeichnen muß, obwohl der Mann erheblich jünger als die Frau ist, obwohl der Mann erst 68 und die Frau schon 75 Jahre ist, wenn der Mann stets diese Frau geliebt hat, seit er ein junger Bursche von zwanzig Jahren war.

In einem anderen Falle ist die Frau sogar um 12 Jahre älter als ihr Gatte. Sie war eine Schulfreundin seiner Schwester und ging eines Tages mit dieser nach Hause, um deren neugeborenes Brüderlein zu bewundern. Damals ahnte sie noch nicht, daß dieses Neugeborene eines Tages ihr Ehemann werden würde. Diese Frau hat ihrem Manne im Leben sehr vorwärtsgeholfen, und beide sind ungertrennlich.

Sicherlich wird jede Frau in ihrer Bekanntschaft Beispiele dafür finden, daß es auf das Alter nicht so sehr ankommt, als auf das Zusammenpassen der Charaktere und daß man sich immer gern hat. Wenn zwei Menschen im rechten Geiste das gemeinsame Leben beginnen, werden sie nicht bemerken, daß sie altern. Das starke Gefühl, das zwischen ihnen ist, erhält sie jung. Wer sich selber alt fühlt, dem ist selten zu helfen, wer sich aber sein junges Herz bewahrt, der wird auch im Kreise der Jungen gern gesehen sein, selbst wenn sein Haar ergraut und seine Jahre sich nicht bemerkbar machen lassen.

A. G.

Nur einer nicht... / *Von K. Hansen*

Dort, wo der Weg in die Ebene führt,
Ein Hüttlein, darinnen ein Feuer geschürt,
Ein Hüttlein im goldenen Licht.
Und der Fluß rinnt vorüber mit murmelndem Gruß,
Und der Weg ist so weiß und so weich für den Fuß —
Nur Einer — der geht ihn nicht!

Dort sitz ich vor meiner Türe und spinn,
Wenn der Morgenwind weht, und ich lausche und sinn,
Und Blumen umgeben mich dicht.
Dort sing ich am Abend in süßem Traum
Viel Lieder hinaus in den Sternenraum —
Nur Einer — der hört es nicht!

Und ein Brünnlein quillt mir aus weißem Gestein,
Dorthin geh ich, hoffend den Tag mir zu weih'n.
Das Brünnlein ist einfach, so schlicht.
Doch ein Wässerlein gibt es, das zaubert und zwingt
Zu heißester Liebe den, der es trinkt —
Nur einer — der trinkt es nicht!

Ich trink's immer wieder, und jedesmal
Wird wilder mein Schmerz und wird wilder die Qual:
Wann endlich, wann kommst du denn, wann?
Und ich warte und weine — und weine sacht;
Ich weiß, daß die Sehnsucht mich sterben macht —
Nur Einer — der stirbt nicht daran!

(Nach einem rumänischen Volkslied)

Aus der Lohntüte in die Haushaltstüte

Die Hausfrau teilt ihr Wirtschaftsgeld ein

Wir heißen Lohn den Ertrag einer Arbeit, die einmal für das Ganze in einer bestimmten volkswirtschaftlich geregelten Ordnung an einer bestimmten Stelle im Arbeitsprozeß geleistet wurde, und der Lohn steckt in einer Tüte, auf der es genau und ordentlich draufsteht, was man und was man nicht bekommt, weil es wiederum an das Ganze zur Aufrechterhaltung einer sozialen Vorkehrung zurückgeht. Auch für die Steuer natürlich. Nach dem Muster der Lohntüte hat sich in vielen gut geleiteten Haushalten ein gewisses „Tütenprinzip" eingebürgert. Kluge Hausfrauen, die Ordnung im Hause halten wollen, sagen: Man nehme —, um Ordnung in die Einteilung des Wirtschaftsgeldes zu bekommen — Tüten oder Briefumschläge. Man beschriftet sie mit: Miete, Licht, Gas, Elektrizität, Löhne, Spezialausgaben usw., kurz, mit all den Kosten, die regelmäßig und jeden Monat zu bezahlen sind. Gleich, wenn das Wirtschaftsgeld kommt, immer den betreffenden Posten in die betreffende Tüte. Dann hat alles seine Ordnung. Man kann sich noch eine Reihe von Tüten machen, in die das hineinkommt — auch monatlich verteilt — was für Anschaffungen im laufenden Jahr bestimmt ist. Es wird sich schnell herausstellen, daß die Tüten einen gelinden Zwang zur Sparsamkeit und Ordnung ausüben. Das Wichtigste ist natürlich dabei, das Geld von vornherein so einzuteilen, daß keine Anleihe von einer Tüte zur anderen möglich ist. Es soll eben ein bestimmtes Gesetz der Tüten für die vorsorgliche Hausfrau bestehen.

Eine Tüte dabei wird eine besondere Rolle spielen, weil sie die Beträge enthält, die mit Rücksicht auf die besonderen Schicksalsschläge in diese Tüte hineinkommen. Das ist die Schicksalstüte. Die muß da sein. Sonst ist die Planung unvollkommen, und man hat nicht an das Wichtigste gedacht — an die vorsorgliche Sicherung von Leben und Gesundheit der Familie.

Sie verstehen jetzt schon, was damit gemeint ist. Nicht eine Tüte, wie man sie manchmal auf den Jahrmärkten bekommt. Dort zieht sie ein Papagei oder sonst ein komisches Tier aus einem Kasten heraus. Darin steckt ein Zettel, auf dem Ihr persönliches Schicksal aufgeschrieben steht. Das ist ein toller Schwindel, mit dem ohne viel Mühe und Arbeit Geld verdient wird. Die Schicksalstüte, die wir meinen, das ist die, die wir selber dazu gewählt haben, unsere Spar- und Vorsorgetüte. Auf ihr steht das Wort: Lebensversicherung. Natürlich — das ist klar, man kann auch mit dieser Tüte Schicksalsschläge nicht abwenden. Aber man kann wenigstens durch eine Lebensversicherung sie in ihren äußeren Härten mildern. Wenn einmal eine solche Tüte da ist und regelmäßig vom Wirtschaftsgeld in sie die Prämie für die Lebensversicherung hineinkommt, dann stehen Frau und Kinder im Falle des Todes ihres Ernährers nicht ohne Mittel da. Sie haben Ordnung gehalten und vorgesorgt, und nun haben sie eine schöne Hilfe. Erlebt der Vater aber selbst die Auszahlung der auf einen bestimmten Termin gelegten Lebensversicherungssumme, dann ist es um so schöner. Dann heimst er den Lohn seiner Voraussicht noch zum eigenen Genusse ein. Die Lebensversicherung stellt die Verbindung mit anderen vorsorglichen Menschen her, die sich freiwillig in der Gemeinschaft der Versicherten zum gemeinsamen Gefahrenschutz zusammengeschlossen haben.

Tischgemütlichkeit

Wenn wir wissen wollen, wie ein Kind von Hause aus erzogen ist, brauchen wir es nur einmal bei einer Mahlzeit zu beobachten. Natürlich ist es für eine Mutter nicht ganz leicht, ein Kind zu guten Tischmanieren zu erziehen. Zualleerst ist es notwendig, daß das Beispiel der Erwachsenen wirklich vorbildlich ist. Kinder ahmen gern nach. Deshalb werden sie viel vom Sehen lernen. Was ihnen erklärt werden muß, sagt die Mutter am besten, wenn sie gewisse Mahlzeiten, z. B. abends, allein mit ihnen einnimmt. Dann wird die Tischgemütlichkeit nicht gestört, weil es unerquicklich ist, während des Mittagessens immerzu mit Ermahnungen sich aufhalten zu müssen. Daß mit geschlossenem Mund gekaut werden muß, daß die Ellenbogen nicht auf dem Tisch liegen dürfen und daß nicht mit Messer und Gabeln, Messerbänkchen oder Brotkügelchen gespielt werden darf, kann man seinem Kind allein, außerhalb der großen, gemeinsamen Mahlzeiten, sagen. Zur richtigen Haltung bei Tisch gehört aber ein bequemes Sitzen des Kindes, deshalb soll der Kinderstuhl nicht zu niedrig sein.

Zuerst macht die Mutter das Essen auf dem Teller des Kindes zurecht. Das Kind braucht nur darauf zu achten, die Gabel geschickt zu halten; vielleicht ein Schieberchen richtig zu gebrauchen. Es ist aber nicht gut, Kindern zu lange alles zurechtzumachen. Sie gewöhnen sich frühzeitig leichter daran, die rechte und linke Hand geschickt mit Messer und Gabel umgehen zu lassen. Später wird die linke Hand unbeholfener, das Kind lernt schwerer. Man tut auch gut daran, das Kind sich selber aus der Schüssel nehmen zu lassen. Auch dazu gehört eine gewisse Uebung, und mancher Erwachsene hat die Leichtigkeit im Selbstbedienen noch nicht. Außerdem ist es durchaus erziehlich, wenn ein Kind selber von der Platte nehmen darf. Bescheidenheit wird anerzogen. Und bei aller Bescheidenheit der Blick für die notwendige Menge. Kinder, denen das Selbstnehmen neu ist, werden leicht ihren Teller übermäßig vollpacken oder sich garnicht trauen, zuzureichen.

Herrschen in einem Haus gute Tischsitten, dann lernen die Kinder auch frühzeitig, daß bei Tisch nicht gestritten werden darf; daß laute Gespräche vermieden werden. Das Kind darf nicht Mittelpunkt im Erzählen sein. Es lernt, Unangenehmes nicht gerade während des Essens zu sagen. Die Mahlzeit bekommt dem Körper, wenn sie friedlich, mit einer gewissen Gelassenheit eingenommen wird. Nach Möglichkeit soll auch das Kind sitzen bleiben, bis zu Ende gegessen ist. Vor Tisch darf es niemals das Kind sein, das zu seinem Platz stürzt und sich setzt. Es hat manierlich hinter seinem Stuhl stehen zu bleiben, bis es da sind, bis das Tischgebet gesprochen ist. Ganz selbstverständlich muß den Kindern sein, erst die Hände zu waschen, das Haar zu glätten. Viele Höflichkeitsformen werden wie von selbst dem Kind anerzogen, hat sich ein guter Ton bei Tisch eingebürgert. Es lernt um die Butter bitten, es lernt für eine Zureichung danken; es weiß bald, daß niemals weit über den Tisch gereicht und gelangt werden darf.

Die gute Erziehung bei Tisch ist eine Erziehung für das Leben. Wir alle haben einen Menschen lieber, der ein gutes Benehmen bei Tisch zeigt, als einen Unerzogenen, der uns die Mahlzeitstimmung verdirbt. Niemand hört gern neben sich lautes Messergeklapper. Keine Frau schätzt einen Tischnachbarn, der hölzern und verlegen nicht weiß, was er sagen und tun soll. Noch weniger lieben sie einen Tisch dürfen einer gewissen Leichtigkeit nicht entbehren. Deshalb ist es schon gut und richtig, im möglichst frühen Kindesalter mit der Erziehung zu guten Tischsitten zu beginnen. Immer, bei jeder Mahlzeit, muß auf manierliches Benehmen geachtet werden. Dann fällt es unsern Kindern am fremden Tisch leicht, ohne Verstöße gegen die gute Tischsitte zu essen. Wir werden es bei keinem Kind erreichen, daß es bei Besuchen ordentlich ißt, wenn wir erst im letzten Augenblick Belehrungen geben. Dann wird das Kind aufgeregt. In der Angst vor dem Ungewohnten wird es erst recht unbeholfen sein und alles verkehrt machen. Dauernde Uebung, vorbildliche Haltung aller im Haus lassen dem Kind geübtere Tischmanieren so in Fleisch und Blut übergehen, daß Ermahnungen überflüssig werden und das Kind sich trotzdem richtig benimmt.

Wir Mütter sind so gern stolz auf unsere Kinder. Wir hören es gern, wenn unser Kind als gut erzogen gilt. Wie es sich bei Tisch benimmt, das ist ein Maßstab für jedes fremde Auge, ob wir wirklich auf eine gute Art im besten Sinn des Wortes halten oder nicht.

F. B.

Großer Moment am Sonntagmorgen (W. Engel, M.)

Kleine Ratschläge

Wäsche bleibt beim Bügeln sehr leicht am Bügeleisen hängen, was häufig lästig ist. Man vermeidet dies, wenn man dem Stärkewasser etwas Salz zufügt.

Himbeerflecken aus Weißzeug zu entfernen geschieht leicht mit verdünntem Chlorwasser. Auch die in jeder Drogerie käuflichen Obstfleckentfrite sind brauchbar und für diesen Zweck gut.

Leinen in die Flecke geraten sind, von denen man nicht weiß, woher sie stammen, reibt man mit einer Lösung, die zu gleichen Teilen aus Ammoniak und Seifenwasser besteht, tüchtig ab. Am besten bedient man sich dazu eines sauberen Schwamms und spült dann mit sauberem Wasser nach.

Grasflecke aus Weißzeug entfernt man folgendermaßen: Man besorge sich eine schwache Zinnsalzlösung, durchtränke die Fleckenstellen damit und wasche nach einem Weilchen gut nach.

Schön deutsches Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Die Hochschule der großen Namen

200 Jahre Universität Göttingen

Berühmte Professoren und Studenten der „Georgia Augusta"

Vom 25. bis 30. Juni begeht die Universität Göttingen die Feier ihres 200jährigen Bestehens. Im Rahmen der Festlichkeiten wird auch in einer besonderen Ausstellung die Geschichte der berühmten Hochschule dargestellt. Gleichzeitig (vom 20. bis 28. 6.) finden die traditionellen Händel-Festspiele statt, die neben einem Festkonzert und Serenaden die Oper „Scipio" von Händel und die Uraufführung eines Tanzspiels „Die Hochzeit im Walde" von Wagner-Regeny bringt.

König Georg II. von England-Hannover brachte 1748 bei einem Festmahl die Gesundheit der Tochter seines kinderlosen Ministers Münchhausen, nämlich der „Georgia Augusta", aus. Aber mit noch mehr Recht könnte sie den Namen Gerlaco-Adolphia tragen; denn Gerlach Adolf von Münchhausen ist der eigentliche Schöpfer der Universität. Man kann nicht die Hochschule Niedersachsens feiern, ohne zunächst dieses großen Mannes zu gedenken. Der den Plan von Leibniz verwirklichte, ruht in Hannover neben ihm. Sein Standbild am Auditorium, seine Büste in der Aula, sein Porträt in der Bibliothek erinnern an das Werk des ersten Kurators der alma mater, die er ein halbes Jahrhundert betreute.

Münchhausens Hauptsorge war, der neuen Hochschule Lehrer von Rang zu gewinnen. Es ist wie ein Gleichnis für die Weltverbundenheit, die Göttingen bis heute auszeichnet, daß einer der Bedeutendsten ein Ausländer war: der Schweizer Dichter, Physiologe, Botaniker und Chemiker Albrecht von Haller. Lessing sagte über dieses Universalgenie: „Sein Leben beschreiben, heißt nicht, einen bloßen Dichter oder einen bloßen Zergliederer oder einen bloßen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen". Haller wurde in Göttingen von tiefstem persönlichen Leid heimgesucht. Bei seiner Einfahrt brach auf den damals noch schlechten Straßen Göttingens der Reisewagen; seine junge Frau starb an den Folgen des Sturzes, zwei Jahre darauf folgte ihr sein ältester Sohn, und wieder ein Jahr später verlor Haller seine zweite Gattin im Wochenbette. so bald danach auch das Kind. Trotz dieser herben Schicksalsschläge hatte Haller die Kraft, Göttingen zahlreiche Anstalten zu errichten: Anatomie- und Entbindungshaus, Botanischer Garten und Zeichenakademie. In Haller gewann Göttingen so lieb, daß der hochberühmte Gelehrte die ehrenvollsten Berufungen nach Oxford und Utrecht ablehnte. „Du hast bei Gründung unserer Universität so für unsere Kunst gesorgt", schrieb er an Münchhausen, „daß wir viel besitzen, was alte Universitäten entbehren, und kaum etwas vermissen, wodurch andere glänzen". Büsten am Auditorium und im Botanischen Garten und eine Gedenktafel an seinem Wohnhause halten das Gedächtnis an Albrecht von Haller wach.

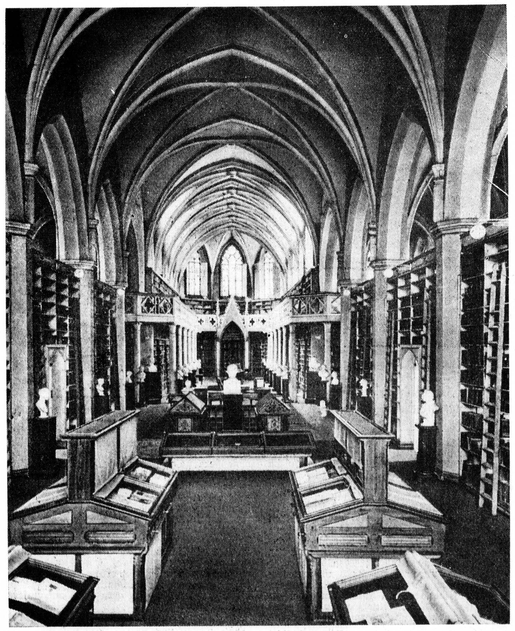
Wer das alte Göttingen durchwandert, wird fast vor jedem Haus stehenbleiben können und auf der Tafel den Namen eines erlauchten Bewohners lesen. Ein Rückblick in die Geschichte der Kultur und der Wissenschaften ist hier ein Spaziergang. Nur ganz wenige Persönlichkeiten können in diesen Rahmen angeführt werden. Gothmarstraße 1 wohnte Lichtenberg, Professor der Physik und der witzigste deutsche Schriftsteller, von dem Goethe wußte, wo er einen Spaß machte, singe ein Problem verborgen, und dessen spöttische und von heimlicher Mystik beunruhigte Aphorismensammlung Nietzsche zu den fünf besten Büchern der deutschen Prosaliteratur zählte. Und wieder ist es wie ein Sinnbild für das spätere Göttingen, den europäischen Mittelpunkt der England-Kunde: dieser bucklige Hypochonder Lichtenberg, der sonst kaum mehr von Elektrisier-Apparat und Manuskripten wegzubringen ist, reist zweimal nach England, und das wird das Hauptereignis seines Lebens. Nach 10 Tagen schon teilt er begeistert mit: „Ich habe in meinem Leben sehr viele schöne Frauenzimmer gesehen, aber seitdem ich in England bin, habe ich deren mehr gesehen als in meinem ganzen übrigen Leben zusammengenommen." Wichtiger: Lichtenberg widmet Garrick, dem damals hervorragendsten Schauspieler Englands, die genauste Rollenbeschreibung, die man in der Theaterwissenschaft kennt und behandelt den Komödianten mit mehr Hochachtung als irgendeinen seiner gelehrten Kollegen.

Ueber Gottfried August Bürger etwa goß Lichtenberg mit Vorliebe die Schale des Hohnes aus, und von den Briefen, die sich nach des „Londor" über die „Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrsperlinge" des „Hains" auf, eines Bundes empfindsam-schwärmerischer Jünglinge, die im unteren Wendelsring Milch trunken, in ihrer „Bardelei" (Barfüßerstraße 16) auch einmal Wein, unter Eichen Freundschaftsschwüre tauschten, Klopstock verehrten, Wieland verachteten und trotz allen heißen Ueberschwanges erstaunlich schnell ins Philisterium einglitten bis auf Hölty, den zarten, frühvollendeten Dichter von Ueb' immer Treu und Redlichkeit". Lichtenberg ruht friedlich auf dem Johannisfriedhof neben dem unglücklichen Bürger, der unsterblich ist durch seine Ballade „Lenore" und die — zugleich verzehrende — Eindeutschung des Volksbuches vom Lügen-Münchhausen.

Für immer bleibt Göttingen verbunden mit den Gebrüdern Grimm, deren Märchen die Kinder der ganzen Welt kennen. In ihrem Hause, Alleestraße 6, gab es trotz mühseligster Arbeit an der „Deutschen Grammatik" und dem Bibliotheksdienst gesellige Abende, an denen Jakob derbkomische Gedichte zum besten gab, Wilhelm Grimm Hampelmannsiaden vortrug, der Germanist Gervinus Volkslieder zur Gitarre sang und der Hellenist Otfried Müller, der später Delphi ausgrub.

Von unfreiwilliger Komik war es, daß die sachsische Ortspolizei versuchte, eine der umwälzendsten Erfindungen der Menschheit zu verhindern: Erst nach ärgerlichem Streit mit dem Büttel durften Gauß und Weber 1833 vom Physikalischen Kabinett in der Prinzenstraße zu Gauß' Wohnung in der Sternwarte jenen Draht ziehen, der die elektrische Telegraphie bewies, als sie sich durch ihn die bedeutsame Nachricht übermittelten: „Michelmann kommt!" Michelmann war der Institutsdiener. (Die Zeiten änderten sich: 1898 hat der Nobelpreisträger Nernst seine Glühlampe in einem Göttinger Café probiert). 1837 protestierte Weber als einer der „Göttinger Sieben", darunter den Grimms und Gervinus, gegen die widerrechtliche Aufhebung der Staatsverfassung, wurde amtsenthoben und lebte bis zur Wiedereinsetzung jahrelang als Privatmann in Göttingen, um sich nicht von Gauß trennen zu müssen. Als Göttinger Student hatte Gauß bereits das Problem der Kreisteilung, das seit 2000 Jahren ruhte, gelöst und wäre allein dadurch einer der genialsten Mathematiker aller Zeiten. Gauß liegt auf dem Albani-Friedhof. Das Porträt seines Grabreliefs wurde wenige Wochen vor seinem Tode modelliert, Weber auf dem Zentral-Friedhof, wie der geistvolle Rechtsphilosoph Rudolf von Jhering, der erst heute wiederentdeckte deutsche Denker Paul de Lagarde und der Dr. med. Friedrich Wöhler, der nie eine Stunde Chemie gehört, aber der Welt das Aluminium erschlossen und durch die erste Synthese eines organischen Stoffes, des Harnstoffes die chemische Wissenschaft umstellte.

Altes Göttingen! Ueber bunte Fachwerkhäuser ragen die Türme von St. Johannis



Der historische Saal der Universitätsbibliothek
Die Bilder sind dem neuen geschmackvollen Faltblatt der Georg-Augus-Universität entnommen.

Erst als Gauß die „Methode der kleinsten Quadrate" entdeckt hatte, wandte er sich endgültig von der Philosophie zur Mathematik. So hat der Philosoph Arthur Schopenhauer hier zunächst Naturkunde studiert, Theaterbesucher sah den genialen Schauspieler Philosophie; der Historiker Treitschke ließ sich in Göttingen ursprünglich für Nationalökonomie als Privatdozent nieder, und wie für sie alle hat Wilhelm von Humboldt, der hier anfangs Rechtswissenschaften trieb, gesagt: „Wie ich nach Göttingen kam, da dämmerte es erst in mir, daß doch eigentlich nur das Wert habe, was der Mensch in sich ist". Auch Alexander von Humboldt war Göttinger Student. Ebenso der Freiherr v. Stein und sein späterer Mitkeifer am Neubau Preußens, Hardenberg, von dem die Bibliothek eine „Verhandlung des Universitätsgerichts wegen Verabfolgung von Naturalien und einer Obrfeige" aufbewahrt; auch Hnigges Göttinger Benehmen ließ nicht auf sein späteres Buch über den Umgang mit Menschen schließen. Stein war Schüler Schlözers, den auch Bismarck noch hörte. Göttingens berühmtester Student, dessen Wohnung Am Wall zu einer Gedächtnisstätte ausgestaltet ist.

Aus Schlözers Lehren ist die Umwandlung der Münchener Universität durch den Göttinger Studenten und späteren bayerischen König Ludwig I. zurückzuführen. Genau so hatte schon Benjamin Franklin 1766 in Göttingen Eindrücke gewonnen, die er dann in der Universität Pennsylvania als einem „amerikanischen Göttingen" verwirklicht hat. Aus Amerika kam der Dichter Longfellow, in dessen „Hyperion" deutsche Gedichte eingefügt sind, aus England Coleridge, der Uebersetzer von Schillers „Wallenstein". Drei amerikanische Staatsmänner und Historiker zugleich besten sich in Göttingen für ihre Tätigkeit ausgebildet: George Bancroft, Marineminister und Gesandter in Berlin, der die Verträge über die Staatsangehörigkeit der Auswanderer schloß, Edward Everett, Staatssekretär und Präsident des Harvard-College und Bismarcks Freund Motley, der amerikanische Gesandte in Wien und London. Frankreich schonte Europa in dem Artillerieoffizier und späteren Göttinger Professor der französischen Sprache Charles de Villers einen der edelsten Mittler zwischen französischem und deutschem Geist: auch der große Romanist Gaston Paris studierte in Göttingen. Von den zahlreichen klassischen Göttern aus anderen Völkern seien nur die Dänen noch genannt: die Brüder und nachmaligen Minister Grafen Bernstorff, die Professoren Jens Schelderup Sneedorff und Jakob Baden.

Herbert Günther

Haus, Hof und Garten

Grundregeln für die Bereitung von Sauerfutter in Kleinbehältern

1. Aus dem Einlagerungsgut soll durch gleichmäßiges Stampfen und Pressen möglichst viel Luft herausgedrückt werden, damit unerwünschte Nebengärungen, die eine Verderbnis des Sauerfutters durch Bildung von Essig- und Buttersäure bewirken, unterbleiben. Nach beendeter Nachfüllung der Behälter ist jeder Zutritt von Außenluft sorgsam abzusperren. Die Füllung ist in einem Zuge durchzuführen.

2. Für kleine Behälter empfiehlt sich stets ein Häckseln des Einlagerungsgutes. Saftige junge Blätter und Stengel sind lang zu häckseln; stengelreiches älteres und trockenes Einlagerungsgut muß kurz zerkleinert werden.

3. Allerhöchst wichtig ist die Beurteilung des Feuchtigkeitszustandes des Einlagerungsgutes! Ist das Material trocken, bleibt zu viel Luft in der Füllmasse enthalten, weist sich der Inhalt nicht fest genug lagern kann; ist es zu feucht, so daß reichlich Preßsaft entsteht, muß der Saftüberschuß beseitigt werden. In beiden Fällen ist es unmöglich, Sauerfutter erster Qualität zu erzeugen. Im ersten Falle erhält man butter- und essigsaures; im zweiten übelriechendes, durch Bakterientätigkeit angefaultes Sauerfutter.

Den angemessenen Feuchtigkeitszustand des Einlagerungsgutes kann man nur durch Erfahrung abschätzen lernen!

Zu trockenes Material muß kurz gehäckselt und mit saftreichem gemischt; junges, saftreiches mit abgetrocknetem oder ganz trocknem, wie z. B. Kartoffelflocken, in Lagen durchschichtet werden. Kartoffelflocken eignen sich hierfür ganz besonders, denn sie saugen überschüssigen Saft gut auf und halten ihn fest, außerdem fördern und sichern sie die erwünschte milchsaure Gärung, indem sie den Gärungserregern als bevorzugte Nahrung dienen. So wird bestgeeignetes Sauerfutter erzielt.

Man vermeide, taufeuchtes oder regennasses Material einzulagern, besonders wenn es außerdem jung und saftreich ist, da dann stets ein starker Ueberschuß von Preßsäften entstehen muß. Um allen Anforderungen gerecht werden zu können, sollte man im Preßgefäß dicht über dem Boden ein Loch anbringen, das mit einem Stöpsel oder Sperrhahn verschließbar gemacht wird. Große Behälter besitzen stets Abzapfstellen verschiedener Art.

4. Das Einlagerungsgut muß gesund, sauber, erdefrei sein. — Gras und Rübenblätter lassen sich vorteilhaft zusammen einlegen; auch blattreiches Klee oder Luzerne mit Gras oder Rübenblatt. Zeigen Gras, Klee und Luzerne bereits längere, feste Stengel, dann muß gehäckselt werden. Bei Zusatz von festigen Rübenblättern empfiehlt es sich, Zwischenschichten von Kartoffelflocken zur Aufnahme des Saftüberschusses einzuschalten.

Beispiele das Einlagerungsgut aus eiweißreichen Pflanzen, wie Klee, Luzerne, Süßlupinen oder aus Kleegras, so muß ein Zusatz von 0,5 bis 1 Prozent Zucker (auf 100 kg Grünmasse 0,5 bis 1 kg Zucker) stattfinden. Auch junges, saftreiches Material verlangt einen Zuckerzusatz. Wird der Zuckerzusatz bei Herstellung größerer Mengen von Sauerfutter zu teuer, so kann man den Zucker durch Melasse oder Rohzucker ersetzen. Man rechnet auf 1 cbm Futter 7,5 kg Melasse oder 3,5 kg Rohzucker. Der Rohzucker wird in wenig kaltem, die Melasse in heißem Wasser gelöst und schichtweise beim Füllen eingesprengt.

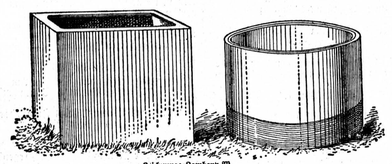
Säurefutter, wie sie jetzt vielfach mit Nutzen beim Füllen von Großsilos verwendet werden, empfehlen sich weniger für Kleinsilos. Hier benutzt man statt dessen besser die erwähnten Zusatzmittel Zucker, Melasse, Kartoffelflocken. Will einer nach dem Sprichwort: Doppelt reißt nicht! Zucker oder Melasse einerseits und dazu Kartoffelflocken andererseits zusammen verwenden, so läßt sich das nur befürworten.

Vor einer Einlagerung grüner älterer Senfpflanzen, Gartenmelden und besonders den beliebten Brennesseln wird gewarnt! Es ist überraschenderweise bisher nicht gelungen, aus Brennesseln ein brauchbares Sauerfutter herzustellen. Brennesseln lassen sich am zweckmäßigsten getrocknet aufbewahren. In gleicher Weise sei vor dem Einlegen von Grünpflanzen gewarnt, die stark mit Wirtschaftsdüngern, wie Jauche, Kalkalien oder mit hohen Gaben von Handelsdüngern gedüngt worden sind. Auch Rieselgras ist ungeeignet; es liefert überwiegend stinkendes Sauerfutter.

5. Beim Füllen auch kleiner Behälter sollte stets ein passender Trichter aufgesetzt werden, der zum Schluß noch einmal bis zum Rand gefüllt wird. Dieses Material dient zum Nachfüllen des gesackten Behälterinhaltes, der sich in den ersten zwei bis drei Tagen trotz bester Pressung noch setzt. Auf ein luftdichtes Abschließen des Behälters haben wir schon aufmerksam gemacht. Das Dichtbleiben des Abschlusses muß von Zeit zu Zeit kontrolliert werden.

6. Als Kleinbehälter können Fässer dienen, die vor dem Gebrauch sorgsam zu reinigen sind! Sehr gern werden auch Kanalisationsröhren aus Beton verwendet. Sie müssen aber vor dem Gebrauch einen säurefesten Innenanstrich von Asphaltteer oder eines Teerpräparates erhalten, der von Zeit zu Zeit zu erneuern ist.

Dr. E.



Zeichnung: Zamboni M

Moderne Betonsilos für die Einsäuerung von Grünpflanzen
Eckige Form mit abgerundeten Innenecken bei Raummangel; runde Form bei reichlich Platz

Rat für erzürnte Hausfrauen

Zellwolle ist der Motten Tod

„Hu, eine Motte!" ruft die Tochter des Hauses, und schon ist unter lebhafter Beteiligung aller Familienmitglieder eine tolle Jagd nach dem kleinen, grauen Schmetterling im Gange, bis er zerquetscht zwischen den Fingern hängt. Schon unsere Großmütter standen im wigen Kampf mit diesen Kleider-Parasiten und die Pflege, unter der unsere heutigen Hausfrauen zu leiden haben, ist nicht geringer geworden. Wundern wir uns nicht, welche arg. Zerstörungen die ungebetenen Gäste angerichtet haben, denn unsere Kampftaktik ist meistens falsch!

Deshalb hat jetzt die Dienststelle zur Erforschung und Bekämpfung der Vorratsschädlinge in Berlin eigene Beratungsstellen für Hausfrauen eingerichtet, in denen der Feldzugsplan gegen die Motten entworfen sind. Da erfahren die Frauen nun, daß das Fangen der Schmetterlinge wenig Zweck hat, da die eierlegenden Weibchen kaum fliegen, sondern das Kriechen vorziehen und ihre Eier mit Vorliebe überall dorthin setzen, wo den ausgeschlüpften Raupen ein wahres Schlaraffenland winkt.

„Nein, meine Damen", erklärt Regierungsrat Dr. Kunisch, der Feldherr des Motten-Krieges immer wieder den Hilfe suchenden Besuchern seiner Dienststelle, „die fliegende Motte, die nicht mit Unrecht ihren Zorn hervorruft, kann eigentlich nichts dafür, daß Sie in ihren Kleidungsstücken immer wieder so viele Löcher finden. Die fliegende Motte freßt überhaupt nicht, da ihre Mundwerkzeuge verkümmert sind. Sie büßt für ihre Nachkommen, für die Brut, die im warmen Nest der Pelze, des Sonntagsanzugs, des Wintermantels, der Socken, kurzum all den so „forsam eingemotteten" Wollsachen ihren Heißhunger stillt".

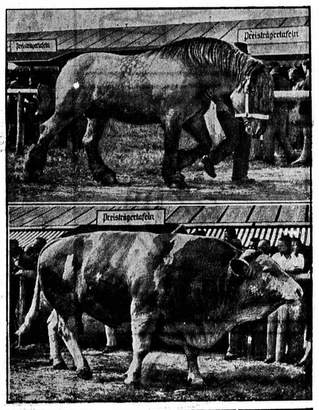
Ja, diese kleinen Raupen verfügen über einen ausgezeichneten Appetit und man hat ausgerechnet, daß ein Stoffstück in der Größe eines Fünfmarkstückes das mindeste ist, was sie in ihrer Entwicklungszeit verzehren. Sicher die Chemie gibt sich die größte Mühe, Waffen im Kampf gegen die Motten liefern, aber ein Universalmittel ist eben bis heute noch nicht erfunden worden, weshalb nur Selbsthilfe, das heißt, sündige Aufmerksamkeit, zum Ziele führt. Abschließen der zu schützenden Gegenstände hat nur Zweck, wenn der Verschluß sehr dicht ist, denn die kleinsten Raupen sind nur 0,08 bis 0,2 Millimeter breit und vermögen daher auch durch die engste Spalte oder Ritze zu schlüpfen.

Man hat in den letzten Jahren in einer eigenen Motten-Beobachtungsstation die Lebensbedingungen der Motte genau verfolgt und die verschiedensten Experimente mit ihr angestellt. So hat man festgestellt, daß Temperaturen von weniger als 15 Grad das Wachstum der Kleiderschädlinge sehr hindern, denn Kälte ist der größte Feind der Motten. Als ihr Erzfeind gilt die Sonne. Auch häufiges Ausklopfen, das aber nur im Freien geschehen kann, weil in der Wohnung die Eier doch wieder in Dielenritzen oder auf den Teppich fallen, wirkt Wunder.

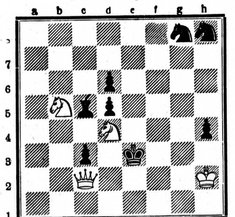
Auch die Stoffindustrie will den Motten ein Schnippchen schlagen. Man verdirbt ihnen den Appetit, indem man die Wolle vor der Verarbeitung mit komplizierten chemischen Verbindungen imprägniert. Ein neuer Feind ist den Kleiderschädlingen in der Zellwolle erwachsen, das sie zum Aufbau ihres Körpers unbedingt benötigen. Zellwolle bedeutet der Motten Tod.

Die vierte Reichsnährstands-Ausstellung in München

Spitzenleistungen deutscher Tierzucht werden vorgeführt. Oben: Ein herrlich gebauter Kaltblutbengst. Unten: Ein Zuchtbulle. (Schirner 2, Zander-K.)



Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (12). Weiß (4): Kh2; Dc2; Sf5 u. De3 — Schwarz (8): Ke5; Lc5; Sg8 u. b8; Bc3. b5 d6 u. h4.

Ordnungsrätsel

also arka dö ehe chwi derb
dief dbar dorn erse ebva este
hlim hner igdo kein lieb lbst
menj merf msin nchm neno nnim
nrof nste ofen ofen rdma rnig
find.

Die vorstehenden Buchstabengruppen sind in bestimmter Reihenfolge zusammenzustellen, so daß daraus ein Vierzeiler von Friedrich Bodenstedt entsteht.

Mathematische Aufgabe.

Zwei Handwerksburschen sehen am Ausgange eines Dorfes ein Fahrrad stehen. Da das Rad unbewacht ist, benachtigen sie sich desselben, um es für ihre Wanderung nach der 30 Kilometer entfernten Stadt X zu benutzen. Sie verabreden, daß der eine 2 Kilometer (Geschwindigkeit: 3 Kilometer in 5 Minuten) fahren, während der andere im rüstigen Fußgängerschritt (1 Kilometer in 10 Minuten) ihm folgen soll, um dann umzuwechseln. Wie oft wechseln sie und um wieviel Minuten kommen sie eher nach der Stadt X, als wenn sie das Rad nicht gehabt hätten?

Rätsel.

Hast du mich frei, das zeugt von offenem Herzen;
Hast du mich hoch, das zeugt von innerem Licht;
Hast du mich kraus, das zeugt von innern Schmerzen;
Hast du mich hart, hast du ein frech Gesicht;
Und sollt'st du mich gar ehern vor dir tragen,
Wie unverschämt wirst du die Sanften plagen!

Silbenrätsel.

a — aus — bel — burg — dern — du — e — e — er — flan — ger — fo — li — mas — ni — no —plomb — ra rem — scheib — see — statt — ve — wer

Aus vorstehenden 24 Silben sind zwölf zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Kurort in der Steiermark, 2. schwedischer Chemiker, 3. französischer Romanschriftsteller, 4. Stadt in Baden, 5. flaches Boot. 6. Hoherpriester. 7. belgische Provinz. 8. Stadt im Rheinland. 9. sicheres Benehmen. 10. Futterpflanze. 11. afrikanischer Strom. 12. Stadt in Thüringen.

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, die Namen von drei Nordpolforschern.

Rätsel.

Er ist geboren in dem Wald;
Er wird als Knecht einst grau und alt;
Ist zweien Herren treu zugleich
Und lebt, als wär er Herr im Reich:
Gebt nicht zu Feld mit renen aus,
Er hat es besser still zu Haus.
Geschützt vor Sturm und Ungemach;
Er ruht den lieben langen Tag.
Die beiden Arme rührt er nicht
Und sieht das stille Tageslicht.
Doch wenn die Sonn' am Himmel sinkt,
Der Abend dir zur Ruhe winkt.
Dann kommt für ihn die Arbeitszeit.
Das heißt, er grüßt die Herren beid';
Umarmt sie beide zum Empfang.
Die heimgekehrt vom langen Gang.
Aus einer Welt von Not und Qual,
Und sagt: „Nun ruht euch auch einmal!"

Illustriertes Kreuzworträtsel

Die in die waagerechten und senkrechten Feldreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sc5—a4, Td5×c5; 2. Dc8—h3 matt. a) 1. . . . ., Kd5—c4; 2. Dc3—e4 matt. b) 1. . . . ., Sa3—c4; 2. Sa4—c3 matt. c) 1. . . . ., beliebig; 2. Sa4—b6 matt.

Gleichklang: Der Strauß.

Scherzrätsel: Ein Bierbrauer, der verlobt ist (der ist Bräutigam und braut).

Kopfwechselrätsel: Rappe, Uran, Cid, Kittel, Sehne, Anhalt, Cent, Kohle. — Rudikal.

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Ariadne. 7 Oval 8 Rost 10 Riff. 11 Arta. 12 Pate 13 Aden 14 Cajac 18. Mang 21 Ural 22 Ader. 23. Sage. 24 Hera. 25. Sentenz. — Von oben nach unten: 1 Avia. 2. Rast. 3. Ilse. 4. Drag 5 Nord 6. Este 7. Orpheus. 9 Tanagra. 15 Gras 16 Gage. 17. Elen. 18 Rahe. 19 Aden 20 Nera.

Silbenrätsel: 1. Rabel. 2 Engadin. 3. Ilmenau. 4. Cilaos. 5. Hohoe. 6. Engerling. 7. Longfellow. 8. Erikette. 9 Urkula 10. Terzett. 11. Examinondas. 12 Herzversetzung. 13. Almanach 14. Budget. — Reiche Leute haben viele Freunde.

Zahlenrätsel: Laubfrosch.

Bruchstückaufgabe: Elm. Rum, Dom, Bar. Eck. Eid. Rom. Bug. Ohm. Wal. Leu. Ert. — Erdbeerbowle.

Literarisches Versteckrätsel: Friedrich Rückert.

Gut gegeben

Der Schulrat prüft die Klasse. Gerda wird an die Tafel gerufen, einen richtig interpunktierten Satz anzuschreiben. Sie ist so aufgeregt, daß die Lehrerin erklärt: „Die Kleine hat nämlich unüberwindliche Schwierigkeiten mit den Kommata."

„Das schadet ja gar nicht", tröstet der Schulmann das Kind. „Kommas sind gar nicht so wichtig!"

Die Kleine strahlt. Fräuleins Gesicht wird lang. „Also, Gerda", sagt sie dann, „schreibe jetzt: Der Herr Schulrat sagt die Lehrerin macht's falsch. Hast du? — Gut! Jetzt setze hinter Schulrat und Lehrerin je ein Komma."

*

Ein jugendlicher Liebhaber des Wiener Burgtheaters, der eine sehr leichte Hand im Geldausgeben hatte, war stets hoch im Vorschuß. Als er wieder einmal zu seinem Theaterdirektor kam, lehnte dieser das Gesuch ab. Der Schauspieler, der in großer Verlegenheit war, bat nun den Direktor, ihm einen kleinen Betrag zu borgen.

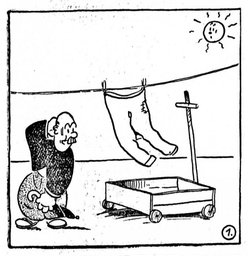
„Lieber Freund", antwortete der, „ich bitte Sie, wir sind ein Burgtheater, aber doch kein Borgtheater!"

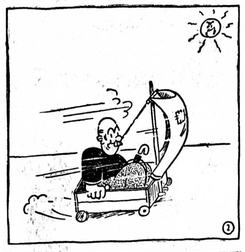
*

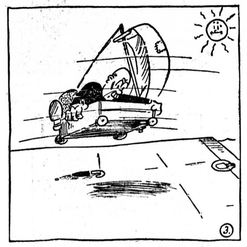
„Wieviel Inseln liegen im Weltmeer, und wie heißen sie?"

„Es liegen viele Inseln im Weltmeer, und ich heiße Müller."

Jupp auf großer Fahrt







Zeichnungen: Ertz

„Heute habe ich eine alte Uhr auf der Versteigerung erstanden, aber man muß mit ihr umzugehen verstehen. Wenn die Neger auf 2 Uhr weisen, schlägt das Werk fünfmal, und dann ist es genau Mitternacht."

Das kluge Kind

Der Lehrer hat das Märchen vom Tischlein-deckdich erzählt. „Was würdest du denn tun", fragt er den kleinen Fritz, „wenn du so ein Wundertischlein geschenkt bekämst?"

„Ich würde ein Restaurant aufmachen!"

*

Fritz Schulze, was ist Wasser?"
Eine farblose Flüssigkeit!"
Und wann färbt sie sich?"
„Sie färbt sich schwarz, wenn man sich die Hände drin wäscht."

Berechtigter Stolz

„Diesen Sonnenuntergang hier hat meine Tochter gemalt. Sie hat drei Jahre im Ausland studiert!"

„Daher! Bei uns in Deutschland habe ich nämlich noch nie einen solchen Sonnenuntergang gesehen."

Ein Museumsstück

„Was glotzen Sie denn so? Ist es vielleicht das erste Auto in Ihrem Leben, das Sie sehen?"

„Nein — aber es sieht ihm ähnlich!"

*

Lehmann besucht zum erstenmal eine Großstadt, und als er wieder nach Hause kommt, fragt ihn sein Freund, was ihm dort am meisten aufgefallen wäre.

„Zuerst sehr viel Verkehr", erwidert Lehmann, „mein nächster Eindruck war eine kühle Hand auf meiner Stirn, ein Geruch von Karbol und eine Stimme, die mich fragte, ob ich mich wohler fühlte."

„Wirksame" Werbung

Der Reisende beteuert: „Ich versichere Ihnen, ohne dieses Präparat können Sie wirklich nicht leben."

„Na, erlauben Sie mal", schränkt der Kunde ein, „schließlich haben ja meine Vorfahren auch ohne das Zeug gelebt."

„Allerdings, aber was ist heute mit ihnen? Sie sind tot — alle tot . . ."

*

„Der älteste Einwohner unserer Gemeinde ist im Jahre 1685 geboren!"

„Das ist aber doch ganz unmöglich!"

„Doch — ich habe es selbst auf seinem Grabstein gelesen!"

*

„Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß Schnecken unsere Spezialität sind?"

„Ich weiß, Herr Ober, als wir das letztemal hier gegessen haben, hat uns eine bedient!"

*

„Hier ist ein wundervolles Echo", erklärte der Führer. „Aber Sie müssen sehr laut rufen. Schreien Sie mal: Zwei Glas Bier!"

Der Tourist schrie, so laut er konnte, und horchte dann.

„Ich höre nichts", sagte er.

„Schadet auch nichts — denn hier kommt schon der Gastwirt mit dem Bier."

*

„Alles geht auf dieser Welt natürlich zu."

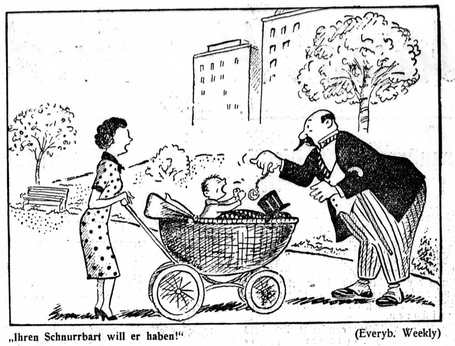
„So? Na, dann sehen Sie sich mal meinen Koffer an. Wenn ich den für eine Reise packen will und alle Sachen endlich glücklich darin habe, dann geht er natürlich nicht zu."

Sein Standpunkt

Der Sohn des Theaterdirektors war zum erstenmal in der Schule gewesen.

„Na, Klaus, wo sitzt du denn in der Klasse?" erkundigt sich seine Mutter.

„Parkett, zweite Reihe links!" ist die fachmännische Antwort.



„Ihren Schnurrbart will er haben!" (Everyb. Weekly)

Der Arzt: „Luft brauchen Sie, Luft und nochmals Luft! Haben Sie denn gar keine Gelegenheit, in die Luft zu gehen? Was sind Sie denn?"

„Ich bin Arbeiter in einer Pulverfabrik!"

*

„Das ist ein hübscher Mantel, den Ihr Junge hat, der kostet doch sicher seine fünfzig bis sechzig Mark."

Vater: „Wieso seine? Meine."

Mißverständlich

„Ach bitte, Herr Fleischermeister, wollen Sie mir die Suppenknochen noch ein bißchen zerkleinern!"

„Dans, schlage der gnädigen Frau die Knochen entzwei!"

Berichtigt

„Du hast deinen ganzen Geburtstagskuchen auf einmal gegessen, Hansel?"

„Nein, Tante! Immer ein Stück nach dem andern."

*

Lehrer: „Wenn du immer recht nett und höflich gegen deine Schulkameraden bist, Fritz, was wird die Folge sein?"

Fritz: „Daß sie mich verhauen!"

Wieder ein Schotte

Alle seine Landsleute übertraf McLawers aus Kilmarnock. Der ging eines Tages mit seinem Freunde Bill durch das Hafenviertel von Cafferdy, und beide hatten Durst.

Da sagte Bill:

„Du — ich weiß eine Bar — da bedient eine Kellnerin. Wenn man der etwas Interessantes erzählt — vergißt sie darüber das Abrechnen."

Sie gehen also in die Bar, und die Geschichte verläuft programmäßig. Bill redet fleißig über das Wetter, und Lawers wirft hin und wieder ein Wort dazwischen. Dann trinken sie aus, gehen zur Tür. Plötzlich dreht sich McLawers aus Kilmarnock um und sagt zur Kellnerin:

„Liebes Kind — Sie wollten mir doch noch etwas herausgeben?"

Die Medizin

Dem Kranken ging es täglich schlechter. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

„Halten Sie sich genau nach der Vorschrift, die auf der verordneten Medizin steht?"

Der Kranke nickte.

„Ja".

„Wie oft nehmen Sie die Medizin?"

„Nehmen? Ueberhaupt nicht. Auf der Flasche steht doch: Stets verschlossen zu halten."

Im Prater zu Wien geht ein Vater mit seinem kleinen Buben spazieren. Im Gedränge verlieren sie sich.

Darauf läuft der kleine Bub heulend zum nächsten Wachmann und schluchzt: „Haben Sie nicht einen Herrn gesehen — — ohne mich?"

Fritz im Walde

Fritz geht durch den Wald. Im Sommer. Da steht ein verdorrter Baum mitten im Grünen.

„Gucke mal, Mama", zeigt Fritz, „der dumme Baum denkt, es ist noch Winter."

*

„Fast jeder Mensch dürstet nach irgend etwas: der eine hat Durst nach Geld, der andere nach Ruhm . . ."

„Halt, halt, lieber Freund! Weißt du aber, wonach alle Menschen Durst haben?"

„Keine Ahnung!"

„Nach einem Salzhering!"

*

„Aber Fritzchen, du hast wieder auf der Straße gerauft!"

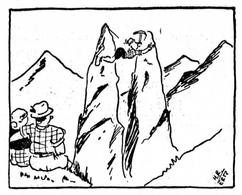
„Liebe Mutti — wenn Frau Schulze dir 'ne verfaulte Tomate in'n Hals stecken möchte, — — — würdest du sie da etwa nicht verkeilen!!?"

Die Einladung

„Kommst du Mittwoch abend zu meinem Geburtstag? Ja? Das ist nett. Und weißt du, du brauchst nur mit dem Fuß gegen die Tür zu poltern, dann mache ich dir auf."

„Aber wieso denn?"

„Na, für den Fall, daß du beide Arme voll haben solltest . . ."



„Der Seppl muß immer eine Extrawurst haben. Nun will er schon zwei Berge zugleich besteigen."

Herdfeger bewährt ergiebig · billig

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfe **„AKUSTIKA"** bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf! In Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Herrenrad RM 29.-
Herrenrad .. 38.-
Motorfahrrad Frontantrieb Lichtanlage 148.-
Katalog mit interess. Denksaufgabe kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Echte solides **Dirndl**-stoffe, flott, praktisch u. **billig.** Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Damenbart Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Haarwaffur. Kergil. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Nr. 459 559 Gold-Medaille. Groß. Preis Brüssel 1930, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.25, f. gröb. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heiwaka G. m. b. H., Köln 116

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Ihren Anzeigen-Manuskripten!

denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Nähmaschinen kaufe bei **Ritter** Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen. Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen d. „7. Tag" Bezug Nur so wird den Inserenten bekannt daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504.

Bis 2400.- RM. jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzernte u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 17

Schlank und leichter im Gewicht. Prosp. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos. Gold-Numbers & Co. Zug

Je länger Sie zögern, die Zeitungsanzeige in den Dienst Ihrer Kundenwerbung zu stellen, **je schwerer** wird es Ihnen gemacht, sich im Konkurrenzkampf zu behaupten.

Kathol. Ehe sch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Strenge Verschwiegenheit. Neuland-Verlag R Herne I. W., Mühlenstr. 7

Nicht nur gewaschen, nicht nur rein,
persil-gepflegt soll Wäsche sein!
I 437/37

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oliergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag"; I. VJ. 37: 35 595. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.